Die Armennot ; Ein Sylvestertraum ; Eines Schweizers ...

Jeremias Gotthelf, Ferdinand Vetter

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Jeremias Gotthelf

(Albrecht Bitzius)

Volksausgabe seiner Werke im Urtext

Siebenter Band:

Die Armennot — Ein Sylvestertraum — Eines Schweizers Wort

Besorgt von Ferdinand Vetter

Bern
Verlag von Schmid & Francke
vormals J. Dalp'sche Buchhandlung
1899

Digitized by Google

Jeremias Gotthelf

(Albrecht Bitzius)

Die Armennot

Bern
Verlag von Schmid & Francke
vormals J. Dalp'sche Buchhandlung
1899

Digitized by Google

1545676

PT
1319
E6

Erstes Kapitel.

Die Not.

In eines jeden Weibes Herzen wohnt ein Kummer. Vor etwas Drohendem aus der verhüllten Zukunft her beben die armen Weiber, reiche und arme, und manche Freude vertreibt dieser Kummer und oft den lieben Schlaf von den müden Augen. Dieser Kummer ist nicht der eine und gleiche in allen weiblichen Herzen; er wechselt mit den Jahren, er wechselt in den Ständen, er wechselt mit den erhaltenen Gaben: einen andern Kummer hat das Herz, das in unschönem Körper wohnt, und einen andern das, welches Schönheit umstrahlt. Auf gleiche Weise hat jedes Volk seinen Kummer; es sieht ein Schwert über seinem Haupte hangen; an dünnem Faden scheint die scharfe Klinge zu schweben, jeder Windeshauch sie herabzustürzen. Ein solches Schwert sah jedes Volk zu jeder Zeit; durchgeht jetzt die Völker alle, ihr werdet jedem Volk bezeichnen können den Kummer, der sein Herz ihm schwillt. So hat aber auch jede Zeit ihren Kummer, den sie Völkern, die in Verbindung leben in gemeinsamen Zuständen, auf die Herzen legt.

Es war eine Zeit, wo der Kummer vor dem Türk und vor der Pestilenz wechselte bei allen christlichen Völkern, wo

Digitized by Google

man in allen christlichen Kirchen Gott um Hülfe bat gegen den Türk und gegen die Pest. Der Kummer vor dem Türk ist verschwunden. Der Türk sitzt in stumpfer Ergebung vor seinem Kaffeehaus; aus seinen ernsten Zügen aber spricht Kummer vor dem Christ, der übermächtig ihn umdrängt, überwacht, wie ein Herr den Knecht. An die Stelle der Pestilenz ist die Cholera getreten, welche durch die Weltteile zieht wie ein grausenhaftes todbringendes Geheimnis; an die Stelle des Türken möchten die Politiker den Russen setzen; sie irren sich. Ein unnatürlich geschwollener Leib birgt gewöhnlich eine böse innerliche Krankheit, erzeugt geschwollene Beine, und dann geht die ganze Maschine kaput. Nein, unser heutige Türk, gegen den man in allen Kirchen Gott um Hülfe bitten sollte, der sitzt bereits mitten unter uns. Nicht in dieser oder jener Stadt ist er, nicht an dieser oder jener Grenze steht er: alle Städte füllet er, über alle Grenzen ist er gezogen, über alle Länder hat er sich verbreitet. Und dieser neue Türk ist die Armut, welche über einen großen Teil der Menschheit sich gelagert hat und langsam und schauerlich ihre abgezehrten Arme weit und immer weiter ausbreitet, um auch den Rest derselben an ihre vertrocknete Brust zu drücken.

Und müssen wir denn alle liegen an dieser kalten, harten Brust, müssen unsere Kinder oder Kindeskinder an ihr geboren werden, sterben an ihr; ist sie die fürchterliche Geißel Gottes, die über den Menschen geschwungen ward, als ihr Jagen nach irdischem Gut am höchsten stieg; ist sie es, die vorangeht dem Ende der Welt, als die Lust der Welt alle Herzen überwachsen hatte?

Nicht jeder Kummer geht in Erfüllung, nicht jede drohende Gefahr bricht herein: Feinde hat des Menschen Schwert über

Digitized by Google

die Grenzen gejagt, Feinde hat Gottes Hand gebannt, verſenkt. Der Türk brach am Glaubensmut des Chriſten ſeine Macht, zertrümmerte an den Mauern Wiens ſeine Kräfte; gegen die Cholera ſchwang der Menſch allerlei Tücher, Bündel mit Kamillen- und anderm Thee, und Gott lenkte ihre Schritte, brach ihre Wut, ſchonte der Menſchen. So ziemt es dem Menſchen, mit Gottvertrauen ſich gegen Kummer und Gefahren zu wappnen und mit allen ihm von Gott gegebenen Mitteln gegen den Feind zu Felde zu ziehen: das Ende des Kampfes beſtimmt Gott; der Sieg wird, wem Gott ihn giebt. Wer fragen ſollte: ob wohl dieſer neue Feind ſiegen, der Kummer über ihn in Erfüllung gehen werde, dem gehört die Antwort, daß, das Ende zu wiſſen, dem Menſchen nicht gegeben ſei, wohl aber, mit allen Kräften ſich mit dem Feinde zu meſſen, die Gefahr ins Auge zu faſſen und ihr mutig zu ſtehen; denn einzig der Mutige darf hoffen auf den Sieg; ihm allein ſegnet Gott den Kampf, wenn er kämpft um die gute Sache.

So geziemt es auch uns, dem Feinde zu ſtehen, ihn zu meſſen und dann nach Waffen zu ſuchen und ſie mutig zu verſuchen, Gott getroſt den Erfolg unſerer Anſtrengungen überlaſſend, nie vergeſſend, daß der Hülfe Gottes die Anſtrengung der eigenen Kräfte vorangehen muß.

Ich werde wohl nicht nötig haben, lange zu beweiſen, daß die Armut gefährlich geworden ſei, daß die Verhältniſſe der ſogenannten Proletarier zu den Beſitzenden oder der Nichtshabenden zu den Habenden ſo geſpannt ſeien, daß ſie einen Bruch drohen, der ganz Europa mit Blut und Brand bedecken würde, daß die Armut das feindſelige Weſen ſei, welches dem alten Europa am drohendſten gegenüberſtehe,

Digitized by Google

zwar teilweise auch dem noch ältern Asien, dem jungen Amerika.

Ihr hört Stimmen aus allen Ländern jammern über diesen Gegenstand. Hört nach England hin: dort vernehmt ihr nicht bloß Klagen der Reichen, Bitten der Armen; ihr vernehmt bereits den Notschrei der Reichen, das Kriegsgeschrei der Armen. Die Armen verzehren bereits die Habe der Mittelklasse, und doch darf man das Geforderte nicht weigern, will man das Leben nicht auf das Spiel setzen. Und wie viel man auch giebt, so liegen doch noch Tausende im schauderhaftesten Elend, das laut zum Himmel schreien würde, wenn auch die Elenden selbst stumm wären. Horcht nach Frankreich hin, wie es dort wimmelt von Armen, wie sie in ungeheurer Zahl vornehmlich in den großen Städten liegen, hauptsächlich in Paris, der großen Kloake Frankreichs, wohin der Unrat des Landes abfließt: wie sie dort schreien und zur Hand sind bei jedem schlechten Streiche. Fragt dort nach, was die Begütigung der Armen kostet, wie viele Millionen die Stadt Paris allein für sie erschwingt. Ihr werdet daraus schließen können auf die Macht der Armen und die vor ihnen gehegte Furcht.

Gehe man durch ganz Deutschland, man wird allenthalben die gleichen Klagen vernehmen über die Armenlast; man wird besonders in Städten jammern hören, wie die daherigen Abgaben nicht zu erschwingen seien. Und wenn man nicht mehr direkte Abgaben ziehen darf, so organisiert man indirekte: man giebt Bälle mit und ohne Masken, Konzerte, Deklamatorien, und wie wild tanzen, singen, schreien die Menschen, damit die Armen Brot erhalten. Man braucht aber nicht einmal so weit zu gehen, sondern man sehe nur um sich hier in unserm Ländchen, stelle zusammen, was man

wahrnimmt und hört, so wird man Angst kriegen in seine Seele, wie gleichgültig diese sonst auch sein mag. Es hat immer Arme gegeben, d. h. solche, welche in ihnen selbst die Mittel zum Fortkommen in der Welt nicht hatten, die auf die Hülfe ihrer Mitmenschen angewiesen waren. Die Blinden und die Lahmen hatten zu allen Zeiten Ansprüche an fremde Hülfe; bereits im Alten Testamente sind Armengesetze. Es werden immer Arme im Lande sein, sagt Moses, darum gebiete ich dir, deine Hand gegen deinen Bruder und gegen den Armen und Dürftigen in deinem Lande aufzuthun. Er sichert ihnen ihren Teil an der Ernte zu; besondere Vorteile hatten sie vom Brach- oder sogenannten Sabbath-Jahr, einen eigenen Anteil an den Opfermahlzeiten ꝛc.

Es waren immer Arme; das Verhältnis zu ihnen hat im Christentum seine eigenen Bestimmungen; es findet aber auch seit langem schon in vielen Gesetzgebungen seine Berücksichtigung. Aber nie noch waren die Armen so zahlreich im Verhältnis zu den Besitzenden wie jetzt, nie war in christlichen Staaten durch viele Länder ihre Haltung gegen die Besitzenden so drohend, ihre Stimmung so feindselig, und nie noch erzeugte sich die Armut so fast aus sich selbst, war so erblich, so ansteckend, so aussatz-, krebsartig wie jetzt.

Es gab immer Zeiten, wo das Elend in diesem oder jenem Lande groß war. Nach dem Schwabenkriege wurden Herden Kinder auf die Felder getrieben und dort eigentlich geweidet. Nach dem dreißigjährigen Kriege war das Elend an einigen Orten Deutschlands unbeschreiblich. In den siebenziger Jahren war ebenfalls die Not groß, und im Jahre sechzehn aßen gar viele Leute kein Brot mehr, und viele starben im Frühjahr des siebzehner Jahres an jungem Klee, welcher gesotten ihre einzige Nahrung war. Von Zeit zu Zeit

reißt Mangel und Bedrängnis ein in Fabrikländern: vor zwei Jahren las man greuliche Erzählungen über die Not der Seidenarbeiter in Lyon. Solches Elend aber war ein vorübergehendes, erzeugt durch besondere Ereignisse: Krieg, Mißwachs, Stockung des Handels. Waren diese Ereignisse vorbei, so schwand die Bedrängnis, die Leute erholten sich; bald sah man keine Spuren des traurigen Zustandes mehr; er lebte nur noch in der Erinnerung.

Jetzt aber ist kein solch Ereignis vorhanden; kein äußeres Unglück hat das Mark des Volkes aufgezehrt. Fruchtbare Jahre sind in langer Reihe hinter einander über der Erde aufgegangen, ein jedes mit einem besondern Segen; in Frieden ruhten die meisten Länder Europas seit fünfundzwanzig Jahren, eine Friedenszeit, die selten ist auf der blutgetränkten Erde. Das in Spanien, Portugal, Griechenland und der Türkei vergossene Blut rauchte nicht hinüber bis zu uns. Die Meere sind offen, die Straßen führen in alle Winkel der Erde hinein, in rasendem Umschwunge bewegt sich der Verkehr, und nur die Übertreibungen desselben, grenzenlose Schwindelei bringen vorübergehende Stockungen in denselben. Man könnte sagen, die zunehmende Not sei die Nachwehe des Krieges, die erst jetzt sichtbar werde, Folge der während desselben aufgehäuften Schuldenlast, die wegen des Hof- und Militärluxus nicht gehörig verringert worden sei. Wir Schweizer haben keinen Krieg gehabt, haben keine Schulden, keinen Hof, und die Tändeleien mit dem Militär kommen nicht in Betracht, und doch nimmt die Armut zu, mehr und mehr. Man hat im Kanton Bern die in den fürchterlichen Hungerjahren 1816 und 1817 bezogenen Tellen als Maximum aufgestellt, und dieses Tellmaximum betrug einen Dritteil oder die Hälfte mehr, ja war an einigen Orten das Doppelte der

früher bezogenen Steuern. Nun frage man nach, wie nahe an vielen Orten jetzt die ordentlichen Steuern jenem Maximum kommen, an wie vielen Orten sie bereits überschritten werden mußten! Und doch ist das gegenwärtig bestellte Vermögen durch neuere Bestimmungen der Gesetze viel größer geworden, als es früher war.

Es liegt also außer allem Zweifel, daß die Armut zunimmt, die fremde Hülfe Ansprechenden immer zahlreicher werden, und zwar, und das ist das Schreckenerregende, nicht durch äußere, besondere Ereignisse wird diese Zunahme erzeugt; der Strom läuft nicht wieder ab, wenn die Gewitter vorüber sind; seine Wasser schwellen mächtiger und mächtiger auf bei klarem Himmel, trockener Luft. Es ist also die Armut eine andere geworden, als sie ehedem war, wo sie in jedem Volke lebte, einem Altare gleich, auf dem das Volk opferte, seinen milden Sinn zu bezeugen, wo sie ab- und zunahm, je nachdem der Herr seine milde Hand öffnete: sie hat eigenes Leben erhalten, diese Armut; sie ist eine Wucherpflanze geworden, die sich ausbreitet wie im Klee der Grind; sie nimmt nicht mehr ab, sie nimmt nur zu; sie ist erblich, ansteckend geworden, eine krebsartige Wunde im Völkerleben, ein eigentliches Pestübel unserer Zeit. Schon dieses giebt ihr ein Feindseliges, unaussprechlich Drohendes für alle die, an denen noch irgend etwas zu verzehren ist. Man stelle sich nur vor das millionenköpfige Ungeheuer, ewig leer und ewig hungrig, wie es sich langsam ausreckt, weiter und immer weiter; wie unter seinem ungeheuren Leibe alles verwest; wie die länderweit klaffenden Rachen langsam sich weiter und weiter vorstrecken und alles verschlingen, was sie erreichen; wie sie näher und näher rücken dem eigenen Leben; wie alle hineingeworfenen Opfer sie nicht sättigen, nicht stillen; wie das Ungeheuer näher

und näher ſchleicht, zu Tauſenden neue Köpfe hervortreibend aus dem magern ungeheuern Leibe, Stunde für Stunde.

Da erfaßt einen Angſt, tief und groß, wenn man dieſes ſchleichenden Ungeheuers Köpfe ringsum wachſen und klaffen ſieht, wenn man denkt: ob wohl einſt die eigenen Kinder als neue Köpfe an dieſes grauſigen magern Ungeheuers Leib klaffen und ſchnappen werden. Und dieſe Angſt hat bereits viele ergriffen. Seht, wie ſie ängſtlich das offene Land verlaſſen und zagend in die Städte fliehen, die, welche vor dem Rachen dieſes Ungeheuers Güter und Kinder zu ſichern haben! Wie man die Städte baute, als die Hunnen einbrachen, wie man die Städte ſuchte, wenn der Schreck vor dem Türken durch die Länder drang, ſo ſucht man jetzt in Städten hinter ihren Gütern das Heil vor der Armut, die ſtätig Tag um Tag auf uns eindringt und nun jeden Tag ſchneller und immer ſchneller bis zum Untergang, wenn keine Glaubenskraft die Spitze bietet, wenn an keinen Mauern ſie ihre Stirne zerſchellt. Aber dieſe Mauern müſſen andere ſein als die Mauern Wiens, an denen der Türk ſeine Macht brach. Denn ſeht, wie hinter den Reichen her die Armut in die Städte dringt, wie dort innerhalb den Mauern das Ungeheuer die meiſten Köpfe klaffen läßt, und wie am gierigſten und hungrigſten der magere Leib dort ſich windet mitten zwiſchen der Üppigkeit der Reichen! Gerade dort, wohin die Reichen ſich geflüchtet haben, wird das Ungeheuer den üppigſten Fraß halten und den frühſten, wenn nicht die Glaubenskraft, die dem heiligen Georg die Lanze durch den Drachen trieb, auch dieſem Ungeheuer die immer wachſenden, weiter klaffenden Köpfe vom Leibe haut.

Das Schreckbare an der Armut dieſer Zeit liegt nicht nur in ihrem ſtätigen Anſchwellen, ſondern auch in der eige-

nen drohenden Haltung, welche sie gegenüber dem Reichtum eingenommen hat. Das sind im allgemeinen nicht mehr die Armen, die wie Lazarus schweigend an den Thüren lagen und mit dem Lecken der Wunden sich zufrieden gaben; die demütig baten um ein Stücklein Brot; die vorlieb nahmen mit den Brosamen von den Tischen und den Reichen zu Diensten stunden auf jeden Wink gegen ein gnädig Kopfnicken; welche ihre Wohlthäter in ihre Gebete schlossen und ihre Fürbitter wurden bei Gott: es sind nun ganz andere Arme da, in ihrer Gesamtmasse betrachtet. Einzelne demütige, dankbare Arme giebt es freilich noch immer, aber in den Herzen der meisten kocht Haß gegen die Reichen; aus ihren Augen spricht die Begierde, mit ihnen zu teilen; der Mund spricht ohne Scheu es aus, daß man Abrechnung halten wolle, und was sie erhalten, empfangen sie mit einem Gesicht, auf dem deutlich die Meinung geschrieben steht, daß sie nicht ein Almosen empfangen, sondern nur etwas auf die allgemeine Abrechnung. Ich will nicht nach England weisen, daß man da zuhöre, welche Sprache die Armen führen, nicht auf Frankreich und das St. Simonistische Treiben daselbst, das freilich dem Namen nach verschollen ist, aber mehr oder weniger in allen Sekten wieder auftaucht. Man höre nur die Sprache, welche sie unter uns führen, welche Begehren sie ausdrücken, so wird man das positiv oder aktiv Feindselige in den heutigen Armen nicht mehr verkennen. Ich will nicht einmal von dem Rechtsamelosenverein reden, der eigentlich nichts anderes als ein Verein der Nichthabenden gegen die Habenden ist, wenn er auch den Schein hat, als ob er nur alte entrissene Rechte wieder suche, die allerdings hie und da mögen verloren gegangen sein. Aber man höre nur, wie man sich im gewöhnlichen Leben gebärdet und ausdrückt, und wie man Almosen

fordert. Der liebe Gott habe die Welt den Menſchen bezahlt übergeben; er könnte nun nicht begreifen, warum man darauf ſchuldig ſein könnte, ſagte einer, deſſen Schulden mehr wert waren als ſein Eigentum. Das iſt eine Formel, mit welcher die Geſinnung von Tauſenden bezeichnet wird. Das ganz unbefangene Holzfreveln und die Rede: daß man Holz genug hätte, ſo lange die Bauern welches beſäßen, bezeichnet ſattſam die Luſt zum Teilen und die Meinung, dazu nicht ohne Recht zu ſein. Mit welcher Frechheit ſtellen die Hülfsbedürftigen ſich vor die Gemeinden, fordern dies und das und drohen, ihnen ihre ganze Haushaltung auf den Hals zu werfen, wenn ſie nicht gutwillig ihre Forderung gewähren! Mit welcher Ungebührnis ſchimpfen ſie über die Gemeinden, wenn dieſe nicht in alle ihre Gelüſte willigen, halten ihnen vor, ſie hätten nichts geerbt und ſo und ſo viel Kinder, d. h. manchmal nur drei und vier, und doch die Gemeinde noch nicht geplagt und hätten ſomit das Recht, Hülfe zu verlangen! Sprechen ſie damit nicht offenbar das Recht an, daß alle, welche nichts geerbt, aber geheiratet und Kinder erzeugt hätten, nach ihrem Belieben das Recht beſäßen, von allen, die etwas geerbt hätten, zu fordern, daß dieſe ſie und ihre Kinder erhalten ſollten aus ihrem Ererbten, ſobald es ihnen nicht mehr gefalle, aus ihrem eigenen Verdienſt ſich und ihre Kinder zu erhalten?

Wo Armengüter ſind, da läßt ſich dieſe Frechheit aus dem Mißtrauen in die Verwaltung dieſer Güter und aus dem unglücklichen Wahne herleiten, daß dieſelben beſtimmt ſeien, allen, die nichts geerbt, das Leben zu erleichtern. Aber dieſe Frechheit iſt die gleiche da, wo alle Kreuzer zuſammengetellt werden müſſen, und alle Schritte vernimmt man die Drohung: der Gemeinde die Kinder darzuwerfen, als ob von jungen

Hunden die Rede sei. Doch kommt nichts der Frechheit gleich, mit welcher schwangere Dirnen vor die Gemeinden treten und Ehesteuern fordern. Da ist von Scham auch nicht der geringste Schein, ja sie stellen sich noch schwanger, wenn sie es auch nicht sind, und geben mit Kuder sich das Ansehen, als ob sie es wären; so treten sie auf und drohen auf die unverschämteste Weise. Es thue es der Gemeinde wohl, ihnen etwas zu geben, sie hätte andern auch gegeben; man werde am Ende doch geben müssen, wenn sie ein Kind um das andere daherbrächten, und sie wüßten nicht, warum sie der Gemeinde schonen sollten, aber es werde doch noch Recht und Billigkeit zu finden sein. Sie meinen also, Recht und Billigkeit geben ihnen förmliche Ansprüche auf diese Ehesteuern, die nichts anderes sind als recht eigentlicher Hurenlohn. Ja, eine Dirne ging so weit, daß sie eine Gemeinde, die ihr nicht geben wollte, was sie begehrte, einem Rechtsagenten zur Betreibung übergab, und dieser übernahm das Geschäft. In dieser Gesinnung der Armen liegt das fürchterlich Drohende der Armut; ich meine, der Titel „Armennot" sei gerechtfertigt, und klar liege am Tage, daß diese Armut ein eigentlicher Volkskummer sei. Dieser Volkskummer beschäftigt die Denker; ganze Bände voll Gedanken darüber haben sie uns bereits aufgespeichert; dieser Kummer beschäftigt die Gesetzgeber; kurze und lange Gesetze darüber haben sie bereits wenigstens projektiert; er beschäftigt sogar Professoren, und Kollegien werden darüber gelesen: so wird er von allen Seiten an den Laien gebracht, dessen eigene Wahrnehmungen bestätigen, daß Not an Mann gekommen sei. Darin liegt meine Rechtfertigung, daß auch ich das Wort ergreife über diesen Gegenstand, ich, der ich weder ein Denker, noch ein Gesetzgeber, noch ein Professor, sondern auf diesem Felde nur

ein Laie bin, und zwar ein Laie im eigentlichen Sinne des Wortes. Ich habe über diesen Gegenstand keine Kollegien gehört, ich kenne die hier einschlagenden Gesetze der verschiedenen Länder nicht, nicht die Träume der Gesetzgeber über zu erlassende Gesetze; ja, ich habe wirklich auch, zu meiner Schande muß ich es sagen, die Bücher der Denker und ihre Tabellen wenig in meinen Händen gehabt; ich bin ein Laie. Ich habe aber schon lange die Armut ins Auge genommen und da allerlei wahrgenommen, was vielleicht dem Denker in seinem Studierstübchen, dem Gesetzgeber auf seinen grünen Bänken, dem Professor in seinen Hörsälen nicht nahe getreten ist. Was ich nun so wahrgenommen, das möchte ich als Laie sagen und in aller Bescheidenheit des Laien Gedanken dabei.

Und dieses thue ich mit dem Widerstreben dessen, der wohl weiß, daß der Versuch seine Kräfte überragt, das Vermögen dem Willen nicht entspricht, daß aber doch jeder Versuch einem spätern Gelingen den Weg bahnt und das Wollen, das nach dem Maße der zugewogenen Kraft thätig ist, den Menschen wertet. Ich thue es aber rein als Laie, und wer daher keine Gelehrsamkeit bei mir findet, keine Litteratur, keine Berücksichtigung von diesem und jenem; wer klagt: es sei schade, daß ich dieses nicht gelesen und jenes nicht angeführt, von jenem mich nicht bekehren lassen von meinem Anschauen zu seiner Ansicht: dem kann ich nicht helfen, dem kann ich nichts anderes sagen als, daß ich eben nur ein Laie bin.

Ich möchte hinzufügen, daß ich hauptsächlich auch für Laien schreibe, indem ich in dieser Not weder vom Denker noch vom Gesetzgeber die wahre Hülfe erwarte, sondern vom Laien, vom Laien, der den Willen hat, die christliche Liebe thätig werden zu lassen unter seinen armen Brüdern.

Darum versucht der Laie nicht, ein Werk zu schreiben; er schreibt nur ein Büchlein, in dem gar vieles nicht ist, in das er nur eins legen möchte: die Kraft, die christlichen Laien zu einer christlichen That zu bewegen.

Zweites Kapitel.

Wo kömmt sie her?

Die Zeit ist kein Sumpf, sie ist ein Strom. Alle Völker nennen sie so, und mit Recht. Denn Stillstand ist nirgends, sondern fortwährender Wandel der Dinge, und darum Verwandlung von allem.

So spricht Zschokke in seinen Überlieferungen: und er hat recht. Aber denn doch scheint zuweilen die Zeit zum Sumpf zu werden. Der Strom fließt wohl in seinen Tiefen, aber des Menschen Auge gewahrt es nicht. Auf des Stromes Oberfläche hat sich allerlei aufgestaucht und bedeckt die fließenden Wasser. Schlamm aller Art setzt sich an; zum festen, unwandelbaren Boden scheint der Fluß geworden. Aber die Wasser rauschen fort und fort, fressen an der Oberfläche: ein Wink Gottes, die Ströme rauschen auf, auseinandergerissen ist die Decke, ihre Trümmer rollen auf den Wellen.

Hundert Jahre nach der Reformation schien der Strom zu stocken; man schien die Formeln erfunden zu haben, ihn auf immer fest zu bannen. Da versteinerte man den Glauben, bis man eine Dogmatik hatte, und wie ein groß undurchdringlich Schirmdach hielt man diese über die Menschen. Wenn nur einer unter dieses Schirmdach sich duckte und fest unter

ihm ſich hielt, ſo ſah niemand nach ihm, ob er auch den lebendigen Glauben im Herzen trage.

Man machte ſchöne Hofgeſetze, beſtimmte die Kratzfüße und Scharwenzel, die dem Fürſten zu machen ſeien, und die Zeichen der Liebe, die man in klingender Münze ihm zu bringen hätte. Darnach that der Fürſt, was ihm beliebte, feſt überzeugt, unter dieſen Geſetzen wachſen Liebe und Achtung ſeiner Unterthanen von ſelbſt, unter ihnen werden ſie in Liebe und Achtung immer verharren.

In dieſer Zeit machte man auch die Armengeſetze. Vagabunden waren läſtig geworden, das Eigentum vor den Herumziehenden nicht ſicher; auch fand man billig, daß in einer Republik an einer gemeinſamen Laſt man gemeinſam trage, kein Menſch, kein Dörfchen ſich ihr entziehen könne. Als die Geſetze gemacht waren, meinte man alles gemacht und legte die Hände in den Schoß. Es war die Zeit, wo man hätte glauben ſollen, es ſei den Menſchen gelungen, feſtzuhalten das Flüchtige, zu verewigen das Wandelbare. Aber in den Tiefen rauſchten die Ströme Gottes fort und fort, unter der toten Oberfläche wogte Leben, und dieſes Leben rang ſich hervor und ſprudelte auf und riß zuſammen, was die Menſchen für die Ewigkeit erſonnen hatten, und die Trümmer rollen über einander, und neue Fluten brechen ein, und zitternd bebt der arme Sterbliche in dieſem Weltenaufruhr. Was ihm bleibt, was ihm genommen wird, ob nach dieſem Weltenſturm ein freundlicher Abend kommt oder der Weltenuntergang, er weiß es nicht. Aber er ſieht es jetzt, wie fürchterlich es ſich rächt, wenn der Menſch alles in Geſetze ſetzt, aber nichts im Menſchen ſucht; wenn er Formeln und Formen auf die Throne ſetzt, ſich in ihren Schatten legt und, was inwendig im Menſchen ſich regt, und das, was er neben

den Geſetzen treibt, nicht achtet. Wie fürchterlich brach nicht unter dem verſteinerten Glaubensgebäude hervor der Unglaube, wie gewaltig durchſchreitet er die Welt, wie frech ſchwingt er ſeine Waffen! und wer ſagt mir, wo die Grenzen ſind ſeiner Triumphe? Unter den Thronen hervor kroch das blutige Ungeheuer, das man Revolution heißt: da halfen keine Geſetze, weder Hofgeſetze noch andere; der verwahrloſete Menſch kannte keine mehr, weder göttliche noch menſchliche, und badete ſeine Hände in dem Blut derer, vor denen er wie ein Hund im Staube gelegen. Und wer nennt mir die Grenzen, wo das Revolutionieren verwahrloſeter Menſchen ſich endet? Wer nennt mir den Thron, gegen den die Rache verwahrloſeter Menſchen nicht ihre blutigen Wellen treibt oder noch treiben wird?

So ſchwoll unter den Geſetzen die Armut an, zu der gefährlichen Gewitterwolke, von der man nicht weiß, ob ſie den Brand der Städte, der Dörfer Untergang in ihrem ſchwarzen Schoße birgt; es ward unter ihnen unbemerkt der Arme zu dem Geſchöpf, von dem man noch nicht weiß, ob es von Gott uns gegeben ſei ſtatt des Wolfes, den wir aus den Bergen getrieben, ſtatt des Drachen, der in unſern Sümpfen wohnte.

Der Unglaube ſtrömt in gewaltigen Wogen, die Revolution hält ihren blutigen Umgang, und wenn die Armut entfeſſelt zu beiden ſich geſellt, dann haben wir das furchtbare Tier des Abgrundes, das ſiebenköpfige mit zehn Hörnern, und ſein Gefolge, den Tod und das Leid und den Hunger, mit dem Michael und ſeine Engel vergeblich ſtritten, das zu überwinden dem Lamme einzig gegeben ward. Ich meine nicht, daß die Geſetze die Armut unmittelbar erzeugten und ihren gefährlichen Charakter, aber ich meine, weil man den

Geſetzen vertraute und mit ihnen für alles geſorgt zu haben glaubte und die Geſetze dem Buchſtaben nach handhabte, ſo vergaß man, daß der Arme ein Menſch, ein Bruder ſei, vergaß über den Geſetzen die Liebe, die einzige Mutter aller Gaben, die Segen bringen, vergaß über dem Leib die Seele; ſo bildete ſich das gefräßige Ungeheuer, das überall unter dem Schilde der Geſetze hervor ſeinen hungrigen Leib hervorzudrängen beginnt, das ſeinen Kopf immer gieriger über die Kluft hinausreckt, die allmählig zwiſchen den Ständen, zwiſchen den Habenden und Nichthabenden geriſſen worden iſt.

Daß ein Menſch dem andern helfe in ſeiner Not, iſt ein Naturgeſetz; denn es liegt in unſerer Natur, die des Mitleids, der Barmherzigkeit fähig iſt: dieſe Fähigkeit zum Mitleid, der Trieb zur Barmherzigkeit iſt aber auch ein Zeugnis unſerer höhern Abkunft, unſerer Verwandtſchaft mit Gott.

Der Menſch iſt nach dem Ebenbilde Gottes geſchaffen; nach der Herſtellung dieſes Ebenbildes ſoll der Chriſt ſtreben: er ſoll verſuchen, göttlich zu leben im ſterblichen Körper, die Erde zu einem Vorhofe des Himmels zu machen. Er ſoll verſuchen als ein rechtes Kind Gottes, Gott zu vertreten auf Erden nach ſeiner ſchwachen Kraft, wie oft die ältern Geſchwiſter den jüngern Vater und Mutter zu ſein verſuchen; oder wie Eltern Gott zu vertreten haben gegenüber ihren unmündigen Kindern, ſo haben die von Gott mit Gütern Begabten Gott zu vertreten gegenüber denen, welche Gott für ihre Lebensreiſe nicht hinlänglich ausgeſtattet hat. Und gerade in dieſem Mangel der Ausſtattung einzelner hat Gott den Menſchen am höchſten gewürdiget, hat die Begabtern befähigt, ſeine Statthalter zu ſein auf Erden, ſeine Stellver-

treter, und in ſeiner Liebe und Weisheit zu handeln an ihren Brüdern. Dieſes iſt auch das eigentliche Band, das die Menſchen an einander halten ſoll als eine Familie, das verhüten ſoll, daß die einzelnen Stände nicht auseinander gehen wie die Planken eines geſcheiterten Schiffs. Wir ſollen geben und nehmen lernen, und beides unbeſchwert, d. h. in der Liebe, und beides iſt gleich ſchwer.

Der Chriſt nun, der Sinn hat für ſeinen Beruf, zu dem er berufen iſt, der wird die Unterſtützung ſeiner armen Brüder nicht anſehen als eine Pflicht, ſondern als eine Gnade, als eine hohe Ehre, indem Gott ihn teilnehmen läßt am Spenden ſeiner Gaben. Nach dieſer Gnade, dieſer Ehre wird daher jeder Chriſt ſtreben. Je reichlichere, herrlichere Gaben, leibliche und geiſtliche, er zu bieten vermag und ſie bietet in beſonnener Weisheit, deſto mehr nimmt er Teil an der Herrlichkeit Gottes. Darum wird auch kein echter Chriſt ſich am faulen Nehmen behagen laſſen; denn jeder Chriſt empfindet es, daß Geben ſeliger iſt denn Nehmen; denn es iſt im Geben eben das Bewußtſein der Teilnahme an der göttlichen Vorſehung, der Berufung in den innigen Gottesdienſt. Es wird kein Chriſt, weil ihm gegeben wird, nur nehmen wollen, denn da ſtieße er ja das Höchſte von ſich; das Nehmen wird niemand träge machen, ſondern jeden ſpornen zu jeder Anſtrengung, auf daß auch er am Geben teilnehmen könne. Darum wird auch das Geben ſelig geprieſen und dem Knechte, der ſein Pfund vergräbt, mit der Finſternis gedroht. Hierher gehören auch die Worte: Wer nicht arbeitet, ſoll auch nicht eſſen, und ſo jemand den Seinen, und ſonderlich ſeinen Hausgenoſſen, nicht Fürſehung thut, der hat den Glauben verleugnet und iſt ärger als ein Heide. Es enthält alſo das Chriſtentum durchaus kein Element, das die natürliche Träg-

heit der Menschen begünstigt, sondern gerade die stärksten Reizmittel, alle Kräfte in Thätigkeit zu setzen. Es zeigt das richtige Verhältnis zwischen Reichen und Armen, zwischen Gebenden und Empfangenden. Wenn man es recht begriffe, so würde kein Reicher hartherzig, kein Armer unverschämt sein, kein Reicher unverständig im Geben, kein Armer unverständig im Genießen. Zwischen ihnen waltete die Liebe, und jede Gabe würde geheiliget durch den Sinn, in dem sie gegeben, genommen würde. Wäre es so, dann wären keine Gesetze notwendig; die Liebe wäre die weise Mittlerin zwischen Überfluß und Mangel. Wo aber der innere Sinn fehlt, muß in bestimmten Fällen ein äußerer Zwang eintreten, bis der innere Sinn herangebildet ist und die Gesetze ersetzt. Der Christ ist zur Freiheit berufen; aber die Freiheit gebrauchet er nicht zum Anlaß dem Fleische, sondern daß er diene in Liebe den andern und Früchte des Geistes bringe. Nun aber vergessen dieses die Staatsmänner und Juristen, welche die Gesetze machen; sie meinen, diese genügen für sich allein zu allem und für alle und achten nicht auf das innere Wesen und denken nicht daran, was aus diesem einst hervorgehen und ihre Gesetze zu Schanden machen wird. —

Es war eine Zeit, wo es gar wüst ging in unserem Ländchen, viel herrenloses Gesindel die Sicherheit gefährdete, viele der Leibeigenschaft Entlassene oder Entlaufene mit ihrer Freiheit nichts anzufangen wußten; wo viele aus angebornem Geize nichts gaben, andere nichts mehr geben wollten, weil die Geizigen nichts gaben, sie die Last einzig tragen sollten u. s. w. Da entstunden die Bürgerrechte und die Armengesetze; da trat der mangelnden Liebe zu Hülfe ein äußerer Zwang. Ich will und kann keine Geschichte des Armenwesens schreiben; ich kann nur die Wendung bezeichnen, welche die Gesetze ihm

gaben. Dieſe mit ihrem Buchſtaben töteten auch hier den Geiſt, den man nicht wahrte. Die Liebe blieb immer mehr zurück; deſto läſtiger wurde der Zwang, deſto weniger Segen war bei dem Gegebenen.

Je mehr die Menſchen ſich mehrten, je mehr das gemeinſame Eigentum verſchwand oder andere Namen erhielt, was, den darauf bezüglichen Geſetzen nach zu ſchließen, oft genug geſchehen ſein muß, deſto läſtiger wurde dieſe Pflicht, deſto mehr erledigte man ſich derſelben auf die wohlfeilſte, kürzeſte Art, unbekümmert darum, ob ſie auch die beſte ſei, ob der arme Bruder ein Zeugnis der Liebe empfange oder ein Zeugnis, daß er ein Ärgernis, eine Laſt und eine Bürde ſei. Dieſe Liebloſigkeit ging auch auf das Austeilen von Gaben über, die man nicht aus dem eigenen Sacke nahm, die man bloß zu verwalten hatte. Dieſe gleiche Lieb- und Sorgloſigkeit ging auch auf einen großen Teil der freiwilligen Gaben über, welche man auf den Straßen, bei den Häuſern austeilte. Man ſpendete ſie, durchaus unbekümmert, wem und wozu man gebe; man meinte durch dieſes Geben einer Pflicht ſich zu entledigen, eine gute That zu vollbringen, den Himmel ſich zu verdienen. Man vergaß, daß bloß der Sinn die Gabe heilige, daß nach der Weiſe Gottes zu geben ſei, der ſeine Gaben mit Weisheit abmißt, mit Weisheit zuteilt, mit Weisheit auf ihre Anwendung achtet. So entſtund zwiſchen den Herzen der Geber und Empfänger eine immer größere Kluft, die Liebe mittelte immer weniger.

Zu gleicher Zeit ſchieden die Stände ſich immer mehr, traten weiter auseinander, ſonderten ſich in Sitten, Anſprüchen, Lebensweiſe immer mehr ab. Die adelige Hausfrau ſtund vor fünfhundert Jahren einem armen Weibe hundertmal näher in ihren Begriffen, Beſchäftigungen, ſelbſt Bedürfniſſen, als

eine gegenwärtige adelige oder Handelsdame (es giebt freilich auch in andern Ständen solche Damen), die ihr ganzes Leben nur mit Darstellung ihres Ichs nach der neuesten Mode zubringt.

Zu diesem Auseinanderzerren der Menschen gaben ganz besonders Anlaß die sogenannten hohen Häupter. Die reckten auf die unsinnigste Weise ihre Häupter über die Wolken auf, ließen sich Majestät titulieren und Allerhöchst, und wenn ein sterblicher Finger ein solches Haupt (die Königin von Spanien) berührte, so war er des Todes. Diesen Häuptern streckten sich nun eine Unzahl von Häuptlein nach, traten heraus aus dem Kreise gemeiner Menschen und verpallisadierten sich mit Titeln und Würden gegen gemeine Berührung. So ging das bis auf die untersten Stufen der Gesellschaft, und die Menschheit wurde auseinander gerenkt, einem Gefolterten gleich, dem der Henker Centnersteine an die Beine gehängt.

Zu dem kam noch die Entstehung einer eigentümlichen Vermögensart. Ehedem lebte man meistens von Sold, Lohn oder Landbesitz; man kannte Kapitalien und Grundzinse nicht; es sogen alle aus der Brust der gleichen Mutter ihren Unterhalt: Kaiser Karli, der seinen Hühnern die Eier nachzählte, und der arme Leibeigene, der die Kühe molk und die Schafe hütete, und die Kaiserin Karli, die ihrem Manne die Kleider aus selbstgesponnener Wolle machte, und die arme Schäferin, die ihrem Manne die Schaffelle zusammennähte zu tüchtigem Winterrock in Wind und Wetter hinaus. Als aber das bare Vermögen, die baren Zinse aufkamen, eine Masse Leute von diesen lebte, recht eigentlich vom Gelde, denn die Naturerzeugnisse kamen zu ihnen nur präpariert und parfümiert, sodaß sicher gar manche Dame nicht weiß, daß die Milch von der Kuh kömmt, da entfremdeten sich die Leute, welche an

der Bruſt dieſer neuen Mutter lagen, gar ſehr denen, welche unmittelbar aus der Erde ihre Nahrung ſuchten.

So wurde der Arme immer mehr hinunter- und in eine eigene Klaſſe, Kaſte hineingedrängt, ſodaß nicht mehr die Armut eine zufällige war und an Blinde, Lahme ſich knüpfte und andere der Art, die dann unvermerkt zwiſchen ihren Ernährern lebten, mit deren Gebrechen auch ihre Armut, d. h. Unterſtützungsbedürftigkeit, erloſch, ſondern daß ſie überging auf ihre Familie, deren Glieder nicht Blinde, Lahme waren, die man aber als Arme mit dem Titel „Beſteuerte“ bezeichnete. Dieſer Name ward ein eigentliches Brandmal, nicht ganz wie der Name Henker, aber doch etwas Ähnliches hat er. Mit einer ganz eigenen Betonung ſagt man nicht nur: Der und der iſt beſteuert, ſondern auch: Dem und dem ſeine Mutter, ſeine Großmutter waren beſteuert. Geſetze vollendeten dieſe Scheidung und zogen eine ſcharfe, unüberſteigliche Linie zwiſchen Beſteuerten und Unbeſteuerten. Man wird ſagen, das ſei ja eben gut, daß Schande ans Beſteuertwerden geknüpft ſei; um ſo mehr werde man ſich hüten, ſich beſteuern zu laſſen. Wer liederlich wird, vergißt die Schande, in dieſe Klaſſe zu fallen; wer aber einmal in dieſer Klaſſe iſt, gewöhnt ſich daran und verliert nur zu leicht Mut und Kraft, aus dieſer Kaſte ſich herauszuarbeiten, die Schranken zu überſchreiten, und wer einmal darin geboren iſt, dem wird nur zu oft in früher Jugend ſchon die Kraft gebrochen, ſich herauszuarbeiten. Wie man Zugvögeln die Flügel lähmt, damit ſie ein warmes Land nicht finden können, ſo werden armen Kindern die Schwungfedern ausgeriſſen, ſie müſſen als die Hefe der Menſchheit, als eigentlicher Bodenſatz andern zur Laſt bleiben.

Unter denen, welche geſetzliche und freiwillige Unter-

ſtützung bedurften, war immer eine ſehr bedeutende Anzahl Kinder, Kinder, denen die Eltern, Vater oder Mutter, oder deren Eltern das Brot für die Kinder fehlte, die im Kote der Trägheit, der Sünde ſich wälzten und mit dieſem Kote die Kinder nicht ſpeiſen, nicht kleiden konnten. Nun wurde immer mehr dieſen Kindern die geſetzliche Gabe gegeben ohne Liebe, der äußere Menſch genährt, gekleidet, der innere ganz vergeſſen. Man ſorgte dafür, daß ſie am Leben blieben, d. h. nicht verhungerten, nicht erfroren: man gab ihnen Brot oder Geld, wenn ſie an die Thüren klopften; aber man ſah in ihnen nicht die Kleinen, die Jeſus ſo lieb hatte, von denen er ſagte, daß ihnen das Himmelreich gehöre; man bekümmerte ſich durchaus nicht um ihre Seelen, ja man dachte nicht einmal daran, daß ſie eine Seele hätten. So oft man wollte, hörte man den gräßlichen Spruch: der Bauer frage einſt nicht: Kannſt beten? ſondern er frage: Kannſt arbeiten? Für ſie war in keiner Schule Platz zum Schreiben oder Rechnen, und ob ſie leſen lernten, fragte man ſelten. Ja, es gab ſehr reiche verwaiſete Kinder, welche im dreizehnten Jahre nicht leſen konnten, und zwar war in dieſer heilloſen Verwahrloſung zwiſchen Stadt und Land kein ſo großer Unterſchied, als man glauben ſollte. Kein Menſch dachte daran, daß dieſe Kinder ein anvertrautes Pfund ſeien, von deſſen Verwendung man Gott Rechenſchaft abzulegen hätte, und daß von dieſer Rechenſchaft der eigenen Seele Heil und Seligkeit abhange. Man verdingte dieſe zur Laſt gefallenen Kinder oder verteilte ſie ſo gleichmäßig als möglich auf die Höfe.

Dieſes Kinderverdingen iſt ein eigener Erwerbszweig auf dem Lande, der einmal eigens ins Auge gefaßt werden ſollte.

Es giebt eine große Menge Leute, welche ob verdingten Kindern etwas verdienen wollen: das Kostgeld soll ihnen einen Zins oder den Hauszins oder das Milchgeld ꝛc. liefern. Sie wollen ob den Kindern ihr eigen Leben besser fristen, und die Kostgelder betragen je nach dem Alter von zweiundzwanzig bis acht und sechs Thaler — man denke!

Nun sind auch viele Leute, welche ihre eigenen Kinder verdingen: Knechte und Mägde, die dieses Verdingen vorteilhafter finden als eine eigene Haushaltung. Diese suchen meist etwas sorgfältiger die Plätze auf, sehen besonders darauf, daß die Pflegeeltern selbst Milch haben, wenn nicht von einer Kuh, doch von einer Ziege. Wenn sie des Jahres einmal das Kind besuchen und ihm Lebkuchen und Weggen kramen, und diese werden dann in ein Kacheli mit guter Milch eingebröckelt, und das Kind hat zufällig fette Backen, so sind die guten Eltern glücklich und Rühmens voll, meinen, wie gut das Kind aufgehoben sei, werden aber sehr oft, wenn sie eine eigene Haushaltung anfangen, gräßlich enttäuscht.

Den von der Gemeinde verdingten Kindern werden wegen geringerem Kostgeld auch mindere Plätze zu Teil. Wahrscheinlich noch jetzt sind die ehedem allgemeinen Mindersteigerungen gebräuchlich. Da wurden Kinder förmlich ausgerufen wie unvernünftiges Vieh. Wer will minder als zehn Kronen für das Meitschi, es ist ein gewachsenes und ist brav gekleidet u. s. w. So mußte das Kind sich ausrufen hören, mußte hören, wie es Batzen um Batzen hinuntergesteigert wurde, und mit jedem abgemärteten Batzen wurde ein ganzes Jahr lang seine Behandlung um so härter, das wußte es.

Man schlug sie den Mindestnehmenden zu, sehr oft ohne

daß man wußte, wer sie waren; denn diese öffentlich bekannt gemachten Steigerungen zogen weit umher Leute an, wie gewöhnliche Steigerungen die Grämpler; jetzt werden mehr Zeugnisse gefordert, welche aber meist wenig zu bedeuten haben. Man schlug sie Leuten zu, welche nichts zu beißen, nichts zu brechen hatten, vielleicht nicht einmal ein Bett für das Kind; es mußte unter Hudeln auf dem Ofen schlafen; es mußte hungern, hungern mehr als die andern am Tische, denn diese aßen zuerst vorab, ehe sie etwas an das arme Kind kommen ließen. Es mußte oft das Essen betteln, mußte das Holz zusammenlesen im Walde, erhielt das Jahr durch kein einziges Kleidchen, sah die Schule nie, sah während seiner ganzen Jugendzeit die Kirche nie. Ja sehr oft mußte das Kind stehlen, wurde zu vielen bösen Streichen förmlich abgerichtet, mußte ausführen, was seine Meisterleute aussannen.

Oder es wird verdinget an sogenannte brave Leute, an Leute, welche arbeiteten wie die Pferde, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Leib und Seele an die Arbeit setzten und von des Menschen Bestimmung so wenig einen Begriff haben, als ein Heugabelstiel vom lieben Gott. Diese strengen nun die armen Kinder über ihre Kräfte an, mißbrauchen sie zu Postesseln ihrer eigenen Kinder, geben ihnen das ganze Jahr durch vielleicht kein gutes Wort. Und das ganze Jahr durch muß das Kind da aushalten; niemand fragt ihm nach, niemand sieht darauf, wie es seine Sache hat; wem es allfällig zu klagen hat, weiß es nicht; den Weg zur Heimat weiß es vielleicht nicht; und was sollte es dort, wo man es an der Mindersteigerung dem Mindestbietenden zugeschlagen hatte?

Man verdingte auch Kinder an sogenannte gute Leute,

an Leute, welche keine eigenen Kinder hatten oder sonst im Rufe waren von besonderer Gutmeinenheit. Diese sogenannten guten Leute betrachteten nun die Kinder wie reiche Leute Schoßkatzen oder Schoßhündchen, erzogen sie zu der fürchterlichsten Meisterlosigkeit, welche später nichts anderes als Arbeitsunfähigkeit, Gottlosigkeit erzeugte. Dann stund die weise Gemeinde zusammen, schlug die Hände über den Kopf und konnte lange nicht fassen, wie bei solchen braven, guten Leuten Taugenichtse aufwachsen können, und erkannte endlich: das müsse in der Rasse sein, und man solle doch nur aufhören, mit armen Kindern sich zu mühen; da schlügen die Buben dem Alten nach, die Mädchen der Alten, und von solchem Zeug sei noch nie etwas Rechtes gekommen.

Man verteilte sie an andern Orten unter die Güterbesitzer, unter alle ohne Ausnahme, unter Diebe und Trunkenbolde, unter Ruchlose und Gottlose. Wie übel der Ruf eines Hauses sein, wie zuchtlos es in demselben zugehen mochte, wie bekannt die Behandlung armer Kinder in diesem Hause war, wie manches Kind aus demselben verlauset, erlahmet, verkrüppelt kam, wie manches übel ausgefallen war, es wurden diesem Hause immer wieder Kinder zugeteilt; frug man der körperlichen Behandlung so wenig nach, was hätte man der geistigen nachfragen sollen? Es ließen sich eine Menge wirklich gräßlicher Geschichten erzählen über die Behandlung solcher Kinder, erzählen von Arm- und Beinzerschlagen, von Schändung von Mädchen und Knaben, von Anführen zum Diebstahl, von fürchterlichen Martern; wie man Kinder erlausen ließ und ihnen nur erlaubte, am Sonntag sich zu kämmen, und zwar auf dem Misthaufen — die ganze Woche durch mußten sie ohne Wehr von den Läusen sich zerbeißen lassen; wie man arme Kinder erfrieren ließ, barfuß das Vieh weiden

in Näſſe und hartem Reif, ihnen erſt um Weihnacht Schuhe und Strümpfe anſchaffte, daß ſie für ihr Leben lang arbeitsunfähig wurden, wenn ſie nicht ſchnell unter fürchterlichen Schmerzen ſtarben; wie man armen Kindern Kleider, die ſie von Paten erhielten, ſtahl und ſie den eigenen reichen Söhnchen anzog (man denke ſich doch die Empfindungen eines armen Kindes, das ſo gar nichts hat, woran es Freude haben kann, wenn eine reiche Gotte ihm eine ſchöne Pelzkappe ſchenkt, mit einem ſilberigen Trodel, und dieſe muß es laſſen, muß ſie auf dem Haupte eines Meiſterſöhnchens ſehen ein ganzes Jahr lang und darf nicht einmal ſagen: Das iſt meine! man denke ſich, was da in der Kinder Herz ſich regen und bewegen muß!); wie man ſogar Hexerei zu Hülfe rief, um arme brave Buben auszubeuten. Solches ließe ſich nicht nur erzählen, ſondern es läßt ſich auch beifügen, daß ſolches alles nicht nur ungeſtraft geſchah, ſondern daß man den gleichen Leuten immer wieder Kinder zuteilte. Ja, trotzdem, daß von Meiſterleuten weg Kinder ins Zuchthaus kamen, daß Behörden allem aufboten, unumwunden der Meiſter ruchloſe, tieriſche Natur bezeugten: trotzdem verteilten und verdingten Gemeinden ſolchen Menſchen immer wieder Kinder.

Auch geſchah es vielfach und geſchieht noch, daß man anerkannt ſchlechten Eltern den Hauszins zahlt und die Kinder läßt, wenn man es wohlfeiler zu machen glaubt, und dieſe Eltern können dann natürlich die Kinder brauchen, zu was ſie wollen. Man bedachte nicht, daß die Kinder verderben, daß man noch dazu gewöhnlich den Kindern weit mehr freiwillige Almoſen bei den Thüren giebt, als eine vernünftige Erziehung gekoſtet hätte.

Allerdings wurden auch Kinder zu ſehr rechtſchaffenen,

tüchtigen Leuten verteilt, welche hoch ſtunden in der Achtung der Menſchen und ſie auch verdienten — und dennoch verdarben gar viele derſelben. Hatten dieſe Leute eigene Kinder, ſo fühlten die Armen gleich den Unterſchied, den Mangel an Liebe: es kam Unterthänigkeit in ihr Aeußeres und Bitterkeit in ihr Herz. Hatten ſie viel Geſinde, ſo wurden ſie der Spielball von dieſem, wurden mißbraucht, ihr Charakter durchaus zu Grunde gerichtet. Auch geſchah, daß der Meiſter unter den Knechten den Güterbub nicht bemerkte, wie man unter langen Diſteln das kleine Blümchen nicht ſieht; daß er während zwei, drei Monaten gar nicht bemerkte, ob derſelbe zur Schule gehe oder nicht; daß dieſes ganz von den Knechten abhing; daß er jahrelang nicht merkte, ob er einmal zur Kirche ging oder nicht.

Am beſten waren die daran, welche von Paten aufgenommen wurden. Wenn eine Bäurin ſagt: „Ich bin dem Gotte“, ſo hat dieſes eine eigene Bedeutung in ihrem Munde. Es regt ſich etwas Warmes in dem Herzen für das arme Kind; in die Behandlung kömmt bei der Bäurin etwas Mütterliches, beim Bauer etwas Väterliches, das gegen fremde Kinder nicht ſichtbar wird. Und wenn das Kind ſagt: „Das iſt mein Götti, meine Gotte“, ſo regt ſich auch in ihm ein kindlicher Sinn, ein gewiſſer Stolz; etwas Verwandtſchaftliches herrſcht zwiſchen ihm und ſeinen Pflegeeltern, und auch das Geſinde wird ſich gegen ihns anders betragen als gegen ein armes Kind. „Gieb acht, was du machſt,“ heißt es, „der Meiſter iſt ſein Götti.“ Der Name Gotte, Götti hat einen eigenen zauberiſchen Klang für des Kindes Herz, und in denſelben muß man fragen, was Taufzeugen eigentlich zu bedeuten haben, und die Antwort, welche man erhält, giebt tiefe Lehren in Bezug auf dieſe Kinder.

So wurde im allgemeinen die gesetzliche Armenpflicht an den Kindern ausgeübt: das Leben wurde ihnen erhalten, das Tier in ihnen ernährt, an den Menschen in ihnen dachte man nicht. Das Kind lernte nie, was ein Mensch sei, wurde nicht zur Achtung seiner selbst gebracht, nicht zum Glauben an seine Kräfte, nicht zur Einsicht in ihre Bestimmung.

In sie wurde kein Aufstreben, kein Trieb nach Vervollkommnung gebracht; sie dachten gar nicht daran, daß ein Mensch durch regen Gebrauch seiner gesunden Kräfte, durch Geduld und Genügsamkeit zu Eigentum gelangen könne. Sie lernten nicht den Verstand gebrauchen, sondern bloß Arme und Beine: sie lernten nicht die Augen aufthun, sondern bloß das Maul. Meistens zeigt sich auch eine gräßliche Verdrossenheit zur Arbeit. Sie denken nicht daran, daß sie eigentlich dem großen Meister da oben arbeiten, der ihnen Tage, Stunden zuzählt zur Arbeit und ihnen einst den Lohn abmißt, je nachdem sie getreu oder ungetreu gewesen in ihrer Arbeit. Es hassen von früher Jugend auf die meisten ihre Meister, hassen die gezwungene Arbeit: sie hatten ja nie Liebe empfangen, warum sollten sie lieben? Daher suchen sie so wenig als möglich zu arbeiten, überthun sich in keinen Dingen, und wenn sie Gott den ganzen Tag, dem Meister den ganzen Lohn abstehlen könnten, so wäre das ihnen das Rechte.

So dienen sie oder taunen um geringen Lohn, und es freuen sich thorrechte Bauern und Meister über diesen geringen Lohn und die halbbatzigen Dienstboten. Sie sind kaum weiser als ihre Knechte und Mägde; sie begreifen nicht, daß die dümmsten, d. h. die wohlfeilsten, Menschen gewöhnlich mehr essen als die klügern, und daß ein tüchtiger Knecht, eine rührsame, getreue Magd nicht nur zwei-, sondern viermal

mehr verdienen, als ein verdroſſener Dienſtbote, dem alles in den Händen anzufrieren ſcheint, und der einhertrappet, als ob ihm nicht nur die Erde, ſondern auch Sonne, Mond und Sterne an den Füßen hingen. Je weniger in ſolchen Menſchen der vernünftige Menſch ſich zeigt, deſto mehr tritt das Tier hervor, das durch keine Kraft zurückgedrängt, gezähmt wird. Der Genuß iſt ihnen alles; an ihm hängen ihre Gedanken, das Sehnen nach ihm füllt ihr inneres Leben. Was ſie auf- und anbringen mögen, das vertrinken, verhofſärtlen, verkrämerlen, verſchlecken ſie und geberden dabei ſich wie Tiere. Man ſitze nur einige Sonntage an den Landſtraßen, ſo wird man inne werden, von welchen Geiſtern die meiſten dieſer Leute beſeſſen ſind. Und wenn ſie auch aufgeputzt ſind wie Pfauen und daher rauſchen wie Mühleräder, halbweltſchend mit merci und s'il vous plaît; wenn ſie auch Schnäuzchen tragen und Stiefelchen, ſchön gewixt: man ſieht doch das Tier, das ſeine Hörner aus ihren Augen ſtreckt, auf hundert Schritte in ihnen, ſieht ihnen den ſcheinbar wohlfeilſten, aber doch teuerſten Genuß, die Wolluſt, in allen Gebärden ſpielen.

Der Hang zu dieſem Laſter wird an ſehr vielen Orten in ſolche arme Kinder auf fürchterliche Weiſe recht eigentlich gepflanzt. Die meiſten der Leute, bei denen dieſe Kinder ſich aufhalten, Eltern und Meiſterleute, haben gar keinen Begriff vom innern Leben des Menſchen, ja keinen Begriff von der Keuſchheit: erſt wenn ein unehelich Kind zu tage kömmt, ſchreit man Fürio und Mordio. Nun bewahrt man weder den Sinn noch die Keuſchheit der Kinder. Gar viele müſſen von früher Jugend auf bei Mägden ſchlafen, die mit ihren Kiltern alles Mögliche treiben, die Knaben bei Knechten und ſich von ihnen alles gefallen laſſen; es iſt da ein Pfuhl von

Laſterhaftigkeit, von dem man ſich keinen Begriff macht. Läßt der Bauer ſeine eigenen Mädchen bei ſolchen Mägden ſchlafen, ſollte er mit verdingten, verteilten Kindern ſich mehr in acht nehmen? Hat jüngſt doch ein Bauer, bei dem zwei in wilder Ehe leben, ſich ganz ungeſcheut entſchuldigt, das Menſch ſchlafe bei ſeiner Tochter, in deren Bett, und ſomit hätte niemand darnach zu fragen, wen ſie in ihrem Bette habe, und er fand Gehör. Ja der wüſteſte Bauer, der über die Tellen flucht, daß der Boden zittert, iſt im ſtande, arme Mädchen zum Tanz und Marktgeläufe recht eigentlich anzuleiten, über den Pfarrer zu fluchen, wenn er dagegen redet, Knaben zu füllen, ans Brönz zu gewöhnen. Ein ſolcher Chriſti auf dem Bergli, ein Hans Uli im Bödeli begreift gar nicht, daß er ſelbſt wahrhaft teufelſüchtig die armen Leute ſchlecht macht, über welche er alle Tage ſo jämmerlich flucht.

Iſt einmal der wüſte Hang in die Kinder gepflanzt, ſo findet derſelbe ſpäter bei der immer heilloſer werdenden Sitte des Kiltganges allen möglichen Vorſchub. In ihnen lebt nichts Höheres, nichts Beſſeres. Jahrelang kommen ſie vielleicht nie in die Kirche, nie zu einem Buche; ihr Denken iſt entweder ein Grollen über die Meiſterleute oder ein Spiel mit wollüſtigen Gedanken. Dem Ausbruch ihrer Luſt zieht keine Familienehre Schranken; keine Spekulation, reich zu heiraten, macht ſie wenigſtens vorſichtig; keine Vorſtellungen von der Wichtigkeit, der Koſtbarkeit der Ehe ſchreckt ſie ab, ja nicht einmal mehr die Furcht vor einem unehelichen Kinde. Ja, bei den Mädchen iſt ſehr oft ein recht abſichtlich Fallenlegen und Preisgeben, um zur Ehe zu kommen, während bei den Burſchen ein gedankenloſes Fröhnen der Luſt vorherrſcht. Die Mädchen mögen nicht dienen, mögen ſich nicht befehlen laſſen,

möchten gerne ſelbſt kochen und nicht von der Meiſterfrau ſich kochen laſſen, ſtellen ſich vor, in einer Ehe ſei lauter Fuhe und lindes Brot, und gehen Tag und Nacht nach einer Heirat aus, und am ſicherſten hoffen ſie dazu zu kommen, wenn ſie zur Schwangerſchaft gelangt ſind.

Doch muß ich gerecht ſein und in vielen Mädchen noch ein tieferes Gefühl anerkennen, als nur die wüſte Luſt, als nur die Verdroſſenheit zum Dienen. Lange Jahre hat ſie niemand geliebt, niemand mit ihnen Mitleiden gehabt, wenn ſie Kopfweh hatten oder ſonſt etwas. An niemand konnten ſie ſich lehnen im Leben, an niemand ſich aufrichten in Kummer und Not; ſie ſehnten nach einem Herzen ſich, das ihnen angehöre, nach einem Kopfe, der offen ſei ihren Schmerzen und Hoffnungen, nach einer Hand, die ihren Schwachheiten aufhelfe. Dieſes tiefe Sehnen liegt in gar manches Mädchens Herzen, deſſen wüſtem Thun man ein inniges Gefühl nicht zutrauen würde. Aber wo hätte es ſchön thun lernen ſollen, waren doch alle Beiſpiele wüſt rings um ihns, war doch ſeine Natur nicht veredelt, hingegen die Schamhaftigkeit frühe abgeſtreift worden? So bringen ſie es endlich zu der Hoffnung, heiraten zu können, und nun gehen ſie aus mit Flehen und Flattieren, mit Drohen und Weinen ihren Liebhabern nach, um einen aus ihnen zum Mann zu erheben, mit ihm das Band fürs Leben, die Ehe zu ſchließen.

Und hier nun wird es mir, als ob ich ſtünde an eines bodenloſen Abgrundes Rande, als höre ich in deſſen Tiefen einen Höllenkeſſel Verderben ſieden, als ob ich ſähe dieſes Verderben ſtrömen in unermeßlichen Maſſen aus dem Keſſel empor und ergießen namenloſes Elend über die Erde: unzählbare Scharen armer Menſchen, die an Leib und Seele zu Grunde gehen. Und dieſer Höllenkeſſel, der Ströme braut,

viel fürchterlicher verderbenbringend als die glühendste Lava, ist der unheilige Sinn, der die Ehe schließt, und der schauerliche Abgrund, aus dem die Ströme fluten, ist unheiliger Ehen unheiliges Leben.

Und an dieses bodenlosen, fürchterlichen Abgrundes Rande möchte ich alle führen, die über die Zeiten, über die sich mehrenden Armen klagen, möchte ihnen hinunterzeigen in diesen Kessel und ihnen sagen: Sehet da, aus den Tiefen herauf quillet, was ihr so mühselig und vergeblich auf der Oberfläche suchet; da aus diesem schwarzen Schlunde herauf quellen die Menschen, über deren Erscheinen ihr jammert, wie Morgenländer, wenn Heuschrecken die Sonne verdunkeln, das grüne Gras am Boden, das grüne Laub am Baume verschwinden lassen. Seht da den schwarzen Schoß, der die Menschen gebiert, die keine Hand zum Himmel zieht, die kein heiliger Sinn in das reine Wasser zur heiligen Taufe taucht, die der Eltern selbsteigene Hand tauft und taucht in den tiefsten Erdenschmutz des tierischen Lebens.

Nicht als Tannzapfen an die Tannen hat der liebe Gott die Kinder gehängt, wo der Winde Wehen sie abschütteln; nicht wie Blumen-Staub fliegen sie in der Luft herum und fallen nieder hier und da, wo der Wind sie niederhaucht. Gott vertraut die Kinder Menschen an. Er legt die in schwacher körperlicher Hülle ans Tageslicht tretenden Seelen Eltern an die Brust, deren Seelen gewohnt sind an das Tageslicht, deren Körper gehärtet worden an Nacht und Licht, an Hitze und Frost. Das thut Gott nicht umsonst. Nicht umsonst hat er des Kindes Körper geschaffen, daß es jahrelang hülflos bleibt, daß es nicht wie der Vogel nach wenig Wochen ausfliegen kann der Nahrung nach, daß es nicht sich gatten kann wie die Mücke nach wenig verlebten

Stunden. Der Menſch lebt auch nicht vom Brot und ähnlichen Dingen allein: er beſitzt eine Seele, die vom Brote nicht ſatt wird, welcher weder Milch noch Wein den Durſt löſchen. Aber als Tier geboren bedarf er Menſchen, welche ſeine Seele wecken, nähren, entbinden, um Menſch werden zu können.

Aber nicht bloß Menſch bleiben ſoll der Menſch. Ihm iſt das Ziel ſeiner Vollendung nicht hienieden abgeſteckt, ſeine Bahn faſſen nicht enge, kurze Schranken ein, die er ſchnell durchläuft, ſchnell das Ziel erreichend, wie der Vogel bald ſein Neſtchen bauen, ſeine Mücken fangen lernt in aller Vollendung, ein Geſchlecht wie das andere. Es iſt der Menſch eine Puppe nur, aus der ein Engel ſchlüpfen ſoll, und dieſer Engel muß hier geboren werden; hier in der körperlichen Hülle müſſen ihm die Flügel wachſen, wenn im Tode ein Engel aus der Hülle fliegen, die Puppe nicht wieder zur ſcheußlichen Larve werden ſoll. Hier erreicht der Menſch ſeine Beſtimmung nicht; darum iſt ihm hier auch kein Ziel geſetzt, und er erreicht keines; hier iſt nur ein Werden, nicht ein Vollenden. Darum iſt aber auch in der Menſchheit kein Stillſtand, ſondern ein Aufwärtsſteigen, ein Vervollkommnen der Erkenntniſſe und ſomit auch der Zuſtände, der Verhältniſſe. Und wenn ſchon ganze Geſchlechter glitſchen und rückwärts fallen auf der ſteilen, ſchlüpfrigen Bahn, ſpätere Geſchlechter erſcheinen doch wieder hoch über den dahingegangenen. Aber eben, damit ein Aufwärtsſteigen ſei auf dieſer dornenvollen Bahn, die zum Himmel führt, müſſen die Kinder gehalten, aufwärts gezogen werden, bis die eigene Kraft ſie oben erhält. Es muß geübt werden eine heilſame Zucht, denn erkennen ohne Zucht bringt keine geſunden Früchte an den Baum.

Darum hat Gott Mann und Weib geſchaffen und in ihre Arme das zarte Kind gelegt, damit ſie in Liebe und Kraft es heraufziehen möchten vom Tier zum Menſchen. Sie ſollen im Menſchen den Engel erwecken, ſollen ihm Raum ſchaffen, daß er ſeine Schwingen entfalten, daß er auffliegen könne, wenn der Herr die Hülle ihm bricht. Es ſollen die Eltern recht eigentlich ihrer Kinder Himmelsleitern ſein, auf denen Engel aufwärts ſteigen zum Himmel empor. Darum hat der Herr Mann und Weib geſchaffen, den Trieb, der ſie zu einander zieht, in ſie gelegt und die Geſetze gegeben, durch welche die, welche ſich zuſammengefunden, zuſammengehalten werden, ſich nicht gatten und trennen ſollen, wie die Vögel des Himmels, die Tiere des Waldes, die Fiſche in des Meeres Grund.

Dieſes Zuſammenleben, dieſen Bund zwiſchen Mann und Weib nennt man „Ehe“; Kinder ſind ihr Schmuck, ihre Frucht, wie Blüten und Früchte den Baum zieren, ſein Daſein bedeutſam machen; und wie man an Blüten und Früchten den Baum erkennt, ſo wird der Geiſt der Ehe offenbar an den Kindern.

Dieſe Ehe iſt keine poſitive, obrigkeitliche Ordnung, welche wechſelt mit den Ländern, die ſich auflöſt mit den wechſelnden Zeiten: ſie iſt ein Naturgeſetz. Sie gilt heilig bei allen Völkern, welche aus Tieren zu Menſchen geworden ſind; ſie hat religiöſe Bedeutung bei allen Völkern, welche das menſchliche Leben mit einer Gottheit zuſammenknüpfen. Wird der Ehe ihre Heiligkeit genommen, ſo werden im Mutterleibe ſchon die Kinder entheiligt. Würde die Ehe für überflüſſig erklärt, dann würden die Zeiten vom Turmbau zu Babel wiederkehren, wo keiner den andern verſtände, wo alles auseinander ginge, alles verwilderte, die Menſchheit eine tieriſche Horde

würde, in welcher der Stärkſte Meiſter und Führer wäre. Die Ehe iſt das Höchſte in des Menſchen Leben; ſie fordert die größte innere Vollendung, ſie giebt den edelſten Kräften Raum, ſie ſtellt Göttergleiches dar: ſie beweiſt, wie weit eine Seele vom Materiellen ſich entbunden und zur geiſtigen Selbſtändigkeit, zur Freiheit ſich erhoben habe.

Nun fragt einmal den Pfarrer, wer am häufigſten, am früheſten zur heiligen Ehe bei ihm ſich melde! Er wird euch ſagen, daß es eben jene Mädchen ſeien, die zu Huren wurden freiwillig, um Mutter zu werden, ein Weib werden zu können, Mädchen, die keinen ernſten Gedanken hatten ſeit Jahren, die wenige Gebote mehr kennen und ſich ſelbſten gar nicht, die nicht wiſſen, wie man chriſtlich mit ſeinem Mitmenſchen umgehe, geſchweige denn, wie man einen Menſchen erziehen muß, die vielleicht ſeit der Erlaubnis zum heiligen Abendmahl nie mehr am Tiſche des Herrn erſchienen ſind, weil ſie alſobald verſanken ganz und gar ins tieriſche Leben. Und dieſe Mädchen haben ſehr oft nicht einmal die Fähigkeit des Tieres, für ihr tieriſches Leben zu ſorgen. Sie können, ſie mögen nicht arbeiten; ſie können nicht einmal recht ſpinnen, geſchweige denn kochen; ſie können das Maul rühren, aber nicht die Hände, auf alle Fälle nicht beide mit einander. Sie thaten nirgend gut, begehrten nichts zu lernen, begehrten auf, wenn man ſie anhalten wollte, eine Sache recht zu machen, erhielten nie einen Begriff von einer Haushaltung, weil ſie nie die Augen aufthaten. So ſtürchelten ſie durchs Leben in die Ehe hinein ohne heiligen Sinn, ohne verſtändigen Sinn, ohne Geld und ſehr oft ohne Kleider, mit Schulden und Untugenden ärger beladen, als Kamele in der Wüſte mit koſtbaren Kaufmannswaren. Solche wollen nun Eheweiber, wollen Mütter werden!

Mit ihnen erscheinen Bursche, ob denen man die Hände ob dem Kopf zusammenschlagen möchte, Bursche, oft kaum den Kinderschuhen, der Rute entwachsen, mit dem Gepräge der Laster auf dem Gesichte, sehr oft halb und ganz betrunken, sehr oft aus der Mädchen Geld, weil sie die Ehe nicht angegeben hätten in nüchternem Zustande. Ich will nun nicht reden von dem geistlichen Sinn dieser künftigen Hausväter. Man sehe sie an Tanzsonntagen, an Musterungen, an Abendsitzen, und man wird keine weitere Schilderung des geistigen Zustandes derselben von mir begehren, die neben keinem Kinde vorbeigehen konnten, ohne es zu necken oder ihm eine Schweinerei zu sagen. Die nun wollen eigene Kinder Gott zuführen! Aber diese Bursche, die Hausväter werden, eine Familie ernähren wollen, vermochten bis dahin kaum sich selbst zu ernähren. Entweder können sie nicht arbeiten, können als sogenannte Bauernknechte nicht die halbe Bauernarbeit, können nicht melken, nicht fahren, nicht säen, nichts, gar nichts, als bösdings mähen, dreschen, holzen und hacken, können das erlernte Handwerk weniger als halb und die Landarbeit gar nicht, oder sie mögen nicht arbeiten und trohlen lieber auf der faulen Haut herum, oder sie verlumpen den Verdienst, ziehen den Lohn vorweg ein, haben bei aller Arbeit immer viel zu wenig. Diese alle haben also kein Geld, gewöhnlich keine Kleider, oft Schulden, weder Lust noch Geschick zur Arbeit, zur Ernährung einer Haushaltung: die wollen Männer, Väter werden oder müssen es werden. Und von Jahr zu Jahr scheinen sie jünger, unreifer an Leib und Seele zu werden, diese unseligen Ehekandidaten; man frage nur die Pfarrer. Man frage sie, wie dieselben am Hochzeitsmorgen sich ihnen darstellen; sie werden euch sagen, in wie viel hundert Paaren eine furchtbare Gleichgültigkeit zu Tage tritt, eine Maßleidig-

keit, die einen ſchaudern macht. So ein Weib koſtet einen doch ein ſündhaft Geld, klagte einer am Hochzeitmorgen, als er das Einzuggeld bezahlte und das Geld dazu aus allen Ecken ſeines Sackes hervorſuchte. Ja, aber man hat dann auch lang daran, ſagte ein zweiter, halb weinerlich, halb ſpottend, in Gegenwart ihrer teuern Hälften.

Sehr oft haben ſie bereits uneheliche Kinder, und auf ihrem Geſicht ſieht man neben der Maßleidigkeit das Aergernis über das ungeborne Kind, das ehelich werden ſoll, das die Fruchtbarkeit ihrer geſchloſſenen Ehe beurkundet, ſieht bereits den Troſt auf demſelben, daß auch ihnen die Gemeinde helfen müſſe, wenn ſie nicht fahren möchten. Und wenn ihr in einigen Jahren nachſehet, ſo ſehet ihr Jammer, Not und Elend in dieſen Ehen, und dieſer Ehen ſeht ihr immer mehr. Es iſt eine fürchterliche Ausſicht über die Maſſe der Armen, die in der Nacht ihres Elends tappen, und kein Sternlein vom Himmel und keine Hoffnung auf jenſeits leuchtet ihnen in dieſe Nacht hinein. Es iſt eine fürchterliche Ausſicht, Tauſende von Armen zu ſehen, die keinen Teil an der Erde, ihren Gütern, ihren Freuden haben, deren Leben lauter Not und Jammer iſt, ein angſtvolles Ringen ums tägliche Brot, ein traurig Hangen an fremder Barmherzigkeit, denen die Erde nichts iſt, als eine Vorhalle der Hölle. Ihr ſeht Tauſende, ſie haben keinen Aufblick zu Gott, keine Ohren für ſein Wort; ſie ſuchen nie Troſt in ſeinen Verheißungen, nie Stärkung an ſeinem Tiſche; ſie ringen bloß auf die jämmerlichſte Weiſe mit ihrem erbärmlichen Leben. Und ganz beſonders ſieht man die Weiber ſich entfremden allem Heiligen, ſieht ſie, ſo wie ihre hoffärtigen Fähnchen in Fetzen gehen, fliehen das Haus des Herrn, den Himmel aufgeben, in ihrer irdiſchen Not die ewige Not ſich bereiten. Es iſt wohl kein ſchauerlicheres Sehen, als ſo

ein schmutziges, zerrissenes Weib, auf dessen Gesicht jeder Funke göttlicher Abkunft erloschen ist, auf dem nichts mehr glänzt als Schmutz und tierischer Sinn, Häßlichkeit und Maßleidigkeit.

Diese furchtbaren Ehekloaken nun bilden den Kessel, in welchem die Armut gebraut wird, aus dem herauf in immer größern Strömen Menschen fluten, verkümmert an Leib und Seele, Gott ein Ärgernis, den Menschen eine Last. In solchen Kloaken muß alles Bessere im Kinde ersticken; und wenn man es aus demselben reißt, es verdingt, verteilt, wird ihm da wieder besseres Leben eingehaucht? Hier liegt das Ansteckende, Krebsartige dieses furchtbaren Zeitübels. Die sich absamende Armut, wo aus zwei Armen halbe oder ganze Dutzend entstehen, schwellt das Uebel so an, daß es fast in geometrischen Proportionen zu wachsen scheint, daß in zwanzig Jahren, wenn alle die gegenwärtigen armen Kinder in die Fußstapfen ihrer Eltern werden getreten sein, halbe Länder von der Armut werden aufgezehrt sein, wie Korn und Gras von den Käfern, und natürlich die Teile unseres Ländchens am frühesten, wo besondere Umstände die Armut befördern.

Unter diesen nennt man das Emmenthal mit seinem Statutarrecht, nach welchem dem jüngsten Sohne der Hof ungeteilt verbleibt, wodurch eine große Menge Menschen eigentumslos werden. Da liegt allerdings ein Uebel, und nicht zu leugnen ist, daß durch allerlei väterliche und andere Betrügereien viele Kinder übervorteilt, der Armut zugestoßen werden. Aber noch mehr als dieses Gesetz scheint mir folgende Sitte arme Leute zu machen. Die ältesten Söhne verheiraten sich und bleiben sehr oft mit Weib und Kindern bei ihren Eltern, oder ihre Weiber bleiben bei ihren Eltern. Hier arbeiten sie für den Vater und unter des Vaters Aufsicht, nicht für sich, nicht selbständig; auch ihre Weiber führen die Haus-

haltung nicht. Der Vater ſtirbt, ſie können nun mit einigen tauſend Pfund gehen. Aber die Jahre der Energie, des Einwurzelns in ein Geſchäft ſind vorbei; zehn, zwanzig der beſten Jahre ſind dahin, ohne daß ſie ihm einigen Nutzen gebracht, der Familie ein Fundament erbaut haben, und jetzt, im nahenden Alter erſt, ſoll eine Haushaltung eingerichtet, ein Geſchäft begründet werden. Da fehlt es nun allenthalben; das Vermögen iſt hin, ehe man ſich umſieht, ohne daß man Liederlichkeit dem Armgewordenen vorwerfen kann. Wie ſoll aber ein Menſch, der vierzig Jahre lang nichts anderes wußte, als das Land zu bearbeiten, nun auf einmal vier-, fünftauſend Pfund vernünftig anwenden, benutzen können? wie ſoll er in dieſen Jahren ſich in eine ganz andere Lage, als die in ſeines Vaters Hauſe war, fügen? wie ſoll er ſeine Haushaltung beginnen können, wie eine junge Haushaltung, ohne viel Vermögen, begonnen werden muß, wenn ſie ſichern Boden gewinnen will?

An andern Orten fördern andere Lokalgründe neben dem großen Abgrunde die Zunahme der Armut. Ich nenne hier nur das gemeinſame Land, die Bürger-, Allmendteile oder wie man es zu nennen pflegt. Solches Land fördert Trägheit, frühes Heiraten, leichtſinnigen Häuſerbau, ein troſtloſes Aufeinanderhocken, wo keiner von ſeiner Scholle laſſen, keiner weiter ſein Glück verſuchen, keiner ein ordentlich Handwerk ordentlich lernen, treiben will.

Nun iſt ganz natürlich, daß in dieſe innerlich ſo verwahrloſte Armenmaſſe jedes Zeitlaſter am zerſtörendſten, unaufhaltbarſten einbricht; wütete ja auch die Cholera unter den verwahrloſten, ſchmutzigen Armen am meiſten.

Die uns umgebenden Luftkreiſe ſind es, die uns auf der Erde feſt bannen; ohne ſie fielen wir hinein in den unend-

lichen Raum und thäten einen unendlichen Fall; sie sind es, die das Blut bannen in unsern Körper; ohne sie dränge es zu Nase und Ohren, ja zu allen Poren aus, wie die Gelehrten behaupten; habe es selbst nicht erfahren. So halten allerlei Schranken den Menschen fest in einer geordneten Lebensweise, weisen das Laster von ihm ab: es ist die Angewöhnung, es ist die Scheu vor Vater und Mutter, der Ehrgeiz, die Eigenliebe, der Geiz, der sittliche Sinn, das Christentum; es geht sehr lange, bis ein Mensch alle diese Schranken durchbrochen hat und sich ungescheut und ungeschämt hineinwirft in den bodenlosen Abgrund der Lasterhaftigkeit. Aber wenn von Jugend auf keine Schranken um den Menschen gezogen werden, kein äußeres Gewicht ihn niederdrückt in ein ordentliches Geleise — und welche Schranken umgeben die meisten Armen? — was ist dann da für Halt und Kraft zu erwarten?

Daher schlägt auch das Zeitlaster, die Trunksucht so furchtbar unter den Armen ein, macht sie noch ärmer, häuft ihr Elend auf eine Grauen erregende Weise.

Besonders zwei Dinge muß ich noch nennen, welche unter die Armen das feindselig Drohende bringen, welche die Armut noch viel gefährlicher machen, als ihr bloßes Anwachsen. Mehren in Indien die Armen sich, so kömmt eine Hungersnot, rafft Millionen weg, und die Reichen sind von der Last befreit. Aber unsere Europäer, unsere Schweizer sind nicht Indier, die durch geheiligte Schranken so von einander getrennt sind, daß dem Aermsten nie einfällt, sich mit einem Obern zusammenzustellen, ja, noch viel weniger, zu hoffen, es einmal bis zu ihm heraufzubringen. Unsere Religion heißt uns alle Brüder, unsere Verfassung stellt uns alle gleich. Zuerst hat man den Armen in eine Kaste hinuntergedrückt, dann

ſchieden ſich die Stände immer ſchärfer, immer weiter aus einander; immer verwahrloſter wurde der Arme; das Chriſtliche verdunkelte, entfremdete ſich ihm immer mehr; da brachen auf einmal die Ideen von Freiheit und Gleichheit wie aus dem Boden herauf, und dieſe Ideen ſtehen wie zwei Sterne über den Völkern ſeit einem halben Jahrhundert. Man weiß wohl, was ſie bedeuten und verheißen, ich brauche es nicht auszulegen; aber wer will es dem Armen verargen, wenn er ihre Bedeutung, ihre Verheißungen mißverſtund und immer mehr mißverſteht? Der verwahrloſte Arme hatte keine Bildung empfangen, weder eine chriſtliche noch eine bürgerliche; die Vorrechte der Ariſtokratie drückten ihn nicht; er empfand keinen Beruf in ſich, ſich der Ariſtokratie politiſch gleich zu ſtellen. Aber er empfand Hunger in ſich, und daß andere Geld hatten und er keins, das empfand er ebenfalls. Er wußte wohl, daß er weder König würde, noch Ratsherr; er begehrte es auch nicht zu werden; aber er fühlte, daß er eſſen und trinken könnte wie andere, vielleicht beſſer noch; das aber bot ihm niemand an. Im Grunde dachte man bei politiſchen Revolutionen oder Reformationen nicht an die Armen, man gebrauchte ſie bloß im Fall der Not; man betrachtete ſie von allen Parteien faſt wie die wilden Tiere, die man füttert, um ſie auf die Gegner loslaſſen zu können. In ſolchen Fällen gebrauchte man ſie in England, Frankreich, in Deutſchland (1831), und wenn ſie gebraucht waren, ſchloß man ſie wieder in ihre Zwinger; ihr Zuſtand verbeſſerte ſich nicht. Bei uns in der Schweiz iſt man viel langſamer, bedächtiger; was dort ausbricht, das glimmt bei uns noch lange. Bei unſern letzten Revolutionen wurde nicht gebrannt, nicht geplündert, aber die Gelüſte dazu zeigten ſich, und wenn raſch alles vorüber war und man ſtill und ruhig wieder ſein ſollte, dann

thaten die Armen verblüfft den Mund auf und zeigten die Meinung, wie ſie geglaubt, daß es erſt jetzt recht angehen ſollte. Man macht ſie wohl aufmerkſam, was jetzt alles gewonnen worden, wie es künftig viel beſſer gehen ſolle, aber von allen den angeblichen Vorteilen fühlen ſie nichts; ihre Lage bleibt die gleiche, während ſie manche bedeutende Erhebung anderer, Verbeſſerung ihrer Lage rings um ſich ſehen müſſen. Das hinterläßt bei ihnen natürlich immer einen bittern Nachgeſchmack, wurmt, gräbt ſich immer tiefer ein. Warum ſollen ſie allein von ſolchen Dingen nichts haben; warum ſollen ſie nicht Geld, Geldeswert erobern, während andere Stellen erobern, die auch Geld wert ſind? Warum ſollen andere Beute machen und ſie allein keine? Sie ſehen nach oben den Ständeunterſchied, wenigſtens für ihr Auge, verſchwinden, die Kluft ſich ebnen: nur ſie allein ſollen unten bleiben immerdar! Sie hören allerlei, ſie lernen notdürftig leſen. Ich will nun nicht ſagen, daß ſie Lamennais' Schriften leſen, die ganz eigens zur Aufregung dieſer Leute geſchrieben ſind, oder ähnliches engliſches, franzöſiſches Zeug; aber etwas von dieſem allem ſickert doch bis zu ihnen durch, macht ſie bitter, unzufrieden, nach dem Gute der Reichen begierig. Sie legen nun Verfaſſung, Freiheit, Gleichheit auch aus, bilden ſich nach ihrem Verſtande Theorieen aus, die nicht viel ſchlechter ſind als manche andere Theorie. Sie empfinden zudem auch von der politiſchen Gleichheit nichts. Beſteuerte ſind nicht politiſch gleich, und Arme überhaupt gelten an Gemeinden nichts. Und das iſt gleich zu Stadt und Land, zu Bern und zu Ablentſchen. Verſuche es einer in Bern oder in Ablentſchen, etwas den Magnaten und Matadoren Mißfälliges vorzubringen: er wird erfahren, wie ſie über ihn herfahren, ihm auf das Dach geben, als ob er in keinen Schuh gut wäre:

und geben die Magnaten ihm nicht aufs Dach, so beißen ihn wenigstens ihre Pommerhündchen in die Waden, wie an Exempeln weitläufig und bündig zu zeigen wäre. Auch giebt es Korporationen, wo der Magnat nicht nur mehr zu regieren hat, als der Arme, sondern wo er wirklich auch mehr genießt als der Arme, und auch dieses wäre an Exempeln zu zeigen.

Das ist freilich immer so gewesen; aber der Arme wußte nichts anderes; er meinte, es müßte so sein. Aber jetzt sagen hundert Zeitungen, von denen ihm doch auch eine und die andere in die Hände fällt, daß es ganz anders sein solle, daß jeder die gleichen Ansprüche hätte, und sagen zugleich allen denen, deren Ansprüche befriedigt worden, alle Schande. Was Wunder, wenn dieses alles beim Armen zündet, dessen Ansprüche nicht befriedigt sind, dessen Kleider nicht ganz, dessen Magen nicht voll geworden ist? Freilich, wenn er sich regt und aufbegehrt, so sagt man ihm vor: „Wir sind alle gleich, aber nur in unsern politischen Rechten; jedem bleibt sein Reichtum, und zu dem und diesem muß man Kenntnisse, Bildung haben ꝛc. Arbeite nur recht fleißig, so kannst du auch reich werden, es steht dir niemand im Wege; sammle dir Kenntnisse, so kannst du ja werden, was du willst, kein Weg ist dir verschlossen.“ So spricht man zu dem Armen recht vernünftig, aber er faßt es nicht; nicht das Christentum hat ihn ergriffen, eine andere Flamme lodert ihn ihm, eine andere Krankheit der Zeit hat auch ihn erfaßt: es ist die grenzenlose Schwindelei, die Millionen herumwirbelt wie der Wind den Straßenstaub, die in Millionen hohlen Köpfen flackert, sie zu den feurigen Mannen unserer Zeit, zu trostlosen Irrwischen macht. Es ist nicht mehr da die stille, geduldige Beharrlichkeit, die nie ermattet, die zum Bau seines Daseins in stiller Beschäftigung Sandkorn nur für Sandkorn fügt: es

iſt auch nicht mehr da die emſige Rührigkeit, die das Kleinſte treu verwaltet, die fröhliche Genügſamkeit, die bei Wenigem übrig hat, die ſtille Geduld, die hunderte von Stunden zu Fuße geht, froh, wenn ſie alle Tage um einige vorwärts gekommen.

Im Galopp geht es jetzt. Doch Galopp iſt Schneckenſpiel: auf den Flügeln des Dampfes fliegt man, bergauf bergab, bald durch die Luft; des Hirſches Lauf, des Vogels Flug iſt dem Menſchen zu langſam geworden: er denkt ſich an einen Ort, und er iſt am Ort. So raſch wie die Fahrt ſoll alles gehen, ſo raſch will jeder an jedem Ziele ſtehn. Der Junge will des Greiſes Lohn: hat er das A B C gelernt, ſo bläht er ſich mit Dünkel auf und glaubt jede Stelle der Welt paſſend für ſich, d. h. wenn ſie gut bezahlt iſt; mit Dampf reitet er durch die Welt und dampfet fort, wo er ſich niederläßt. Unbärtige Buben ſchulmeiſtern die Welt und hätten unſern alten Herrgott ſchon längſtens abgeſetzt, wenn es mit dem Maul zu machen wäre. Ich ſah jüngſt zwei Bürſchchen aus einem Schloßhofe treten mit Flaum hinter den Ohren und Stößchen an den viereckigen Armen und ſteifen Ellbogen; der eine von ihnen konnte beſtimmt das lateiniſche A B C noch nicht ſchreiben, und doch traten ſie aus dem Schloßhofe heraus, als ob ſie ſagen wollten: der Obergerichtspräſident ſei gegen ſie nur ein Tropf, und die Sonne werde eigentlich erſt recht ſcheinen, wenn ſie die Republik auf ihren viereckigen Ellbogen hätten. Tauſende von Lehrbuben aller Art und allen Altern laufen ſo mit den Anſprüchen von Meiſtern herum und decken mit Unverſchämtheit ihre Blößen zu, erſetzen mit Aufgeblaſenheit ihre Erbärmlichkeit und ſchwindeln durch die Welt.

Die gleiche Schwindelei hat das Streben der Menſchen

nach Besitztum ergriffen. Im Fluge soll das Glück erhascht werden; ein glücklicher Griff, ein glücklicher Wurf soll gewähren, woran man sonst das Leben setzte in treuer Arbeit.

Obenan steht das Börsenspiel, das Seelen auf und nieder rüttelt, riesenhafte Vermögen herumwirbelt, wie wir in unserem Ländchen keinen Begriff haben. Heute besitzt einer Millionen, morgen kaum Geld zu einem Schuß Pulver; heute denkt einer ans Hängen, und morgen klimpert er mit Tausenden, als ob es Zahlpfennige wären. Neben diesem fürchterlichen Spiele stehen die Aktiengesellschaften, wo auf alles Mögliche spekuliert wird (nächstens soll eine Gesellschaft Aktien sammeln auf Bergwerke im Mond), wo Tausende, die reich werden wollen, blutarm werden, wenige, Eingeweihte Hauptwürfe machen. An diese reihen die Lotterieen sich aus allen Gegenden der Welt. Mich wunderte nicht, wenn nächstens die türkische Krone ausgespielt würde oder ein hannöverisches Ministerium oder ein preußisches Erzbistum oder irgend ein quasi Ehrenamt in Basel-Landschaft. Im Kleinen anfangen mag man nicht mehr, es muß gleich über Vermögen gehen. In stillem Fleiße den Kreuzer zum Kreuzer legen will man nicht mehr, es muß spekuliert sein. In emsiger Arbeit seine Tage brauchen, treu in dem Beruf, den man erlernt oder erwählt, ist nicht lustig: man spielt, um zu Genuß und Ruhe zu kommen. Mit den Händen arbeiten, Landmann, Handwerker sein, dienen, treu und fleißig, mag man immer weniger, das geht alles zu langsam: mit händeln, krämerlen, pintenwirtlen, rechtsagentlen, schreiberlen, um Weiber schachern, um Heimwesen, den Geschäftsführer machen ꝛc. kommt man viel weiter, meint man. Man beginnt ein solch Gewerbe, ohne sich darum zu kümmern, ob man es verstehe oder nicht. Es weiß gewiß mancher Pintenwirt nicht den

Dotziger, den man mit Weingeist verſetzt, von gutem Reifwein zu unterſcheiden. Der Knecht will ins Weltſche hingehen, die Magd auf Bern, in die Stadt, ſie hoffen beide dort nicht bloß Arbeit, ſondern einen guten Schick. Man ſollte ihr doch in Bern Platz ſuchen, gab eine Magd den Auftrag, die lieber im Bette lag, als im Garten ſtand oder am Spinnrad ſaß; ſie hätte gehört, man könne dort gar reich heiraten. Auf einen ſolchen Wurf hoffen ſie, ſetzen für dieſen Wurf Lohn, Geſundheit, Ehre ein und ziehen endlich Not und Schande. Das ſind die zahlloſen Falliten, Geltstage unſerer Zeit, mit dem Unterſcheid nur, daß in den einen einige Millionen, in den andern nur einige Franken verloren gehen. Zum Kreuzer kann, mag man nicht mehr Sorge tragen, wie der alte Pourtales; darum kömmt man weder zu Millionen, noch zu Batzen, ſondern zu Not und Elend.

Dieſe eigentliche Zeitkrankheit nimmt man gewöhnlich nur im großen wahr, in Amerika, London, Paris ꝛc., und achtet nicht darauf, daß ſie durch alle Klaſſen geht bis auf die Hefen hinunter. Dieſe Krankheit vermehrt die Zahl der Armen. Man merke auf, wie viel Pintenwirte, Krämer, Rechtsagenten ꝛc. ꝛc. arm werden, vergeltstagt und immer mehr vergeltstagt werden. Und wenn ſie ſich ſchon aufrecht erhalten, ſo werden ihre Kinder arm. Dieſe ſind herrſchelig oder bräuchig erzogen, an die Arbeit nicht gewöhnt, wollen da fortfahren, wo der Vater aufgehört; Vermögen iſt keines da, und ſo werden ganze Scharen derſelben das Heer der Armen vermehren. Es hat reiche Häuſer gebrochen, weil die Söhne nur den Glanz des väterlichen Hauſes fortführen wollten ohne die väterliche Arbeit; es hat Tauſende von Söhnen vermöglicher Handwerker, Gewerbsleute an den Bettelſtab gebracht, weil ſie ihr Vermögen nicht dazu gebrauchen

wollten, um da anzufangen, wo der Vater, weil sie nicht im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot essen wollten, des väterlichen Fleißes sich schämten, weil das unter mehrere Kinder geteilte Vermögen sie in dem höhern Stand erhalten sollte, dem der Vater am Ende seines Lebens um seines Geldes willen anzugehören schien.

Aber nicht nur vermehrt diese Schwindelei die Zahl der Armen unendlich, nicht nur hindert sie auch den Armen an emsigem Fleiße, den er nichts mehr schätzt, weil er glaubt, mit dem allein bringe man es nirgends hin, und es lohne der Mühe sich gar nicht, zu wenigem Sorge zu tragen, „das bschüße“ doch nichts, sondern diese Schwindelei trägt neben den Ideen von Freiheit und Gleichheit bei der innern Verwahrlosung der Armen sehr viel bei zu dem Drohenden, das sie zu tage stellen. Was soll der Arme machen, um reich zu werden? Das Börsenspiel kennt er nicht; zu Lotterieen hat er kein Geld, zum Geschäftsmann ist er zu verhudelt, zu reichen Heiraten vielleicht zu alt: was bleibt ihm da für eine Hoffnung übrig, als eine Revolution, die gleich macht, was er gleich haben möchte, die frei macht, was für ihn gebunden war? die gleich macht den Armen dem Reichen, die frei macht aus den Händen der Reichen ihr Vermögen und einer neuen Teilung unter alle Arme unterwürfig. Das ist der Wurf, der Griff, von dem sie träumen, auf den sie passen, auf den sie alle ihre Politik beziehen, auf dem alle ihre Freiheitsliebe ruht. Kein christlicher Sinn wahrt sie vor der Versuchung, schützt sie vor dem Verlockenden, das in solchen Träumen liegt; keine ihnen entgegenkommende Bruderliebe löscht den tierischen Haß und Neid; sie werden nicht zur Anschauung der innern Freiheit und Gleichheit gebracht, nicht auf die Höhe gehoben, wo politische Freiheit und Gleich-

heit wirklich Güter für sie sind; sie bleiben auf der Stufe stehen, auf der die Hunde zusammen stehen, wenn sie einen Hasen erjagt.

Hier nun gesellen sich zu ihnen sehr viele der sogenannten kleinen Leute, die nicht eigentlich arm und besteuert sind, es aber oft viel böser haben als der eigentliche Arme. Das sind die, welche mit Schulden beladen an einem kleinen Heimwesen kleben, mehr essen, als sie pflanzen, und nebenbei wenig verdienen mögen oder können, die daher mit ihren Zinsen immer im Rückstand sind und Jahr um Jahr vor Augen haben, von ihrem Heimwesen gestoßen zu werden. Die sind gar übel daran; bös wie die haben es wenige, wenn sie bei ihrem Häuschen bleiben wollen: oft nicht einmal Erdäpfel genug, Fleisch und Wein das ganze Jahr nicht, und wenn der Telleinzieher kömmt, wissen sie vor Angst nicht, sollen sie unters Bett schlüpfen oder in den Schrank, damit das Weib sagen könne: der Ätti sei nicht daheim und hätte den Schlüssel mitgenommen im Vergeß; man solle ein andermal wieder kommen.

Es sind die, welche mit ihrem Verdienst nicht recht auskommen mögen, vielleicht, weil die Frau die Haushaltung nicht gehörig zu ratsamen weiß, oder weil sie selbst einen übeln Gebrauch haben, der Geld kostet, oder eine durstige Leber ꝛc., welche daher keinen Sparpfennig haben, nach einigen Tagen Krankheit in Not sind, die teures Brot bald in Mangel versetzt; die mit Zittern und Beben den Winter kommen sehen und, wenn sie Winterstrümpfe kaufen, oft den Krämer mit dem Hechler trösten müssen: den hätten sie noch nicht gehabt; wenn der gekommen sei, so hätten sie etwas Flachs zu verkaufen, und aus dem gelösten Gelde wollten sie dann bezahlen. Es sind hauptsächlich auch die Fabrikarbeiter,

die viel verdienen, viel verbrauchen, keinen Kreuzer erübrigen, die bei der geringsten Stockung der Geschäfte im Elend sind. Unter diesen Leuten ist die Unzufriedenheit auch eingerissen, die christliche Geduld ausgegangen; das Fieber der Schwindelei hat viele ergriffen; einen Wurf, einen Griff möchten sie thun, möchten die Gültbriefe verbrennen, Matten und Äcker teilen, in schöne Häuser sich setzen und brauchen, was da ist. Alle diese Leute sind eins mit den Armen gegen die Reichen, teilen die gleichen Träume, die gleichen Gelüste und würden auch ihre Hände vereinigen im Augenblick des Ausbruches. Die armen Leute! Sie würden nichts gewinnen: wenn sie genug geraubt, gebrannt, gemordet hätten, so würden sie uneins werden unter sich, würden bald wieder zusammengebunden, zusammengeschnürt werden und wären dann nur um so elender, müßten um so bitterer Hunger leiden, je mehr sie zerstört, je wüster sie gethan hätten.

So weit hat man unter den Gesetzen, unter Verfassungen den Menschen kommen lassen, weil man nur das Äußere betrachtete, das Innere mißachtete, durch die verdammte Juristerei (offenbar als Reaktion gegen das überwundene Pfaffentum eingerissen, nun aber wieder einer Reaktion bedürftig, damit die Völker wieder auf christlichen Boden kommen, sogenannte Rechtsstaaten sind die Quintessenz des Unsinns der jungen Schule) das Christentum zu ersetzen trachtete. Es ist wirklich ein sinnlos, verruchtes Treiben, mit klingenden schönen Worten den Armen den Speck um den Mund herum zu ziehen, die Würste im Rauchfange zu zeigen, und sie sollen hungerig und durstig von den schönen Worten leben, geknebelt am Boden, mit dem wilden Tiere in sich!

Daher könmt die Not.

Man wird meinen, ich habe zu grell geschildert: man sehe und höre selbst, dann urteile man.

Man wird meinen, ich habe zu weit umhergesucht und in einen Zusammenhang gebracht, was natürlicherweise in keinem steht. Man irrt sich. Wer Zeiterscheinungen beleuchten will, darf seinen Blick nicht nur an eine Scholle heften. Was er vereinzelt auf dieser sieht, begreift er nicht; was er rings-um sieht, erklärt ihm natürlich, was ihm ein Wunder schien oder widernatürlich. Hätten unsere Alten und unsere Neuen ihre Blicke noch wo anders gehabt als nur in ihren Leisten und ihren Gläsern, in ihren Zeitungen und großväterlichen Überlieferungen, in ihren Audienzstuben und Ratssälen: sie hätten manche Dummheit weniger begangen, manches Übel zu rechter Zeit erkannt, manche Ehre statt mancher Schmach geerntet. Ärger noch wird es den Jungen gehen, die auf gar nichts sehen, als auf die Parole der propagandistischen Führer und die Lüste des eigenen Fleisches.

Drittes Kapitel.

Suchen die Leute Hülfe in der Not, und wo?

Es giebt wohl Leute, die nicht nur wie die Bären den Winter durch, sondern Tag um Tag, Jahr für Jahr schlafen: diese haben von dieser Not noch nichts wahrgenommen. Es giebt Leute mit hartem Schlaf. Das ganze Haus ist in Brand, es knistert, sprezelt, prasselt oben und unten; Flammen, Rauch um und um: sie erwachen nicht; sie erwachen nicht, bis die Flamme aus ihrem Hauptkissen lodert, das Dackbett dampft, der Strohsack in hellen Flammen steht; dann schrecken sie auf, rollen die Augen, verwerfen die Hände,

aber ſchreien können ſie nicht mehr, können nicht aufſpringen, können nur im Feuer ſich wälzen und elendiglich verbrennen. Solche Menſchen kann ich auch nicht wecken, die verſtehen mich nicht; ich möchte ſchreien, wie ich wollte, ſie würden ſagen: dä redt doch afe=n=udütlig.

Es giebt aber ſehr viele Leute, welche dieſe Not erkennen, darüber jammern; es giebt dieſer Leute ſo viele, daß dieſen Jammer überall man hört. Nur iſt's ſeit einiger Zeit ſtill geworden, ſtille darüber unbegreiflicherweiſe in vielen Ratsſälen. Aber die Leute jammern nicht nur, ſie ſchreien auch nach Hülfe; ſie raten ab, was dieſe, jene machen könnten, machen ſollten, und denken auch hie und da, aber ſehr ſelten, nach, was ſie ſelbſt vorzukehren, zu thun hätten in dieſer Not.

Was nun die Leute raten und ſagen, mag kürzlich in folgendem beſtehen; ich will es anführen und nach meiner Anſicht würdigen. Nichts für ungut, ihr lieben Leute! ihr redet, und redet da, wo ich nicht reden darf: ſo erlaubt mir die Rede wenigſtens da, wo das Geſetz ſie mir nicht verbietet.

Es giebt kurz angebundene Leute, mit kurzen Mitteln bei der Hand, und dieſe meinen, man ſolle alle Unterſtützungspflicht aufheben, und denen, welche es ohne fremde Hülfe nicht machen können, raten, ſich an die freie Mildthätigkeit zu wenden. Andere meinen, das kürzeſte wäre, ſie tot zu ſchlagen.

Das letztere wäre allerdings das kürzeſte, es wäre den Handſchuh dargeworfen, den Krieg begonnen. Wer einen Kopf hat, dem kein Zaunſtecken eine Beule macht, ein Leder, durch das weder Kugel noch Miſtgabel gehen, der verſuche es. Das wäre ungefähr, wie wenn man quer durch einen

angeſchwollenen Fluß einen Damm ziehen wollte. Mit ſolchen Dämmen erzeugt man nichts als verheerende Überſchwemmungen, die andauern, bis die Dämme weg ſind. Zweihundertjährige Sitte läßt ſich nicht abſchaffen wie ein altes Ruhbett, ein verlöcherter Schlafrock, und beſonders eine Sitte nicht, von welcher viele Tauſende leben und zwar von Jugend auf. Und wenn man auch dieſe Leute an die freie Milde weiſet, an die chriſtliche Barmherzigkeit, ſo hilft man ihnen nicht nur nichts, ſondern man gräbt ihnen geradezu noch ab, was ihnen bis dahin das chriſtliche Mitleid gab. Die Armengeſetze entſtunden ſicher viel aus dem Grunde, weil viele beſſer Geſinnte nichts mehr geben wollten, indem viele und reichere auch nichts gaben, die ganze Laſt ihnen überließen. Wenn die nichts geben wollten, ſo thäten ſie auch nichts mehr. So ſprachen ſie ehemals, ſo ſprechen jetzt wieder viele und weiſen die Armen an die Gemeinden: ſo würden, wenn die Geſetze aufgehoben würden, der Andrang der Armen zu einzelnen ſich mehrte, noch viel mehrere ſprechen; es würde niemand mehr etwas geben wollen. Ich will nicht vom vermehrten Bettel reden, dem die Polizei, welche zu vornehm geworden iſt, um ſich mit Bettlern zu befaſſen, noch weniger wehren würde, als ſie dem gegenwärtigen überhandnehmenden wehrt, will auch nicht vom Diebſtahl reden, dem die Polizei noch weniger zu begegnen wüßte, als der gegenwärtigen Unſicherheit: von dieſem allem will ich nicht reden, denn es würde Krieg geben und nicht bloß Diebſtahl und Bettel. Den wird man doch nicht wollen.

Faſt ebenſo kurz reden die, welche der Unterſtützungspflicht den einzelnen ebenfalls entladen, die Tellen aufheben, die Pflicht ſelbſt aber dem Staate zuſchieben, mit andern Worten, das Armenweſen centraliſieren wollen.

Das Wort centraliſieren iſt heutzutage ein beliebtes Wort, in einer Republik ſollte es ein gehaßtes ſein. Napoleon liebte es, und mit Recht, denn er war ein wirkliches Centrum, das die einzelnen Teile anziehen, feſthalten, überſehen, ordnen konnte mit der in ihm wohnenden Kraft. Sobald er aber als Centrum weg kam und eine Regierung ohne Kraft und Überſicht an ſeine Stelle, ſo begannen auch in Frankreich die Folgen aller der Centraliſationen ſichtbar zu werden, und eine davon iſt ganz beſtimmt das jährliche Steigern der Ausgaben und Abgaben. In einer Republik aber ſollte man, was nicht centraliſiert iſt, nicht centraliſieren wollen.

Es tötet alles allgemeine Intereſſe am allgemeinen Wohl: das ſei Regierungsſache, heißt es; es hemmt alles Heranbilden der Menſchen vom Kleinern, Specielleren zum Bedeutenderen, Allgemeinen; es rottet am Ende alle tüchtigen Bürger aus und ſtiftet eine eigene Regierungskaſte, deren Mitglieder ſich dann vorkommen wie Eichen unter niederem Geſträuch, wie Vokalen unter Konſonanten. Jeder wird mehr und mehr auf ſein perſönliches Intereſſe zurückgewieſen, und es bildet ſich die Meinung, daß nur die bezahlten Staatsbeamteten zu dem allgemeinen Wohl zu reden, dasſelbe zu beſorgen hätten. Damit iſt aber auch der Stoff gegeben zu einer landzerreißenden Oppoſition. Es führt zu dem unchriſtlichen, unbürgerlichen Grundſatz, daß um das ſogenannte allgemeine Beſte ſich nur bezahlte Beamtete zu kümmern hätten, und löſcht alles freie Wirken der Liebe, alle Gemeinnützigkeit aus. Wo aber ein Staat dieſer Liebe, der gemeinnützigen Thätigkeit keinen Raum mehr giebt, da ſteht er ſtracks dem Chriſtentum gegenüber, tötet alle Vaterlandsliebe, wird zum recht eigentlichen Antichriſt, der die Engherzigkeit pflanzet, welche nur den Grundſatz kennt: was dich nicht brennt, blaſe nicht; ſelber eſſen macht fett.

Ferner muß ich fragen: wo ist das Centrum bei uns, das mit seiner Kraft alles anzuziehen, zu beherrschen vermag? Ich will bei dieser Frage stehen bleiben und zu ihrer Beantwortung Bedenkzeit geben. Wenn man von Centralisieren spricht, so kömmt mir immer vor, als stelle man sich die Staatskasse als Centrum vor, wie in trocknen Sommern das Brünnlein auf dem einsamen Berge das Centrum für die dürstenden Kühe wird, wie eine schlafende Kuh mit strotzendem Euter in dunklen Nächten auf einsamer Weide der Mittelpunkt schwärmender, lüsterner Fledermäuse wird.

Ein solches Centralisieren kostet ungeheuer viel Geld; man frage nur das Baudepartement im Kanton Bern. Werden damit die Straßen besser? Man frage das Publikum. Vor allem müßten cirka hundert Pöstlein errichtet werden mit cirka fünfzigtausend Franken Einkünften. Nun fände man Leute genug zu dem Einkommen; aber fände man Leute hinreichend zum Amte? ich glaube es nicht. Fremde, mit den Verhältnissen Unbekannte kann man hier nicht brauchen. Die Ansprüche an den Staat würden sich verhundertfachen. Gar mancher, der sich schämte, vor die Gemeinde zu gehen, würde ungescheut vom Staate fordern; gar mancher, dem Privaten gegenwärtig helfen, würde an den Staat gewiesen, seine Ansprüche mit vielfachen Zeugnissen belegt werden. Es kommen manchmal fremde Leute und betteln, sie haben ein eigenes Häuschen; es streicht ein alter Länder bettelnd im Bernbiet herum, daheim hat er vier Kühe im Stall, aber kein Länder würde ihn verraten. Je unbekannter der Geber mit den Armen ist, desto frecher werden ihre Forderungen, desto häufiger wird er angesprochen. Ja, da macht man Gesetze, wird man sagen, da stellt man Bestimmungen auf, da wollen wir wohl vor solchem Mißbrauche sein. Ach, geht mir mit den Gesetzen.

Eben weil man den Gesetzen vertraute und immer und ewig Gesetze machte, sind wir bis dahin gekommen. Es ist wirklich recht lächerlich und recht traurig, wie man mit der Gesetzmacherei einen Unfug trieb und treibt; wie man meint, Gesetze machen, heiße regieren, und Gesetze machen könne ein jeder, der seinen sitzenden Teil auf eine grüne Bank abgestellt hat. Gesetze an sich sind tot: man muß jemand haben, der sie lebendig ins Leben trägt. Wo sind nun die Leute, welche Gesetze lebendig machen? Ja, wenn alles so gute Ruhe hätte im Lande, als manche Gesetze, dann hätte ja der ewige Sabbath angefangen im Lande.

Und wenn alles dieses nicht wäre, so könnte doch der Staat das Uebel nicht bei der Wurzel fassen; er könnte keine Liebe bringen in das Verhältnis der Armen zu den übrigen Menschen; er könnte das Innere der Armen nicht in Liebe pflegen und hegen, daß es ein anderes würde nach und nach.

Möglich ist's, daß man mir sagt, ich verstehe das Centralisieren nicht, man verstehe unter Centralisieren nicht das Ausgeben, so daß die Staatskasse ungefähr wie ein Futterkasten dargestellt werde, aus dem Angestellte mit Kübeln schöpften und den Haber mäßweise unter das Volk würfen. Man verstehe unter Centralisieren nur das Centralisieren der Einnahmen, so daß man sämtliche Armengüter zusammenwürfe und dazu noch einen Teil der Vermögenssteuer und Grundsteuer nähme und nun dieses Geld unter die verschiedenen Gemeinden billig austeilte, damit die Gemeinderäte, welche es bisher gethan, es wieder billig an die Armen verteilten.

Ich will mich nicht darüber einlassen, ob wohl das Centralisieren der Armengüter ein rechtliches wäre. Aber es würde mich mahnen, wie wenn eines armen Mannes Hütte brennen

würde und seine ganze armselige Habe den Flammen preisgegeben wäre, und barmherzige Menschen stürmten nun eines reichen Nachbars Haus und trügen sein reiches Eigentum, Schiff und Gschirr, Hausgeräte aller Art dem Feuer zu und würfen es mitten hinein, damit das Feuer dieses fassen und die arme Habe des Armen verschonen möchte. Die Thoren machen nur, daß das Feuer um so größer wird, der Brand um so weniger zu löschen, und der Arme und der Reiche um so schneller um ihre Sache kommen. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß man nicht nur mit Geld der Not nicht abhilft, sondern daß man, je mehr Geld man auf die bisherige Weise in die Armennot hineinwirft, die Not nur um so mehr vergrößert, gefährlicher macht.

Ungefähr dasselbe giltet bei dem Centralisieren der Tellen zu Grund- und Vermögenssteuer. Man lasse sich nicht täuschen durch das Wort „Abschaffung der Armentellen", als ob dann nichts mehr für die Armen bezogen werden sollte. Das Geldgeben wechselt nur Namen und Bezieher; die Gemeinde bezieht nicht mehr Tellen, sondern der Staat bezieht Grund- und Vermögenssteuer. Wer Grund und Vermögen hat, muß nun freilich nicht mehr tellen, aber steuren. Ich weiß nicht, ob dieses einen großen Unterschied macht. Ja, freilich macht dieses einen großen Unterschied, wird man sagen, denn nun müssen viele Millionen zu der Armenlast steuren, die früher zu ihr nicht tellten, und es ist recht, daß alle, welche den Nutzen vom Bestehen des Staates haben, auch dessen Last tragen helfen. Ich bestreite das letztere gar nicht, aber man gewinnt damit nichts. Nimmt man das Armengeld aus einer Centralkasse, so centralisiert man damit die Armenbesteurung, d. h. man verbreitet die Armennot über alle Teile des Landes gleichmäßig. Man vergesse doch nicht, daß die Armenlast bis

dahin gar verſchieden war: im Bistum gering, im See- und Mittelland nicht drückend u. ſ. w. Centraliſiert man nun das Geld, ſo centraliſiert man auch die Anſprüche und kann bald ins Bistum und Seeland ſoviel ſteuren, als man jetzt im Emmenthal und Guggisberg ſteuert. Die Vermögensſteuer wird bei weitem weniger abwerfen, als man ſich denkt, wird Geld aus dem Lande ziehen, vielleicht den Geldzins erhöhen, und die Hauptlaſt doch auf die Grundſteuer fallen. Und wenn nun die centraliſierte Armenlaſt um ſo viel mehr verſchlingt, als früher die ſpecialiſierte, und wenn die Bergländer ihre langen, hohen und breiten Berge vergrundſteuren müſſen, ſo wird man bald inne werden, was für ein Unterſchied zwiſchen Steuren und Tellen ſei. Und wenn die Gemeindsbehörden als Armenpfleger das Geld nicht mehr direkt aus dem eigenen Sacke zu nehmen haben, ſondern aus der Staatskaſſe zu beziehen, ſo wird nicht nur im allgemeinen eine weit größere Sorgloſigkeit eintreten, als bis dahin bereits war, obgleich es das eigene Geld koſtete, ſondern es wird beſtimmt manche Gemeinde expreß und abſichtlich viel reichlicher ſpenden, als bis dahin, und nutzlos, nur damit ſie nicht zu kurz komme im beziehen, die und jene Gemeinde nicht mehr erhalte. Sie rechnen nicht, daß ihr eigen Geld mit dabei iſt. Da kann man von Bern aus lange wachen wollen und Geſetze machen, da fehlt die Handhabung und adminiſtrative Kunſt.

Ich will es aufrichtig ſagen: die Gemeinden ſcheinen mir nicht im Stande, hier recht zu walten; die Vergangenheit lehrt es. Gemeinden als Gemeinden haben kein Herz im Leibe. Wo ſie das Geld eintreiben mußten zu ihren Liebeswerken, da war Widerwillen; wo ſie es vorliegend fanden als Gabe alter Liebe Verſtorbener, da wurde es den Enkeln unmöglich, die alte Wärme in die Gabe zu bringen. Was Liebe geſtiftet,

teilte Gleichgültigkeit aus; es wird als Recht gefordert, in kühler Pflichterfüllung gegeben. In den einen Gemeinden war zu viel Unverstand, in andern zu viel Berechnung, in den einen eine gräßliche Rücksichtslosigkeit, in andern eine gräßliche Rücksichtlichkeit, in den einen zu viel Lasten, welche die Liebe lähmten, in andern zu viel Geld, welches den Hochmut gebiert und den Geiz und die Unverschämtheit, jedenfalls nicht Verstand giebt, wenn man sonst keinen hat. So wurde viel gegeben, aber der Gabe nicht nachgesehen; es war kein Segen dabei: je mehr man gab, desto mehr Arme forderten, und um so unverschämter. In jedem Gemeinderat ist eine Minorität, welche das Bessere möchte, aber sie vermag sich selten Bahn zu machen. Es ist merkwürdig, wie der Eigennutz und die Dummheit viel kühner und aufbegehrischer sind, als die bessere Einsicht und der bessere Wille. Mit aller möglichen Energie schlägt der unvernünftige, der seinen Vorteil sucht oder Vorurteilen fröhnt, auf den Tisch, donnert, daß die Wände krachen, wenn er Widerstand findet, und intriguiert und spielt unter dem Hütli, bis er seinen Willen durchgesetzt, die Mehrheit auf seiner Seite hat, während der Bessere meint, die gute Sache sollte eigentlich selbst siegen, wenig nachläuft, wenig ansetzt, sich doch am Ende nicht ganz unwert machen will, sich mit dem Spruche zur Ruhe legt: Nun in Gottes Namen, ich habe ihnen meine Meinung gesagt; wenn sie nicht wollen, so können sie es sein lassen; ich kann nicht helfen. Überhaupt fürchtet man sich gar leicht und nicht nur vor einander, sondern gar leicht auch vor unverschämten Armen; man giebt ihnen, um ihrer los zu sein, weil man keine Kraft hat, sich vor ihnen sicher zu stellen. Auch herrscht bei einer Menge Magnaten zu Stadt und Land ein fürchterlicher Kastengeist, auf den ich später zurückkomme: der will gar nicht, daß der nicht

mehr arm bleibe, selbständig werde. Der Arme soll arm bleiben, aber nichts kosten; so meinen es diese Thoren.

Es wäre, wie viel Geld man auch den Gemeinden geben würde, rein unmöglich, sie dahin zu bringen, daß sie vereint die Hand an die Wurzel des Übels legen. Es nähme mich wunder, woher man einen Gesetzesredaktor berufen wollte, um Gemeinden durch Gesetze dahin zu bringen, mit vereintem Willen das Übel anzugreifen. Ich bin überzeugt, man müßte nicht nur änet a blaue Berg und änet a Bodesee, man müßte auch änet ans blaue Meer, ja änet a üsi blaui Luft.

So wird durch das Centralisieren wahrhaft nichts gewonnen, im Gegenteil, da Übel viel schlimmer gemacht; ich will nicht einmal England zu Hülfe rufen, um dieses zu beweisen.

Aber auch die Gemeinden als solche können von sich aus dieses Übel nicht hemmen, nicht abwenden; sie sind in diesem Augenblick wirklich in trostloser Lage. Über den Kopf wächst ihnen das Übel, der Boden weicht unter ihren Füßen, sie schreien nach Hülfe, und andere schreien über die Gemeinden, und die dritten ins Blaue hinein — so schreit alles — und wer hilft?

Nun muß ich, beiläufig nur, mich erklären, daß die Gemeinden allerdings mit Recht um Hülfe rufen, und daß den Gemeinden in Erfüllung ihrer Verpflichtungen der Staat helfen soll. Als den Gemeinden die Armenlast aufgelegt wurde, war sie eine ganz andere als jetzt: sie wurde unter die Gemeinden verteilt, damit Ordnung im Lande eingeführt, die Masse des Gesindels vereinzelt würde und durch Aufsicht über einzelne die Gemeinden an der Einführung von Ordnung im Lande teilnehmen müßten. Der Zweck wurde erreicht, aber ein ander Übel entstand daraus für die Gemeinden: nun

iſt es billig, daß der Staat auch den Gemeinden beiſtehe. Nun hat der Staat den Gemeinden ſich nicht nur nicht genähert, ſondern ſich entfernt. Die beſtehende Armenkommiſſion iſt ſehr reſpektabel, aber ihre Stellung eine rein unnatürliche. Sie giebt hie und da, wo ſie angeſprochen wird, und angeſprochen wird ſie, wo man ihre Exiſtenz kennt: aber in einer Menge Gemeinden kennt man dieſe Exiſtenz gar nicht, ſpricht ſie nicht an. Was ſie daher giebt, ſcheint rein wie Almoſen und iſt durchaus nicht als eine Verbeiſtändung der Gemeinden anzuſehen. Die Armenrechnungen werden paſſiert, aber rein aus dem Geſichtspunkte, wie der Staat auch andere Rechnungen über Korporationsgüter paſſiert: auf den Inhalt derſelben, der außer dem Gebiete der Zahlen liegt, wird gar nicht geſehen. Ehedem ließ ſich der Staat in der Armenpflege der Gemeinden durch den Pfarrer vertreten. Er erkannte dadurch den Grundſatz an, daß im Armen ein Innerliches zu wahren ſei, daß es mit dem äußerlichen Geben nicht gemacht ſei, ſondern daß eine beſondere Intelligenz im Verteilen der Gaben walten müſſe und namentlich die Kinder beſonderer Aufmerkſamkeit wert ſeien. Er erkannte dadurch den Grundſatz an, daß der Staat Teilnehmer ſei an der Armenpflege. Auch dieſes Band iſt zerriſſen. Seit dem neuen Gemeindgeſetz wird der Pfarrer betrachtet als ausgeſchloſſen von der Armenpflege. Die Juriſterei hat ſich an den Grundſatz gehalten: wer bezahlt, der befiehlt; da alſo der Staat nichts bezahlen wollte, ſo hat er auch gefunden, das Mitreden zieme ihm auch nicht mehr, und hat ſeinen Vertreter zurückgenommen. Viele Gemeinden freuen ſich über dieſe Emancipation. Ob mit Recht, fragt ſich. Auf jeden Fall iſt dadurch die Sache auf eine Spitze geſtellt, wo ſie nicht bleiben kann. Der Staat muß den Gemeinden helfen, aber vor allem aus mit Intelligenz, die

fehlt noch mehr als Geld; er muß sich vertreten lassen in der Armenpflege. Zweitens muß er helfen mit seiner Kraft. Ehedem machte man mit einem schlechten Kerl kurzen Prozeß: wenn ein Ammann über einen klagte, so warf ihn der Landvogt an Schatten. Jetzt verpallisadiert sich ein solcher hinter einen Berg von Gesetzen, den Grundsätzen persönlicher Freiheit, und die Gemeinde kann gar nicht an ihn kommen; er lacht sie nur aus hinter seinem Schilde, von einem Rechtsagenten verbeiständet, vielleicht noch von einem Richter begünstigt. Da muß der Staat helfen: seinen Arm leihen, solche Leute in die Finger zu nehmen, und zwar auf solche Weise, daß es wenig oder nichts kostet und auch ihnen an Leib und Seele frommt. Erst drittens kömmt das Geld, mit welchem allerdings der Staat auch zu Hülfe kommen soll, indem auch er an der Armenlast schuld ist, und zwar eben durch allerlei Gesetze, und weil es ein allgemeines Uebel ist, unter dem alle erliegen würden, wenn man sich nicht aufmachte gegen dasselbe. Und ich denke, wenn guter Wille vorwaltet, so wird sich der billige Anteil, den der Staat den Gemeinden an ihre Lasten giebt, aber wohlverstanden, nur einen Anteil und zwar den kleinern Teil, wohl ausmitteln lassen. Und ich denke, wenn guter Wille kömmt und die grenzenlose Liederlichkeit in einigen centralisierten Verwaltungszweigen aufhört, der Gefräßigkeit einzelner Angestellter Schranken gesetzt wird, werde sich das Geld dafür wohl finden lassen. Wie viel im ganzen Lande für Arme getellt wird, soll man in Bern wissen, wenn die eingeforderten Tabellen nicht da vergraben sind, wo freilich die Diebe nicht nachgraben und sie stehlen, wohl aber die Schaben und der Schimmel sie verzehren, und zwar unvermerkt. Aus diesen ließe sich berechnen, wie viel Prozent der Staat übernehmen könnte, und auf welche Weise.

Wenn aber auch dieſes wichtige Verhältnis zwiſchen Staat und Gemeinden gefunden, beide auf freundſchaftlichen, einigen Fuß geſtellt würden: dem Uebel wäre denn doch nicht die Axt an die Wurzel gelegt, wäre ihm das Krebsartige, Feindſelige nicht genommen; es wäre nicht den Armen eigentlich geholfen, ſondern den Gemeinden; es würde die Armut wohl hemmen in ihrem Anwachſen, ſie aber nicht ändern in ihrer Natur.

Neben den vorhin dargethanen radikalen Anſichten über die Hülfe in der Armennot geben ſich noch andere kund, welche von gewöhnlicheren Mitteln Hülfe hoffen, und welche bei freundlichem Handbieten des Staates und der Gemeinden dieſe Mittel als vollkommen genügend annehmen. Sie weiſen auf die beſſeren Schulen hin und ſagen: darauf müſſe man beſonders halten, daß arme Kinder fleißig in die Schule gehen, rechnen und ſchreiben lernen; gut geſchulte Menſchen kommen immer durch die Welt, und die Schulen ſeien jetzt ſo, daß die Kinder allenthalben das Nötige lernen könnten. Ich will nicht davon reden, daß das Schulgeſetz namentlich in Bezug auf den Schulbeſuch armer Kinder gar ſehr ſchlecht gehandhabt wird, ſondern behaupten, daß das Schulen armer Kinder eben ſo viel ſchaden als nützen kann. Man giebt doch nach und nach zu, daß das Erziehen die Hauptſache ſei und nicht das Schulen, ſo wie der ſittliche Wert eines Menſchen weit höher zu halten iſt als irgend eine Kenntnis oder Fertigkeit. Die Abgötterei, die man mit der Schule trieb, geht vorüber. Die Abgötterei dagegen, welche die Schulmeiſter mit ihren Perſonen treiben, iſt im Wachſen. Wenn man nun ein unerzogenes, ſittlich verwahrloſtes Kind geſchickt in den Schulen macht, ſo wird es ihm weit eher ſchaden als nützen. Es wird pfiffiger, begehrlicher, wird hauptſächlich hineingeriſſen in die

Schwindelei der Zeit, mag nicht mehr fleißig ſein, will händelen, gwerben u. ſ. w. Daher auf dem Lande die Sprüchwörter: Je gelehrter, deſto verkehrter; je geſchickter, deſto fäuler ꝛc.; die Meinung, daß, wer rechnen und ſchreiben könne, ein Schreiber werden müſſe oder ſonſt etwas Apartes. Sehr ſelten wird in einer Schule der ſittliche, religiöſe Einfluß auf das Gemüt des Kindes ſo ſtark, daß er den häuslichen Einfluß erſetzt oder gar denſelben aufhebt. Von den Schulen an ſich hoffe ich daher durchaus keine Heilung der anſteckenden Krankheit der Armut; es iſt ſchon viel, wenn ſie dieſelbe nicht noch verſchlimmern helfen.

Man wird dieſes vielleicht zugeben, aber dann hinzuſetzen: Ja, allerdings kömmt auf das Erziehen viel an; darum muß man die Kinder beſſer verdingen als bisher, viel mehr darauf ſehen, wem man ſie anvertraut.

Ich habe ſchon vorhin über das Verdingen geſprochen, als auf einen eigenen Erwerbszweig darauf aufmerkſam gemacht, aufmerkſam darauf gemacht, wie die Kinder da recht eigentlich ausgenützet werden, wie eine arme Familie von einem noch ärmeren Kind leben will, oder wie einem Reicheren ein armes Kind ſeine Haushaltung ſoll fördern helfen, und wie da ſeine ſchwachen Kräfte auf wirklich unmenſchliche Art ausgebeutet werden. Nun zweifle ich, daß man auch bei größerer Vorſicht bei einzelnen Familien für ſo viele Kinder viel beſſere Unterkommen finden wird. Ich will nicht ſagen, daß es nicht viele brave, verſtändige Familien gebe, aber die meiſten derſelben befaſſen ſich nicht mit Erziehung fremder Kinder, haben weder Platz noch Luſt für ſolche. Brave Familien, die Kinder aufnehmen, können doch vielleicht neben aller ihrer Rechtſchaffenheit zur Erziehung durchaus nichts taugen, haben entweder den Verſtand nicht dazu oder nicht

Zeit oder nicht Kraft, welche namentlich ganz besonders denen fehlt, welche keine eigenen Kinder haben. Zudem herrscht in den meisten Häusern auf dem Lande die verderbliche Sitte des Kiltganges, welche die Herzen so vieler Kinder vergiftet und sie dem Laster und der Armut weiht für ihr ganzes Leben. Ich habe das Verdingwesen an manchem Ort und von mancher Seite betrachtet und manchmal fast Blut geschwitzt darüber. Ich will nicht in Abrede stellen, daß viele verdingete Kinder brav geworden sind, aber das widerlegt mich nicht. Ich gebe auch gerne zu, daß man immer noch Ehen, häusliche Kreise findet, in deren Verband ein Kind wie das eigene aufgenommen, mit Ernst und Liebe Gott zugeführt wird, welche zugleich in den äußerlichen Umständen sind, welche zu der künftigen Bestimmung des Kindes passen. Einer solchen vertraue man Kinder mit Freuden an; wer eine solche weiß, bezeichne sie den Gemeinden, sie wird ein wahrer Fund sein; denn eine solche Ehe ist allerdings der natürlichste Kreis, in den ein armes Kind gebracht werden kann; aber sie werden selten sein, solche Kreise, wo das Kind an Leib und Seele das Nötige empfängt, nicht mehr geben muß, als man ihm giebt.

Ob man mir meine Ansicht zugeben wird, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß mir viele antworten werden: Man kann dann immer noch nachhelfen; wenn die Kinder einmal erwachsen sind, so thue man sie zu guten Meistern, daß sie ein Handwerk lernen: bei diesen lernen sie dann schon gehorchen und kommen später zu schönem Brot. Man hält wirklich auf Handwerkbildung viel, thut sich viel zu gut darauf und erwartet viel davon, und wieder mit Unrecht, weil man wieder dieses nur vereinzelt, nur von der Oberfläche betrachtet, wie ich es schon vorhin bei der Schule zeigte. Auch hier kann ich

behaupten, das Handwerklernen ſchade ſo viel, als es nütze. Man täuſcht ſich furchtbar, wenn man meint, es brauche weiter nichts, als Kinder zu einem Beruf zu beſtimmen und ſie zu irgend einem Meiſter zu thun; ſo ſei das Ding vollbracht, das Kind nun eine Frau Meiſterin, ein Herr Meiſter. Es ſind von Privaten, Stadt- und Landgemeinden eine Unzahl Kinder Handwerken gewidmet worden, und ein ſehr großer Teil derſelben mißrieten, nicht viele harrten als ehrenwerte Meiſter in ihrem Berufe aus. Eine ehrenwerte, tüchtige Geſinnung, einen echt chriſtlichen Sinn bedarf der junge Menſch, wenn er in der rohen Geſellenwelt nicht liederlich werden, ſondern vorwärts ſtreben, bedarf das junge Mädchen, wenn es unter leichtfertigen Geſpielen nicht leichtfertig werden will. Auf Sand gebaute Grundſätze oder auswendig gelernte Antworten ſtatt der Grundſätze halten da nicht aus. Es bedarf der Menſch, wenn er ein beſtimmtes Handwerk beginnen ſoll, bereits der Gewohnheit zur Arbeit, eine geübte Kraft, geſtählte Muskeln und eine rührige Emſigkeit; er muß ob der Luſt zur Arbeit die Luſt zu einem müßigen Leben vergeſſen können. Er muß allerdings auch die nötige Schulbildung beſitzen; ſein Verſtand muß geſchärft, ſein Urteil geübt ſein, ſein Auge ſchauen und betrachten können; ohne dieſes giebt er nie einen Meiſter. Endlich muß er auch einen Meiſter finden, der den Menſchen in ihm anerkennt und den Meiſter aus ihm herausbilden will.

Es bedarf daher der werdende Handwerker eine ſehr tüchtige ſittliche und intellektuelle Vorbereitung, wenn nicht Geld und Zeit und Menſch verloren gehen ſollen. Nun gedenkt man leider an die Notwendigkeit dieſer Vorbereitung weder zu Stadt noch Land, meint, man könne jemand zu einem Schuhmacher, Schneider, Schloſſer machen, wie man auf das

Papier ſchreiben kann mit roter oder ſchwarzer Tinte, deutſch oder welſch.

Mit dieſem Leichtſinn in der Beſtimmung zum Handwerk, mit dieſer liederlichen Gutmütigkeit hat man zerſtörend eingewirkt auf den Handwerksſtand, hat die alte Handwerksehre häßlich befleckt. In den beſſern Gemeinden des Landes hat man ſchon ſeit einiger Zeit recht gut für die armen Kinder zu ſorgen gemeint, wenn man ſie Handwerke lernen ließ; denn dieſes koſtete mehr, als wenn man ſie grad ane bei einem Bauer ließ. Aber nie ſah man darauf, wo der Knabe vorher geweſen, was er gelernt, ob er auch die nötigen Schulkenntniſſe beſitze; die Auswahl geſchah gewöhnlich auf dreifache Weiſe.

Das giebt keinen Knecht, ſagte man, wenn man ein halblahmes, halbblindes, verwachſenes Kind vor ſich ſah; man muß das zu einem Handwerk thun, es iſt gar eine elende Perſon, eine ſchlechte Kreatur. So ein Kind that man dann zu einem Handwerk.

Oder es war ein gar wildes, böſes Kind, mit dem man nichts anzufangen wußte, das nirgends gut thun wollte; dann erklärte man: Dem muß man einen Meiſter ſuchen, ſo recht einen handfeſten, kuraſchierten. Ich wüßte einen, ſagt man, der hat ſchon manchen rangiert. Nun frug man nicht: Iſt's ein Tiſchmacher, oder ein Maurer? ſondern man übergab ihm den Knaben, weil er ein kuraſchierter war.

Oder es kam ein Kind vor die Gemeinde und begehrte, ein Handwerk zu erlernen. Man frug dasſelbe: Weißt du einen Meiſter? Gewöhnlich wußte es einen. Man frug nach dem Lohn, und wenn man mit demſelben zufrieden war oder mit dem Meiſter darüber einig werden konnte, ſo ward das Kind ohne große weitere Unterſuchung zum Handwerk gethan.

Man kann ſich aber denken, inwiefern ein Kind beurteilen konnte, ob ein Meiſter tüchtig ſei, ein Handwerk zu lehren. Es iſt eine merkwürdige Dummheit, die man noch nie ſo recht beleuchtet hat, daß man annimmt, jeder Handwerksmeiſter ſei auch ein Lehrmeiſter und könne Kinder zum Handwerk erziehen, müſſe Lehrbuben haben. Es iſt das Lehrbubenhaben wiederum an ſehr vielen Orten durchaus nichts anderes als ein verfluchtes Ausnutzen armer Kinder, als ein Diebſtahl an ihrer Zeit, an ihrem Gelde, oft an ihrer Geſundheit. Man ſollte öffentlich die Meiſter zeichnen, welche ob armen Kindern reich werden, ihre eigene Trägheit durch ſie erſetzen wollen; und wiederum ſollten ſich andere recht eigentlich dem Erziehen von Lehrlingen widmen.

So wenig aber ein Kind die Auswahl verſteht, ſo wenig giebt ſich meiſtens die Gemeinde darum Mühe. Man hat gar keinen Begriff davon, daß ein Kind einem Meiſter weit eher ſeine Fehler als ſeine Künſte ablernt.

Wenn man z. B. ein Kind zu einem Schuhmacher thut, der ſo langſam näht, das man zwiſchen jedem Stich zweimal aus der Haut fahren könnte und zweimal wieder hinein, ſo wird das Kind beſtimmt nicht ſchneller arbeiten lernen als der Meiſter, und doch hängt die Güte des Handwerks meiſt von der Rührigkeit, der Raſchheit im Arbeiten ab.

Sehr oft ſieht man auch hier auf das geringſte Lehrgeld, auf einen Gemeindsburger oder einen, der Stören bei den Vorgeſetzten hat, ja auf einen, dem man den Hauszins zahlen müßte, wenn man ihm nicht das Lehrgeld ſtatt deſſen geben würde, ſo daß im eigentlichen Sinne des Worts das arme Kind ſtatt der Gemeinde dem faulen Meiſter den Hauszins zahlt. Und bei ſolchen Meiſtern läßt man die Kinder, ſie mögen nun etwas lernen oder nicht, gut oder ſchlecht ge-

halten werden, und am Ende ſoll das Kind doch das Lehrgeld wieder erſtatten, wenn es auch alles Böſe gelernt hat, nur ſein Handwerk nicht. Es geſchieht hier oft Himmelſchreiendes.

In den Städten geht es eben ſo ſchlimm, wenn auch aus andern Gründen. Hier wachſen arme Kinder entweder bei liederlichen Eltern auf oder in Waiſenhäuſern. Bekanntlich führen liederliche Bürgersleute bei aller Armut ein üppig Leben, ein Leben, das, wenn auch nicht alle Gelüſte befriedigt, doch eine Menge erzeugt, das meiſt arbeitslos iſt und zu einer fürchterlichen Meiſterloſigkeit führt, die ſich immer groß macht mit ihrem Bürgerrecht. So einer Haushaltung fehlt alles Ehrbare, Solide, Ordentliche und birgt dagegen eine Liederlichkeit, Schleckerei, Schlemmerei in ihrem Schoße, die gräßlich auf Kinder wirken müſſen. Wenn nirgends ein Vorrätchen iſt, daß eine Maus davon ein Mahlzeitchen machen könnte, und der Vater ſchöppelt doch wohlgemut, und die Mutter viſitelt vergnügt, und beide marſchieren auf Maskenbälle, da kann man denken, was da Solides an die Kinder kommen ſoll, und ſolid muß ein Handwerker ſein, ſonſt giebt er einen Hudel ab.

Oder es wachſen die Kinder in Waiſenhäuſern in beſſerer Zucht und Sitte auf. Aber in dieſen Waiſenhäuſern, die gewöhnlich in den Städten ſind, wo die Eltern wohnen, können die Kinder ſelten weit genug von ihren ſchlechten Eltern entfernt werden. Dieſe unterhalten die Gierigkeit der Kinder, ſtopfen ſie mit den aufgebrachten Schleckereien, weiſen ſie auf gegen Zucht und Ordnung, blaſen die Luſt nach ungebundener Freiheit fort und fort an. Zudem ſind dieſe Waiſenhäuſer doch mehr oder weniger ſtädtiſch eingerichtet; Wohnung, Eſſen, Leben iſt ſtädtiſch, und der größte Teil des Lebens wird nach

jetziger städtischer Weise in der Schule oder doch hinter den Büchern zugebracht. Die städtische Weichlichkeit, der städtische Stolz werden nicht bekämpft oder doch nicht ausgereutet, und hinter den vielen Büchern sind die Kinder auch nicht stark geworden für das Leben. Findet man nun am Ende, daß ein Knabe zu dumm ist für einen Pfarrer, ein Mädchen zu wenig hübsch für eine Gouvernante, so heißt es: Er muß ein Handwerk lernen; es muß sein Brot verdienen. Schon darin liegt etwas unbeschreiblich Verächtliches, liegt ganz die gegenwärtige städtische Verkehrtheit, welche die Handwerke und die Arbeit, durch welche die Städte reich und groß geworden, verachtet, wie vornehm gewordene Kinder einfachere Eltern verachten, wie Söhne von Handwerkern zum Familienstatut erheben können, daß keins ihrer Kinder ein Handwerk treibe. An solchen Statuten, an solcher Verkehrtheit erarmen aber und sterben die Burgerschaften aus.

Sollen nun städtische Kinder hinein in die harte Werkstätte, aus allen jugendlichen Angewöhnungen heraus, von den feinern Gespielen, die nicht übel spötteln, wenn sie den alten Kameraden zum ersten Mal im Schurzfelle sehen, die über und über rot werden, wenn sie die hinter einer Schneiderin mit Arbeit gehende Gespielin grüßen sollen, hinweg ans harte, geringgeschätzte Handwerk, mit den weichen Händen, den schlaffen Armen an die harte Arbeit, mit den lüsternen oder weichen Herzen in die rohe Gesellenwelt, — so kann man denken, wie es ihnen zu Mut wird, kann es begreifen, warum die meisten Städter und Städterinnen entweder ob dem lernen des Handwerkes zu Grunde gehen oder später am Handwerk selbst, warum das ungeheure hierauf verwendete Geld meist ein verlornes ist. Die vielerlei Entbehrungen, der kürzere Schlaf, die rauhere Behandlung, das Zurückziehen der

früheren Kameraden, vor allem aus die ungewohnte Arbeit, die wenige Freiheit dabei zum Genuß lassen die wenigsten das Handwerk lieb gewinnen, in dasselbe sich hineinleben, es mit ganzer Seele ergreifen. Man bedenkt gar nicht, wie im sechzehnten Jahr ungewohnten Händen die Arbeit vorkömmt, wie sie dem verweichlichten Gemüt verhaßt wird, eine Last bleibt, welcher man sich so schnell möglich zu entziehen sucht. Und wenn auch einige den Widerwillen überwinden, des Handwerks Meister werden, so schwebt ihnen doch, wie den Juden das gelobte Land, das reiche, üppige Leben der Jugend vor; eine Menge alter Bedürfnisse stellen sich ein, neue tauchen auf; das Geld, über welches man Meister wird, wandert nicht ins Handwerk zurück, sondern wird zum Leben verwandt, an elegante Wohnung und Kleidung und Chaisli und Schöppli; das Fundament wird weggenommen und daraus das Dach gebaut — und was ist das Ende vom Liede? So wurde nach und nach die Ehre des Handwerks untergraben; man sieht allenthalben halbbatzige Meister und Meisterinnen, die auf Pöstlein lauren, Zöllner oder Vorgängerinnen werden möchten, auf das Burgergut sich trösten, den Eltern oder dem Gemeindwesen zur Last liegen, lüderlichem Leben sich hingeben, das Handwerk immer mehr in Mißkredit bringen, als ob es nicht mehr seinen goldenen Boden hätte.

So geht es zumeist, wenn man ein Leben auferbauen will auf eine verwahrloste oder verweichlichte Jugend, ein steinern Haus auf ein strohern Fundament. Es geht das Geld verloren, mit dem Gelde der gute Wille, die Barmherzigkeit. Die tausend im Handwerk mißratenen Kinder sollen zeugen, daß mit solchen Kindern nichts anzufangen, daß alle Mühe um sie fruchtlos sei. Nein, nein, das zeugen diese armen Kinder nicht, sondern sie zeugen, daß der Wille, ihnen zu helfen,

beſſer war als der Verſtand dazu, daß man das Geld nicht ſchonte, aber das Nachdenken über ſeine Verwendung, daß man das Gute gewollt, es aber verkehrt angefangen. Sie zeugen davon, daß die Handwerkbildung nicht der Armut an die Wurzel ſchlägt, mehr noch die Armut fördert, daß Staat und Gemeinden, auch wenn ſie das doppelte Geld aufwenden mit den Kindern, durch das erlernen von Handwerken der Vermehrung und Anſteckung der Armut nicht vorbeugen können, wohl aber allerdings bei mehr aufgewendetem Nachdenken und geſundem Verſtand manches beſſer machen als bis dahin, manches Üble unterlaſſen können.

Wo alſo die Leute gewöhnlich die Hülfe ſuchen, woher ſie dieſelbe hoffen, da iſt ſie nicht, daher kömmt ſie nicht; da iſt keine Brücke über die Kluft, welche der Armut verpeſtet Land vom geſunden Lande wackerer Bürger trennt.

Viertes Kapitel.

Bei wem iſt die Hülfe in der Not zu ſuchen?

Wenn auf eines ſteilen Hügels Krone die Tod ſpeienden Kanonen ſtehn, ihre blanken Röhren hinunter ins Thal ihren blendenden Schein werfen, ihre ſchwarzen Mündungen wie Drachenaugen den anrückenden Feind verſteinern, dann ruft der Feldherr die Freiwilligen vor. Er weiß, nicht das Kommandowort, nicht der Schritt und der Tritt nach Geſetz und Takt ſtürmt den Hügel, nimmt die Kanonen, ſondern nur entfeſſelter, kühner Mut, der frei ſprudelt aus kühner Bruſt.

Und was kein Königswort erzwingt, vermag die Liebe. Die Liebe treibt um ihr Kind die Mutter in den wütenden Strom, in die praſſelnde Flamme; die Liebe ſtürzte Winkelried in die Lanzen und brach der Freiheit eine Gaſſe; die Liebe führte den zum Tode, deſſen Name ich in dieſer Zuſammenſtellung nicht zu nennen wage, der mit ſeinem dahingegebenen Leben den armen Sterblichen den Schoß des Vaters öffnete. Hier müſſen auch Freiwillige vor in kühnem Mut zu kühnem Thun! ſie müſſen vorangehen mit entſchloſſener Hingebung in der feſten Überzeugung, daß auch hier der Glaube Berge verſetze, daß nichts dem Siege ſo gefährlich ſei, als unſicheres Wanken, als unſchlüſſiges Stilleſtehen und wieder zagendes Vorwärtsgehen.

Wenn Freiwillige aufgerufen werden in einem Heere, wem giltet der Ruf? Den Offizieren oder den Unteroffizieren, den Gemeinen zu Roß oder zu Fuß, den hintern oder vordern Gliedern, den neuen oder den alten Regimentern? Da frägt man nicht, ſieht nicht den Nebenmann an, winkt nicht dieſem, daß er gehe, ſteht wieder zurück, wenn jener nicht vortritt; da ſchützt kein Offizier ſeine Epaulette vor, kein Soldat zerriſſene Schuhe: wer in ſeiner Bruſt den Mut dazu fühlt, ſtürzt vor, Offizier und Gemeiner, ſchart ſich zu den Mutigen; ſie ſtürmen den feuerſpeienden Hügel, ſchlagen die Feinde, erobern die Kanonen, ſetzen ſich feſt auf des Hügels Krone; dann rückt nach mit klingendem Spiel, in wohlgeordneten Reihen und gleichmäßigem Schritt durch die geöffnete Bahn das übrige Heer.

Wenn nun in unſerer Republik der Ruf nach Freiwilligen erhoben wird, der verderbendrohenden Armut entgegen zu ſtehen und ſie zu bewältigen, wem giltet der Ruf? Er giltet allen Chriſten im Ländchen; er giltet allen, die Liebe

haben zu dem Ländchen. Er giltet den Regenten aller Arten, aller Sorten. Wie kein Offizier einen Schuß Pulver wert ist, der zu vornehm oder zu feig zum Freiwilligen ist, so ist kein Regent einen Kreuzer wert, der nicht auch außer dem Kreise seines Amtes zu allem bereit ist, womit er das Heil des Landes fördern kann. Ist er nicht bereit dazu, so ist er weder ein Christ noch ein treuer Bürger. Nur ein Thor oder ein Selbstsüchtling kann glauben: in bezahlten Ämtern seine Pflicht thun entbinde von allen übrigen Christen- und Bürgerpflichten. Wer dieses meint, taugt nicht zu einem Regenten eines christlichen Landes.

Es giltet aber auch allen Regierten. Gerade sie sollen als Christen und als Bürger freudig die Gelegenheit ergreifen, neben der Arbeit für sich und ihr Haus auch für das allgemeine Wohl nach Kräften mitzuwirken, es zu beweisen, daß das das glücklichste Land sei, wo alle aufrichtig teilnehmen am Glück desselben, daß das das christlichste Land sei, wo jeder im Glück des andern das eigene suche. Dieses auch ist die wahre und einzige Centralisation, die einer Republik heilsam ist, die Vereinigung aller freien Kräfte freier Bürger zu des Vaterlandes Heil. Es ist wiederum merkwürdig, daß man meint, nur wenn die Kanonen donnern, nur wenn Feinde durch die Berge brechen, müsse man zusammenstehen zu Not und Tod und einig sein in der Schlacht. Wenn der Feind verschwunden sei, da könne man wieder auseinander gehen, die vereinten Kräfte auseinander reißen, bis wieder Kanonen donnern, bis wieder Feinde durch die Berge brechen. So will man im großen treu sein und kann es am Ende doch dann nicht, weil man nicht im Kleinen treu war. Es giebt zu jeder Zeit Anforderungen, zusammen zu stehn, Übel, die nur vereinten Kräften weichen: aber da will jeder für sich

klarer faſſen: wer Hülfe wolle, ſei es von Gott oder von Menſchen, der müſſe ſelbſt nach ſeinen Kräften mithelfen. Es ſind aber auch bereits auf dem Lande viele erwacht, ſehnen nicht nur begierig nach der Hülfe ſich, ſondern haben ihre Hände und Herzen geöffnet zu reichen Gaben und ſind ſicher zu noch reicheren bereit; ſie beweiſen es, daß man auf dem Lande die Freiheit nicht bloß zum Anlaß dem Fleiſche benutzen will.

Der Ruf giltet jeder Anſicht, jeder Farbe, allen Separatiſten, politiſchen und religiöſen, und namentlich den ſogenannten Frommen, bei denen gerne der Glaube feſt ſich ſtellt, und der auch von Haus zu Haus getragen wird, daß es Sünde ſei, denen zu helfen an einem gemeinſamen Werk, die mit ihnen nicht gleicher Anſicht ſeien, nicht die gleichen Floskeln mit ihnen im Munde führen. Denkt man da auch eigentlich daran, daß man damit recht eigentlich Jeſus verleugnet, der in ſeinem Gleichnis vom barmherzigen Samariter, der den Juden nicht erſt bekehrt haben will, ehe er ihm hilft, die entgegengeſetzte Lehre ſo ſcharf ausdrückt?

Der Ruf giltet Schwarzen und Weißen. Sie wollen beide ja nur das Vaterland lieben; iſt Streit, ſo ſoll ja nur der ſein: weſſen Liebe die größere, die aufrichtigere ſei. Wohlan, hier mögen ſie ſtreiten und wetteifern, entfalten im Frieden ihre Vaterlandsliebe, nicht bloß in den Zeitungen, wo ihr Kampf faſt dem Kampfe gleich wird zweier Marktſchreier, die einander gegenüber ihre Bühne errichtet haben, und wo jeder lauter als der andere zu ſchreien ſucht, ſeines Beutels wegen.

Wer den meiſten Anteil nimmt an des Landes Not, nie darüber witzelt und ſpottet, am treueſten hilft in derſelben, der ſei mir auch der Liebſte, der trage den Preis davon.

Alle dieſe möchte ich zu dem großen Werke zuſammenrufen, möchte, daß darin alle Separationen aufgingen. Es muß ein Nationalwerk ſein, wenn es ſo recht ſchön und herrlich gelingen ſoll; ein Nationalwerk nun wird nur von Nationalſinn geboren. Es iſt ein Werk, das unendlich großartiger iſt, als alle Brücken der Welt, als alle Paläſte der Könige; deſſen Ausführung viel ſchwerer iſt, als Bogen zu ſprengen, als Steine auf einander zu türmen. Es iſt ein Werk, an dem die Weiſen dieſer Welt ihre Weisheit verſchoſſen haben ohne Frucht, das dem Lande, in dem es aufgerichtet wird, den Segen Gottes herabzieht, das denen, die Hand an dasſelbe gelegt, nicht Ordensbänder, aber Gnadenblicke Gottes gewinnen wird. Dieſes Werk zu bauen iſt kindlichen Gemütern gegeben, welche den Glauben in ſich tragen, daß die Liebe alles vermöge. Es iſt daher nicht nur ein Nationalwerk, an welchem Worte ſich einige ſtoßen möchten, ſondern es iſt ein bedeutender Teil der Aufgabe, welche dem Chriſten gegenüber ſeinen Brüdern geworden iſt. Es iſt ein Streben nach der Ausbreitung des Reiches Gottes, dem nicht nur äußerliche Glieder zu gewinnen, ſondern deſſen die Herzen teilhaftig zu machen ſind, und nicht nur jenſeits des Meeres, ſondern rund um uns. Dieſes Werk iſt die Überwältigung der Armennot oder die Entſumpfung derſelben, ſo daß das Peſtartige derſelben aufgetrocknet, entfernt, der Schlange der Giftzahn ausgebrochen wird.

Dieſes Werk kann nur von Chriſten unternommen werden. Ich glaube hinlänglich bewieſen zu haben, daß die hauptſächlichſte Quelle der Armennot nicht eine äußerliche iſt, nicht Mangel an Arbeit — man klagt über Mangel an Arbeitern — nicht Teurung, nicht Mangel an Geld überhaupt, ſondern eine innerliche: ein verdorbener, verſunkener Sinn, gelähmte,

unentwickelte Seelenkräfte, so daß die Leibeskräfte nie zu freudiger, freier Thätigkeit kommen, daher eine vollkommene innerliche Untüchtigkeit der Eltern, ihre Kinder zu Menschen zu machen, ein ungehindertes Entwickeln des Tierischen im Kinde. Das Übel muß daher von innen angefaßt werden; Maßregeln und Gesetze helfen da wenig; es muß hauptsächlich in dem Zustande angefaßt werden, in welchem es am leichtesten zu heben ist, d. h. so früh als möglich. Ich will zwar nicht sagen, daß man später an den Alten nichts versuchen soll. Es sollen ihnen die Seelsorger und alle, welche den Wert der Seelen kennen und darum sich kümmern, auch nachgehen und an ihnen das Wort Gottes versuchen; aber sie mögen sich nicht täuschen lassen, als ob es bei allen guten Boden gefunden, die: Herr! Herr! sagen. Eine gute Frau gab jedem Weibe, das des Sonntags eine Predigt besuchte, sechs Kreuzer; besuchte es zwei, so konnte es noch mit ihr z'Abe trinke. Sie fand für das viele Weiber, aber wenige waren fromm.

Aber zum Kinde, dem hülfsbedürftigen, das keine Liebe auf Erden empfängt, oder das von aller Liebe verlassen worden, soll die Liebe treten, soll dem armen Kinde Gotte und Götti sein. Dieses Verhältnis war in unzähligen Fällen ein heilbringendes, besonders auf dem Lande. Der Name „Gotte und Götti" tönt ganz eigen in den Herzen wieder, übt darin eine Gewalt, welcher man sich kaum bewußt wird. Ein Beobachter wird in der Behandlung eines Götti oder eines Güterbuben eine große Verschiedenheit bemerken, aber eine noch größere in der Gesinnung der Betreffenden, welche besonders im Ton der Stimme kenntlich wird.

Nun aber haben eben nicht alle Kinder Gotte und Götti, die sich ihrer annehmen können: namentlich arme, nament-

lich uneheliche Kinder nicht. Die haben gar zu oft bezahlte Gevatterleute, die nur der Form wegen am Altare Gottes ſtehen, ſich zu nichts verbunden achten, das Kind als ein fremdes betrachten für und für. Eine Übung, die, beiläufig geſagt, nirgends geduldet werden ſollte; ſie iſt ein Hohn des Heiligen.

Da, meine ich nun, ſolle die ganze Gemeinde, d. h. die Gemeinde Gottes und nicht die bürgerliche, Gotte und Götti ſein dem kleinen Chriſtenkinde. Iſt doch auch die Gemeinde zugegen, wenn es getauft wird, bildet eigentlich den größern Kreis der Taufzeugen, iſt zu Brüdern und Schweſtern dem Kleinen geweiht. Dieſes erkennt man ja auch an vielen Orten auf dem Lande in alter, ſchöner Sitte noch an. Kaum iſt das Kind als Schweſterchen oder Brüderchen der Gemeinde vorgeſtellt worden, ſo kommen die Freundinnen, die Nachbaren, andere in weiterem Kreiſe herum und bringen der Wöchnerin, welche das Kindlein zur Welt gebracht, freundliche Gaben, Zeichen der Freude und Teilnahme. Sie bringen der Mutter, dem Säugling, der vom warmen Mutterherzen in die rauhe Welt verſetzt iſt, den freundlichen Troſt: daß die Mutter ſich nicht kümmern ſolle; der arme Kleine ſolle noch gar manche warme Bruſt finden, wo er ſich bergen könne in den rauhen Stürmen der kalten Welt. Und wenn dieſe Gaben gebracht ſind, dieſe freundlichen Zeichen, ſo geht man heim und hat genug gethan, hat das Zeichen für das Werk genommen, wie leider noch ſo oft in andern Dingen. Wenn dann die Muttermilch verſiegt, wenn die Mutterbruſt erkaltet, wo ſind dann die Herzen zu den Händen, welche die Zeichen dargebracht? Ach! da finden ſich die Herzen ſelten mehr, da kömmt nur das Almoſen, das kalte, unwillige, herzdurchſchneidende; an ihm wärmt das kleine Herz ſich nicht,

an ihm wächſt es nicht auf zum Himmel: an ihm ſättigt ſich nur der Hunger, entfaltet ſich nur das Tier mit ſeinem gierigen Sinn; je nahrhafter das Almoſen war, deſto wilder und kräftiger wird das Tier. Wenn in der Mutterbruſt die Liebe verſiegt, dann iſt dem Kinde für ſein Lebenlang der Quell der Liebe vertrocknet, ſprudelt ihm nimmer wieder aus freundlichen Augen entgegen, aus warmen Herzen empor, und nur in der Liebe zärtlichem Hauche bildet im Menſchen der Engel ſich aus.

Darum bleibe man doch auch da nicht beim Zeichen ſtehen, ob welchem Stehenbleiben Millionen verloren gehen, ſondern es werde die Gemeinde Gottes im eigentlichen chriſtlichen Sinne Gotte und Götti armen hülfloſen Kindern, mache es ſich zur heiligen Aufgabe, ſo viel derſelben ſie faſſen kann, an der Hand der Liebe dem Herrn zuzuführen. Und wer einſt denkt, vor dem Herrn zu erſcheinen, von ſeiner Liebe Gnade möchte, reihe ſich an dieſe Gemeinde Gottes, ſammle ſich um den heiligen Altar, auf welchem man dem Herrn heilige Opfer bringen will im Geiſte und in der Wahrheit — Kinder! Kinder, nicht zum Anbrennen mit irdiſchen Flammen, wie man dem Moloch ſie brachte, ſondern Kinder zum Entzünden mit ſeinem heiligen Geiſte, daß ſie in froher Begeiſterung auflodern, dem Herrn zu dienen ihr Lebenlang.

Und wenn man mich nun frägt, ob ich denn mit dieſen vielen tönenden Worten meine, daß ſolche Kinder zu ſich ins Haus nehmen ſolle, wer an dem vorgeſchlagenen Werke teil nehmen wolle: ſo muß ich ſagen, daß das nicht meine eigentliche Meinung iſt.

Allerdings möchte es für viele ſelbſt eine Wohlthat ſein, wenn ſie errettete Kinder in ihr Haus aufnehmen könnten: aber um ſie ſelbſt zu erretten, taugt doch gar mancher nicht,

taugt gar manches Haus nicht. Wohl mögen einzelne sich befähigt fühlen dazu und befähigt sein, es mögen ihre äußern Verhältnisse dazu passen, aber im allgemeinen wird dieses doch selten der Fall sein.

Gar viele Menschen haben ein weiches Herz, aber keine Hand zum Erziehen. Gott hat ihre Hand dem Herzen gegeben als Spenderin von Liebesgaben; aber sie ist viel zu weich, Dornen auszuziehen, ein Distelfeld zu säubern, harten Boden umzuackern. Ihre weiche Hand würde mit dem an rauhes Leben gewöhnten Kinde nicht auskommen; ihr weiches Herz würde an gar mancher Ecke blutig sich ritzen, die Ecke aber nicht abstumpfen, nur schärfen. Auch wohnt in solchen Herzen nicht immer die andauernde Kraft, die Länder urbar macht, Moräste entsumpft, Menschen aufrichtet und aufrecht erhält. Solchen Herzen fehlt mit der Hand gar oft das Auge, das scharf sieht, sich nicht blenden läßt, aber auch nicht schnell aus Ekel sich abwendet, sondern durch Schein und Schmutz auf den Grund zu dringen vermag.

Gar viele Menschen haben ferner ein Haus, in welches arme Kinder nicht taugen. Es ist gar schön, dieses Haus, reich geziert, mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet; weich sind die Betten, köstlich das Essen, kurz der Tag, lang die Nacht. Als ob eine eigene, nie schlummernde Vorsehung über dasselbe wache, ist in Hülle und Fülle immer für alles gesorgt. In solche Häuser gehören arme Kinder nicht zur Auferziehung, solche Häuser machen schwach, und stark für das Leben müssen arme Kinder werden. Um stark zu werden, müssen sie entbehren lernen, und die Entbehrung muß, ohne daß sie es wissen, als Gewohnheit an sie kommen, sodaß sie ihnen Bedürfnis wird, daß sie entbehren können unbeschwert, wie der Apostel Paulus sagt. So in einem Hause weiß man

aber meiſt gar nicht, wie viel Überflüſſiges man hat, wie viel davon der Ärmere nicht hat, ohne daß er deswegen im mindeſten zu bedauern wäre. In den teuren Jahren kam eine arme Frau zu einer Frau Landvögtin, klagte ihr gar nötlich ihre Not: Und nicht einmal mehr Erdäpfel haben wir, denket doch, Frau Junker Landvögtin! ſagte ſie. Aber, meine gute Frau, ſagte die Frau Junker Landvögtin mit weiſem Geſicht, eh, eh, ich wollte doch nicht ſo jammern! Wir ſind auch ſchon manchmal ausgekommen mit den Erdäpfeln, aber man muß ſich immer zu helfen wiſſen, meine gute Frau. Wenn ihr keine Erdäpfel habt, ſo machet öppe ein Apfelmüesli oder einen Eiertätſch oder eſſet es Bitzli kalts Bratis aus dem Kuchiſchäftli. Mi mueß nit ſo meiſterloſig ſy und meine, mi müeß geng Erdöpfel ha; mi mueß ſi öppe lere i dSach z'ſchicke und z'eſſe, was da iſt!

Auch weiß man in ſolchen Häuſern meiſt gar nicht, was es heißt: entbehren, woran man einmal gewöhnt iſt; ſie haben das nie erfahren. So in der Theorie ſcheint das gar leicht, und gar leicht iſt es geſagt, man müſſe ſich nach der Decke ſtrecken. Aber dieſe Leute haben ihre Decke nie gewechſelt, und die Decke, nach welcher ſie ſich ſtrecken, iſt ſo lang und breit, warm, bequem, ſolid, daß es gar behaglich ſich darnach ſtrecken läßt. Wenn man aber käme mit einem kurzen, dünnen, ſchmalen Deckeli: was für Augen würden dieſe Leute machen, und wie würden ſie frieren, zappeln, ſchreien unter einem ſolchen Deckeli, das manchem armen Menſchen wie ein Herrenbett vorkäme! Dann erſt würden ſie begreifen, wie unglücklich man Kinder mit zu weichen und reichen Angewöhnungen macht. Man muß nicht in Baumwolle einwickeln, was ſpäter nackt an die Winde des Lebens ſoll, ſo wenig als man Kinder an Soireen und Societäten gewöhnen darf, die ſpäter Hausmütter werden ſollen.

Man möchte vielleicht meinen, in ſolchen Häuſern könne man ſich auch an Entbehrungen gewöhnen, indem man ihnen nur das Anſehn läßt, nicht das Genießen, wie man z. B. in gewiſſen Häuſern die Lehrer Erdbeerenſchnitten eſſen ließ, während man die Knaben mit Mangoldkraut (penuria crême, wie ſie es hießen) abfütterte. Das heißt aber, auf das Gelindeſte geſagt, ein mutwillig Spielen mit kindlichen Naturen, bei manchen Naturen aber ein boshaftes Reizen, ein Quälen, wie es ſich die alten Griechen in der Hölle dachten, wo ſie einen durſtigen und hungerigen Mann mit dem halben Leibe in ſchönem, klarem Waſſer ſtehen, über ihn einen von herrlichen Früchten niedergebeugten Baum hangen ließen: wollte er trinken, ſo ſenkte ſich das Waſſer tiefer und tiefer, er konnte es nimmer erreichen; wollte er eſſen, ſo hoben ſich die Zweige mit ihren Früchten höher und höher, zum Munde brachte er nimmer eine Frucht. Wenn reiche Kinder nicht immer alle Genüſſe der Eltern teilen, ſo tröſten ſie ſich mit der Zukunft, und hinwiederum gewähren ihnen die Eltern beſondere kindliche Genüſſe, ob denen ſie füglich die elterlichen vergeſſen können.

Dem Geſinde ſolche Kinder zuteilen könnte man jedenfalls nicht. Die meiſten Dienſtboten würden ſie mißbrauchen, ſie einweihen in ihre Gezänke und Ränke, oder aber ſie haſſen und verfolgen, je nachdem das Kind näher zu ihnen ſtünde oder näher zu ſeinen Pflegeeltern.

So können die meiſten, beſonders in Städten, wohl das Werk der Liebe nicht ſelbſt ausführen, können nicht ſelbſt Hand anlegen, ſie müſſen eine Stellvertretung ſuchen, die das vollführt, was ſie wollen und nicht können: arme Kinder auferziehen, daß ſie ſtark werden für das Leben, tüchtige Bürger des Gemeindweſens, daß ſie aber auch geziert werden

für den Himmel, treue Mitmenschen, fröhliche Kinder Gottes, würdige Erben dessen, was Gott den Frommen schon vor der Welt Beginnen zubereitet hat.

Diese Stellvertretung ist vielleicht der schönste Gedanke, der in dieser Zeit ausgesprochen wurde: einer der edelsten Menschen wurde von Gott gewürdigt, ihn zu empfangen, ihn auszusprechen; aber wie Moses sah er sein Kanaan nicht, er mußte in der Wüste sterben.

Es sei mir vergönnt, diesen Gedanken darzustellen, wie er mir vorkömmt im Verhältnis zu unserer Zeit.

Fünftes Kapitel.

Die Hülfe in ihrer ideellen Gestalt.

Es geht ein eigener Geist durch jedes Jahrhundert, Denkmäler sich bauend, Opfer fordernd von der durch ihn beherrschten Menschheit. Es lösen diese Geister sich ab in den Jahrhunderten, jeder giebt seiner Zeit eine eigene Färbung:

Zeitgeist nennen die Menschen einen solchen Geist.

Vor tausend Jahren schwebte dieser Geist wie eine dunkle, majestätische Gewitterwolke über der Erde; zitternd schaute der Mensch zu ihr auf, er ahnte Gewaltiges in ihrem Schoße; aber ob es der Welt Zerstörung sei oder ihre Verherrlichung, wußte er nicht. In demutsvoller Andacht türmte der Mensch heilige Dome auf, baute düstere Klöster in die Wüsten, Sühnopfer diesem Geiste. In des Domes heiligem Halbdunkel, in der Klöster schauerlicher Einsamkeit suchte der

Menſch ſeinen Gott, entſagte der Welt, damit er nicht untergehe mit der Welt. Wie oft die ſchwärzeſte Wolke rot ſich randet in der Sonne Schein und in ihrem roten Scheine die Erde verklärt, oft zunächſt vor der Gewitter Ausbruch, ſo leuchtete aus dieſer finſtern Andacht hervor der gewaltigſte Mut, die herrlichſte Liebe; es kämpfte dieſer Mut ſich bis zum heiligen Grabe, es gab die Liebe ſich ſelbſten hin in heiliger Begeiſterung.

Kein Haupt war zu hoch, vor dem Kreuze ſich in den Staub zu beugen, kein Leib zu edel für ein härenes Gewand, keine Hand zu fürſtlich, den Armen die Füße zu waſchen. Wie oft aus dem fürchterlichſten Wolkenberg der befruchtendſte Regen ſprüht, der Regen der Wolke Nacht verſilbert, an ihrer Stirne in ſeiner Farbenpracht der Bogen Gottes ſich wölbet und über das Gemüt den Troſt bringt, daß kein Sturm, keine Nacht ewig ſei, daß der Sturm das Leben, die Nacht den Tag gebären müſſe: ſo ſproßten um die düſtern Klöſter Blumen auf und Bäume. Zum Garten ward die Wüſte durch klöſterlichen Fleiß und klöſterlichen Frieden, und in himmelanſtrebenden dunkeln Münſtern erklang es wie Engelchöre; es ſtiegen die Himmliſchen auf und nieder in herrlichen Bildern. Als ob er im Vorhofe des Himmels ſei, ward dem Menſchen im heiligen Münſter; vor dem düſtern Geiſte ſank er in tiefer Andacht nieder, und der düſtere Geiſt ward ihm zum Engel des Friedens, der des Vaters Frieden ſenkte in des ſündigen Beters bewegte Bruſt, und dieſer Geiſt brachte nicht den Untergang der Welt, ſondern Licht und Ordnung in die Welt.

Aber dieſer Geiſt ſchien, wie er die Erde befruchtend mehr und mehr aus ſeinen heiligen Schatten heraustrat, ſich ſelbſt mehr und mehr zu verweltlichen. Um ihn zu ſuchen, richtete der Menſch ſeine Augen immer weniger dem Himmel

zu, ſondern nach irgend eines Menſchen Haupte, ſetzte dieſem, um ihm das Menſchliche zu nehmen, eine Wolke aus Haaren aufs Haupt, mit Puder geſchwängert. Dieſem Geiſte baute man lange, lange viereckigte Schlöſſer, umgab ſie mit rechtwinklichten Gärten, bepflanzte dieſe mit Bäumen und hieb den Bäumen die Kronen ab; zog Blumen auf und beſtrich ſie mit Pomade, beſprengte ſie mit Eſſenzen, erbaute ungeheure Kaſernen, nebendran Spitäler, brachte die eigenen Kinder zum Opfer dar in den Schlöſſern und Kaſernen und ſah ſie ſterben in den Spitälern, nannte Gott den Höchſten, den ſiechenden Landesfürſten den Allerhöchſten, den donnernden Landvogt gnädig und forderte von Gott das tägliche Brot als eine Schuldigkeit. Es hatte ſich ein düſterer, ſchwüler Tag über die Erde gelagert. Den Himmel ſah man nicht mehr, ſeine freien Lüfte fühlte man nicht mehr; im Schweiße keuchten die Menſchen an des Tages Arbeit oder unter der Perücken heißem Dache; einen freien Gang ſah man nicht mehr, deſto längere Scharwenzel; einen freien Gedanken hörte man nicht mehr, deſto lautere Komplimente, deſto längere Titel. Darum erſtarben in den Herzen Wahrheit und Liebe, geſchahen keine Liebesthaten mehr. Geſetze der Mode oder des ſiechen Allerhöchſten regelten und beſchnitten Herzen und Thaten, wie der Gärtner ſeine Bäume.

Es iſt wunderbar: je tiefer dieſer Geiſt ſich niederläßt, deſto tiefer will der Menſch ihn haben, deſto niederträchtigere Opfer bringt er ihm. Wenn endlich der Opfernde mit ſeinen Opfern im Schlamme liegt und der verehrte Geiſt neben ihm, dann erſt richtet der Menſch ſeine Augen wieder aufwärts: denn da unten iſt's fürchterlich, da unten wird es grauſig und ſchauerlich dem zum Himmel gebornen Menſchen.

Die Häupter mit Perücken trugen den Geiſt auch noch

zu hoch. Erſt fielen die Perücken, dann die Häupter, oder ſie beugten ſich, daß ſie nicht höher blieben als andere Häupter. Auch unter die Häupter ſank dieſer Geiſt; tief unter ſich hefteten die Menſchen ihre Augen, an des Geldes trügeriſchen Schein, an den ſchmutzigen Schaum der Luſt, an papierene Geſtalten, an ſteinerne Trümmer, an leinwandene Münſter und Menſchen, an glänzende oder üppige Darſtellungen des menſchlichen Lebens, des Laſters und der Leidenſchaft, ja an leichtfertige Sprünge leichtfertiger Beine.

An dieſe Dinge hängt man in unſerem Jahrhundert das Leben, ſetzt man das Leben, achtet ſie als des Lebens Höchſtes, als des Daſeins Zweck. Ihnen baut man nun Tempel, bringt ihnen Opfer aller Art, das Leben ſelbſt, baut ihnen Börſenhallen, eine mächtiger als die andere, fürchterliche Denkmäler fürchterlicher Schwindelei, baut Schauſpielhäuſer dazu und Tempel, der tieriſchen Luſt geweiht, ſchmückt ſie mit erfinderiſcher Pracht — und in dieſer Pracht gebärdet der Menſch, das erſte Weſen der Erde, wie ein Tier ſich, der Menſch ein Tier, das einzig häßliche im glänzenden Palaſte.

Man verehrt Schauſpieler, Menſchen, die fremdes Leben zur Schau zu ſtellen ſuchen, wie Götter, während ſie oft das eigene Leben im Kote wälzen; man entbindet ſich aller Geſetze, bildet das eigene Leben ihrem entbundenen, wüſten Leben nach, ja, ſpannt ſich wie's Vieh vor den Wagen einer Tänzerin, einer, die ihre Beine zu gebrauchen weiß wie ein Ziegenböcklein, eine Bachſtelze, ein Eichhörnchen; vergöttert ſie mit Schrift und Wort, treibt das gleiche ſündige Spiel mit denen, die zu trillern wiſſen und zu ſchmettern, daß ein natürlicher Menſch Bauchweh kriegt, und vergißt ob den ſprungfertigen Beinen und ſeltſamen Tönen Gott und die eigene Seele; baut herrliche Hallen menſchlichen Kunſtgebilden aller

Art, verſenkt in dieſe Gebilde ſein Leben, macht ihre Schöpfer zu ſeinen Götzen, Schöpfer, deren Leib oft einem Schweine gleicht, deren Leben eine ſchmutzige Darſtellung eines ungewaſchenen Schweines iſt. Wie man ehedem mit Königen und Fürſten, die man jetzt in allen Blättern aushunzt, als wären ſie in keinen Schuh mehr gut, ſündige Abgötterei trieb, treibt man ſie jetzt mit Künſtlern, Malern, Bildhauern, Schauſpielern, Tierbändigern, Tänzern, beſonders Tänzerinnen ꝛc. Und merkwürdigerweiſe ſtehen an der Spitze dieſer Abgötterei die ausgehunzten Könige und Kaiſer, Fürſten, Herzoge und gräfliches Zeug, opfern dieſen Götzen das Mark ihres Landes, laſſen in der bitterſten Not Kranke ſchmachten, Greiſe hungern, Siechе arbeiten, um einer Sängerin den Hals zu ſalben, laſſen Tauſende verhungern, auswandern, am Leben verzweifeln, um einer Tänzerin die Beine zu vergolden. Dieſem kaiſerlich königlichen Unſinn taumeln in angeborner Unterthänigkeit die Unterthanen nach, ſchreien Lob und Preis in allen Tönen, ſchauen in wahrhaft grauſenhafter Verblendung zu dieſen Götzen auf wie zu Vorbildern, und wenn ſie auch nicht wie die Malibran ſingen können, ſo möchten ſie doch à la Malibran coiffiert ſein! Herrgott! und wenn ein mutiger Mann dieſen heidniſchen Unſinn Abgötterei heißt und mit Recht ihn züchtigt, wie zu Berlin neulich geſchah, ſo erhebt ſich ein Geſchrei, wie wenn man im Frühling einen Stein in einen Moraſt voller Fröſche wirft, und dieſes Geſchrei zeuget auf eine furchtbare Weiſe für die Verſunkenheit der Schreier, und die Schreier merken es nicht. Und dieſe Schreier heißen ſich die Gebildeten, und dieſe Gebildeten wiſſen es nicht, daß dieſe Abgötterei mit den Künſten immer dem Untergang der Reiche vorangegangen iſt. Dieſe Abgötterei tobt, Gottlob! außer unſern Grenzen, und nur wenige Spuren derſelben drangen herüber

zu uns, Häubchen à la Vial z. B. und ſchriftliche Verſuche, das Publikum künſtleriſch zu enthuſiasmieren; doch bis dahin nahm man es Gottlob noch kaltblütig.

Dieſes ſind nicht Worte eines Zeloten oder eines frömmelden Träumers. Bhüet-is Gott davor! Jeremias Gotthelf iſt kein Zelot, kein Träumer, aber er iſt ein Schweizer, hat gerne jedes Ding an ſeinem Ort, nicht ums ganze Haus herum den Miſt, nicht bei einander Stall und Wohnung, nicht in einem Schauſpielhauſe den Himmel; er will kein Spazierſtöckchen als Schlachtſchwert, keine Tänzerin als Göttin; er läßt nicht gelten Tändelei für Lebensernſt, nicht Kunſtſinn ſtatt Chriſtenſinn, nicht künſtleriſche Fertigkeit als Gottähnlichkeit.

Alle Menſchen ſind hochgeboren, denn alle ſind Gott verwandt, alle tragen in ſich ſchöpferiſche Kraft. Jeder ſchaffet in ſich, ruft Vorſtellungen hervor, Gedanken ſteigen auf fort und fort, Träume drängen ſich durch die Seele, eine eigene innere Welt geſtaltet in jedem Menſchen die nie ruhende, die immer ſchaffende Seele.

Dieſe innere Welt, das Allerheiligſte im Menſchen, iſt die unſichtbare Werkſtätte, aus welcher das äußere Leben trittet; ſie zeuget auch vor Gott über des Menſchen Wert und Bedeutung. Dieſer innern Welt werden die Menſchen mehr oder weniger ſich bewußt; vieler Leben iſt nur ein Traum, aber jedem iſt der Trieb angeboren, äußerlich darzuſtellen, was unſichtbar ſich in ihm regt. Aus dem Gedanken Gottes heraus trat die Welt in ihrer Herrlichkeit. Nun ſtelle ich allerdings die am höchſten unter den Menſchen, die mit Bewußtſein etwas darſtellen wollen im Leben, die es vermögen, das innerlich Erſchaute anſchaulich vor andere zu ſtellen, und um ſo höher ſind ſie zu ſchätzen, je vollendeter ihre Dar-

ſtellung iſt. Sie ſtehen weit höher als die, welche ſich Genüſſe träumen und nach Erfüllung dieſer Genüſſe jagen; welche ſich reich wünſchen und nach dieſem trachten von ganzer Seele, mit allem Gemüt. Nun fängt mir die Reihe der Darſtellenden ſchon an bei Hans Uli, der einen Zaun macht, und wie er die Stecken ſtellt und verbindet, verkündet mir, ob der Zaun aus ſeiner innern Anſchauung hervorgetreten ſei oder nicht, ob er Kraft habe, das Innerliche äußerlich zu machen. Ja, wahrlich, ich habe in manchem Zaun mehr Geiſt gefunden, als in manchem Buche. Je ſchöner, vollendeter die Gebilde der Gedanken heraustreten in die Welt, deſto höher ſteht der Schöpfer, deſto näher dem, deſſen Gedanken Geburten von Welten ſind, dieſe Gebilde mögen nun heraustreten in die Welt als in Schrift verkörperte Gedanken oder als in Stein oder auf der Leinwand erſchaffene Geſtalten oder als Thaten im Leben, Ordnungen in Land und Haus, neue Ordnung der Verhältniſſe der Menſchen.

Wer die Regungen des Herzens, den Sturm der Seele kann herausflattern laſſen in die Welt als bewältigende Töne, verdient, behorcht zu werden; wer ein fremdes Leben in ſich aufnehmen, ſichtbar und treu dasſelbe wieder darſtellen kann, verdient Bewunderung; ja, meinethalb mag auch eine angeſehen werden, wie ſie ihre Füße ſetzt und hebt, ihre Beine wirbelt und windet, es mag gelten als Verſuch, die Elaſticität und Schönheit des menſchlichen Körpers anſchaulich zu machen. Giebt es ja auch eine Menge Menſchen und beſonders in den ſogenannten höheren Ständen, die ihr ganzes Leben nur mit den Verſuchen zubringen, ihren Leib ſo geziert als möglich darzuſtellen, denen dieſes Darſtellen ihre innere Welt bildet, und denen die Darſtellung doch nie zu gelingen ſcheint, denn ſie beginnen ſie jeden Morgen neu und anders: dieſe verdienen nicht Bewunderung, das ſind jammerwürdige Kreaturen.

Aber auch jene vorhin Genannten ſtellen nicht das Höchſte dar, ſondern nur Irdiſches, in der Welt Gegebenes. Das Höchſte, was in des Menſchen innere Welt treten kann, iſt Gott; das Höchſte, was der Menſch darſtellen kann, iſt Gott: zu der Kunſt ſind Alle berufen; unſeres Gottes Ebenbild aus uns treten zu laſſen ins Leben hinein — das iſt die höchſte Kunſt. Uns ſelbſt ſollen wir darſtellen als eine Schöpfung, die über alle andern Schöpfungen geht, die auch nicht untergeht, ſondern ins andere Leben übergeht; das iſt unſer Beruf, zu dem wir durch Chriſtus berufen ſind. Wo aber die ſogenannte Kunſt über dieſen Beruf geht, wo jemand ob der Kunſt das Leben vergißt, da iſt Abgötterei und Götzendienſt; wer dieſes Berufes nicht achtet, mag allerlei ſein, von der Welt hochgeſtellt ſein: ein Chriſt iſt er nicht, das Höchſte verſteht er nicht. Zu dieſem Beruf iſt berufen der Kaiſer und ſeine Tänzerin, der König und ſein Maler, der Bauer und ſein Pfarrer: und wie alle auch kaiſerlen und tanzen, königlen und malen, bauren und pfarreren mögen, es iſt all eitel und niederträchtig ihr Thun, wenn ſie ob dem ihnen eigentümlichen Menſchlichen das allgemeine Göttliche vergeſſen; denn, wenn der Menſch leidet an ſeiner Seele, was helfen dann den Tänzern ihre Beine, dem Kaiſer ſein Reich, dem Bauer ſein Hof, dem Künſtler ſeine Gemälde und Säulen, dem Pfarrer ſeine Predigten?

Wenn nun auch unſer Volk noch nicht im Wirbel dieſer Künſtlerwut treibt, die immer da entſteht, wo kein rechtes Leben iſt, wie Perücken da, wo die Haare fehlen, ſo hat doch auch der Zeitgeiſt tief herunter es gezogen in den Staub, die innere Welt verdüſtert, die darſtellende Kraft gelähmt oder verleitet. Man ſetzt das Leben an Schachern und Schinden, an Bauen und Eſſen, ſchnell Fahren und ſchöne Gartenſteck-

lein, an hoffärtiges Weſen mit Kleidern und Manieren, mit Worten und Kühen, mit Möbeln und Miſthaufen, an Regenteln und Agenteln, an Tändeln und Repräſentieren, an Viſiten und Badekuren, ans Tanzen und Leſen, an die verſchiedenartigſten Dinge, aber ſelten an das eine, das not thut; im Moder ſucht man das Leben und findet den Tod.

Es giltet ein altes Sprichwort: wenn die Not am größten iſt, da iſt auch die Hülfe am nächſten; kann aber nicht auch ein anderes gelten für den Chriſten: daß aus der tiefſten Erniedrigung die Erhöhung hervorgehe? Ehedem weinten die Menſchen auf den Gräbern vergangener Herrlichkeit, bis ſie troſtlos verſanken in den Moder der Gegenwart; Völker gingen unter mit all ihrer Herrlichkeit, überwundene Helden ſtürzten in ihre Schwerter.

Bewahrt nicht vor dieſem Untergange Völker und Menſchen das Chriſtentum? Es trägt das Leben in ſich und überwindet den Tod; dem zu Tode Matten träufelt es Balſam ein; die zu den Träbern Gekommenen führt es zurück in des Vaters Arme; den verſunkenen Sünder gebiert es neu, dem ins Grab Geſunkenen ſprengt es Steine von des Grabes Thür, ruft Leben heraus aus den Gräbern. Hört ihr nicht rufen in die Gräber hinein, hört ihr es nicht regen in den Gräbern, hört ihr nicht leiſe Lüftchen aus den Gräbern hervor, als ob da drinnen durch des Geiſtes Wehen ein neuer Geiſt geboren werde für die Erde — ein neuer Geiſt der Zeit?

Wenn das Alter durch ſeine Gebrechlichkeit in das Bewußtſein trittet, da ſehnt ſich der Menſch zurück nach den Tagen der Jugend, baut ihr in jeder neuen Stunde neue Denkmäler auf, aber das Alter wälzt er nicht von ſeinen Gliedern, es giebt ihm den Tod. Wenn ſeine Verſunkenheit, ſeine Sündhaftigkeit dem Menſchen zum Bewußtſein kommen,

ſo ſinkt er auch in ſich zuſammen, als ob er ſterben wollte, weint um die Jahre, in denen ſeine Sünde noch nicht aufgetürmt war zum Himmel; aber dieſe Traurigkeit führt nicht zum Tode, ſondern zum Leben; ſie richtet nicht vergängliche Denkmale auf der vergangenen Zeit, ſondern ſie beginnt ein neues Leben für alle Ewigkeit. So beginnen gegenwärtig Völker und Menſchen zu weinen, wehmütig zu ſchauen nach dem Leben hinter ſich, den verſunkenen Tagen der Jugend und der Heldenkraft, aber ſie beginnen thorrechterweiſe den Vertretern vergangener Herrlichkeit und Heldenkraft Denkmäler zu erbauen auf allen Hügeln, verherrlichen die alte Zeit, die nicht wiederkehrt, vergeſſen die neue Zeit, die ſie gebären ſollten.

Und mit dieſen Denkmälern kömmt das neue Leben nicht; dieſe Denkmäler ſind nicht Leben, geben nicht Leben; ſie retteten weder die Ägypter noch die Griechen vom Untergang: denn nicht aus Stein, nicht aus Erz quillt neues Leben, ſondern allein aus des Menſchen Seele. Und eben das Verzweifeln an dieſer Seele, das ſich Zuwenden den Bildern und Säulen, den Denkmälern und Grabmälern iſt ein Verzweifeln am Leben, ein Verleugnen der Zukunft, ein aufgewärmtes Heidentum, iſt gewaltiges Zucken der am Zeitgeiſt tief erkrankten Völker und Menſchen. Aber in Menſchen und Völkern regt unter dieſen Zuckungen ein neuer Keim zum Leben ſich. Dieſer vergißt, was dahinten iſt, ſchaut nicht in die Gräber hinein; er ſtreckt zu friſchem Leben ſich aus, er ſchaut aus dem Moder zum Himmel auf, er will lebendig zu ſeinem Gott empor, will ſich nicht klammern an tote Denkmäler, aus Stein gehauene, aus Erz gegoſſene. Wie ſchlank auch die Türme der Münſter himmelan ſtrebten, ſie blieben doch unendlich weit vom Himmel; wie hoch und weit die Kloſtermauern auch von der

Welt ſcheiden ſollten, ſie ſchieden doch von der Welt nicht, hielten die Sünde nicht ab. Welt und Sünde ſetzten ſich zuletzt feſt in ihnen und trieben aus den heiligen Geiſt. Wie kunſtreich und viel beſprochen die Denkmäler dieſer Zeit auch ſind, ſie werden verroſten, verwittern, veralten; ſie werden zur Erde niederſinken, zur Strafe, daß ſie die Blicke der Menſchen nicht aufwärts, nicht vorwärts richteten, daß ſie dieſelben zur Erde niederhielten und feſſelten an die Vergangenheit.

Vorwärts in die Zukunft hinaus ſoll ſich der Chriſt ſein Denkmal bauen, ein lebendig Denkmal, das himmelan ſtrebt; das, wenn der Herr den ermatteten Baumeiſter abruft in ſeinen Himmel, dem Baumeiſter nachwächſt in den Himmel und dort zu ſeinem Schatze wird, ein lebendig Münſter, in dem er ſich entſündigt, ein heilig Kloſter, das die Sünde der Welt nicht überwältigt.

Peſtalozzi war der Hochbegabte, der das Wehen dieſes Geiſtes vernahm, der ihn bei Namen nannte, der in ſeinem Namen der Kinderwelt ſich hingab, um aus der Kinderwelt heraus Münſter, Klöſter, Denkmäler zu erbauen, lebendige, heilige, bis in den Himmel reichende.

Er erkannte es, ſo recht innig und begeiſtert, wie Simeon im Tempel in der Maria Sohn das Heil der Welt erkannte, daß in den Kindern das Heil der Welt liege, daß ſie wie Engel Gottes herabſteigen in unſer Leben, bittend, daß wir ſie aufnehmen, das Himmelreich mit ihnen teilen, es ihnen bewahren möchten, daß ſie die wahren Tempel ſeien, in denen wir uns entſündigen, heiligen könnten. Begeiſtert ſprach er aus ſeine Erkenntniſſe, mit ganzem Herzen und ganzem Gemüte drang er in dieſen Tempel und ward Hoherprieſter in demſelben. Und mit Erſtaunen vernahm man ſeine Rede: ſie drang übers Meer hin, Könige horchten auf, und Gelehrte

vergaßen mit ihm zu zanken. Von Erziehung tönte die Welt wieder. Daß an einer guten Erziehung alles hänge, sagte man sich von Haus zu Haus, von Ohr zu Ohr; man war noch einmal so eifrig dran, die Kinder weltsch lernen zu lassen und Klavier klimpern, Visiten machen, Thee servieren, mit Manier parlieren, Gedichte hersagen mit eingelernten, zärtlichen Gebärden — und Unverschämte gaben solches Zeug für pestalozzische Eingebung aus! Und der arme große Mann mußte sich wegdrängen lassen aus seinem Tempel; seine Güte beherrschte seine Idee nicht. Während er eine unaussprechliche Gewalt hatte über kindliche Herzen, wurde ein unaussprechlich Spiel mit ihm getrieben, und wie düstere, dunkle Schatten warfen sich seine Jünger über seinen Namen. Er sollte ein vornehmer Pädagog werden vornehmer Kinder, die gut zahlten, und er hing mit ganzer Seele an armen Kindern. Ihm waren diese vor allen geheiligt; denn auch der Heiland war als ein arm Kindlein geboren; er blieb armer Kinder Bruder und legte den Fluch auf die, die arme Kinder ärgerten: daß ihnen besser wäre, ihnen würde ein Mühlstein an den Hals gehängt und sie versenkt, wo das Meer am tiefsten ist. In des armen Kindleins Reichtum sollen selig werden alle Völker, ja nur durch dasselbe können sogar die hohen Häupter, die Allerhöchsten selig werden. Und dieses Kindleins Brüder und Schwestern solle man nicht nur nicht ärgern, sondern auch ihnen thun nach Vermögen: denn alles, was man ihnen thue, das wolle ja jenes reiche Kind ansehen, als hätte man es ihm gethan; so meinte der große gute Mann. Dieser Kinder Geist wollte Pestalozzi anbauen, dieser Kinder Herzen wollte er erwärmen, wollte den Götterfunken in ihnen anzünden, damit sie freudig und vernünftig das Leben gewinnen möchten. Aber die Welt drängte ihn von diesen Kindern weg; alt und

müde rief den geplagten Greis der Herr zu sich. Er wurde begraben, aber seine Idee nicht mit ihm. Das Samkorn, das er in den großen Weltenacker hat fallen lassen, ist nicht erstorben; der neue Geist, den er geahnet, ist nicht verschwunden: das kleine Senfkorn sproßt immer mächtiger auf, der Geist regt immer gewaltiger seine Flügel; schon nehmen ihn die Uneingeweihten wahr und wissen nicht, ob sie mit ihm kämpfen oder sich ihm unterwerfen sollen. Und mit Weltengewicht hängt die arme Welt sich an die Füße der reichen Welt und sucht sie niederzuziehen zu sich hinab in Kot und Jammer, und die reiche Welt fühlt den gewaltigen Zug, sträubt sich dagegen und fühlt ihre Ohnmacht. Da gehen die Ohren auf, und die Stimme des großen guten Mannes, der im Grabe liegt, wird immer deutlicher vernommen und dringt durch die Ohren zu den Herzen ein: nehmt die armen Kinder von den Füßen weg hinauf an die warme Brust, hebt sie auf zum Himmel, dann werden sie euch nicht nieder, sondern aufwärts ziehen; vergesset nicht: wer eins dieser Kleinen aufnimmt in meinem Namen, der hat mich aufgenommen! sagte das reiche Kind.

Weil aber der wenigsten Menschen Brust die rechte Wärme hat für solche Kinder, der wenigsten Menschen Häuser gute Herbergen für sie wären, so müssen eben Stellvertreter gesucht werden, ich möchte fast sagen, eigentliche Mittler zwischen den versunkenen Elenden und dem andern Teil der Menschheit. Sie müssen nicht nur eine Brücke schlagen über die Kluft, die zwischen Reichen und Armen so trennend klafft, sie müssen auch die Herzen versöhnen und die Liebe wieder bringen dahin, wo jetzt der Haß seine bittern Früchte trägt.

Es muß rechte, eigentliche, wahre Elternliebe sein, welche

dieſe armen, in roher Gleichgültigkeit, in tieriſcher Selbſtſucht erſtarrten Kindlein an die Bruſt nimmt und ſie daran erwarmen läßt. Dieſe Liebe wallte ſo glühend in Peſtalozzi und ſeinem edlen Weibe, und dieſe Liebe iſt's, was ihn ſo groß macht, und nicht ſeine Methode, welche ſpäter die, welche die Liebe nicht hatten, ſo hoch prieſen und doch vor dem Veralten nicht ſchützten, ſondern ſie in Verruf brachten. Erſt wenn das arme Kind in der Wärme der Liebe aufgetaut iſt, beginnen ſeine Kräfte ſich zu regen, lebendig wird es in ihm; und dieſes Entfalten des Lebens zu fördern und zu lenken, daß alle Thätigkeiten des Geiſtes angeſpannt und geſchärft würden, das war der Sinn von Peſtalozzis Methode, deren Eckſtein aber die Liebe war; denn wahren Elternſinn wollte er in die Erziehung der Kinder bringen, und zur Erziehung gehört auch die ſogenannte Schule.

Eltern nun, in deren Herzen der peſtalozziſche Funke glimmt und glüht, ſuche man zur Stellvertretung, Eltern, welche warme Herzen haben für fremde Kinder, aber auch Licht, ſie zu erleuchten. Wärme und Licht beſitzt beiſammen die Sonne: fehlt das eine oder das andere dem Menſchen, ſo wird er gefährlich; fehlen ihm beide, ſo iſt er ein Klotz oder ein Tier. Und eben dieſe Wärme, dieſes Licht waren die Elemente, deren Mangel die arme Menſchheit verkrüppeln ließ. Sie nun in die Elemente zu verſetzen, die ihnen fehlten, dahin, wo ſie zu finden ſind, in eine fromme, weiſe Ehe, welche als eigene Lebensaufgabe ſich das Erwärmen und Erleuchten armer Kinder ſtellt, iſt dieſes Geſchlechtes Aufgabe, iſt des neuen Zeitgeiſtes, dem Peſtalozzi mit Namen gerufen, Forderung. Dieſes Geſchlecht baut keine Klöſter mehr, verſteht nicht Münſter aufzutürmen, und doch fordert der zur Buße erwachte Geiſt Denkmäler der Buße, der Andacht. Solche

Ehen nun wölbe man als lebendige, heilige Münſter über das arme, verſunkene Geſchlecht und trage auf ſeinen Armen in dieſe heiligen Freiſtätten arme Kinder, daß ſie in denſelben vor der Sünde behütet, rein und kräftig aufwachſen zum Himmel empor, um ſpäter ſelbſt zu neuen Münſtern ſich zu geſtalten für ein neues Geſchlecht. Und dieſe frommen Freiſtätten ſeien ein eigentlicher Sauerteig, den man pflanzet mitten in das ſündige Geſchlecht hinein, damit es durch denſelben geſäuert werde zu einem neuen, rüſtigen Leben. Und das ſind dann die eigentlichen heiligen Tempel, nicht aus Holz oder Stein mit Menſchenhänden gemacht, ſondern die lebendigen Tempel, in denen der Geiſt Gottes wohnt.

Wie aus den Münſtern, den Klöſtern hervor viel Gutes ging in die Welt heraus, ſo wird auch aus dieſen neuen, lebendigen Tempeln hervor nicht bloß Schar um Schar an Bruderhand aus dem Elend heraufgezogener Menſchen treten, für die Welt und den Himmel ausgerüſtet, ſondern noch ein eigener Segen wird von ihnen aus über das Geſchlecht ſich ergießen, das an ihnen ſich entſündigen möchte.

Solche fromme Ehen, denen man arme Kinder zuträgt, die man ausſtattet mit dem Nötigen zum Unterhalt der großen Familie, wo die Kinder in der Liebe leben, durch Liebe thätig werden, Arbeit ihnen Freude wird, jedes ſein Scherflein bringt zum allgemeinen Wohl, wenig bedürfen und daher wenig entbehren, wo man das Glück nicht mißt am Genuß und am Beſitz und am Nichtsthun, ſondern an der gegenſeitigen Liebe und treuen Pflichterfüllung: ſolche Ehen werfen in die Herzen der ihnen Kinder Zutragenden, der ſie Ausſtattenden ein Bild, das ſich nicht verwiſchen, das ſich tief eingraben wird.

Sie ſollen klar und deutlich vor die Augen der Hohen und Mächtigen der Ehe Bedeutung wieder ſtellen und ihren

Segen, ſollen wieder Liebe bringen zwiſchen Mann und Weib und ihre Hände und Herzen vereinen zum frommen Auferbauen ihrer Kinder. Sie ſollen lebendig den Unterſchied zeigen zwiſchen ſogenannter guter Erziehung, zu äußerer Darſtellung des Leibes, gelockt, geſchnürt, geſchniegelt auf alle Weiſe, und zwiſchen der frommen Erziehung zu einem reinen Sinn und einem Darſtellen der Seele in reinen Werken; den Unterſchied zwiſchen genußſüchtigen und bedürfnisloſen Kindern; den Unterſchied zwiſchen ſelbſtſüchtigen Kindern, welche die elterliche Liebe nach gewährten Genüſſen, nach erhaltenen Ausſtattungen wägen, und kindlich liebenden, welche nicht nur empfangen, ſondern geben wollen, die ihre Genüſſe in den Freuden ſuchen, welche ſie den Eltern darbringen; den Unterſchied zwiſchen Kindern, die jeden Tag an der Eltern Bruſt zu heften ſuchen einen duftenden, ſtrahlenden Strauß, geflochten aus Blumen kindlicher Liebe, und ſolchen, welche nur ſuchen, mit dem Schweiße der Eltern den eigenen Leib auszuſtaffieren; den Unterſchied zwiſchen Kindern, welche auf Gott und ihre Kräfte bauen, und ſolchen, welche ohne Erbe und Beſitz die troſtloſeſten Geſchöpfe wären, Schmarotzerpflanzen, die nur von andern leben, auch eine eigene Klaſſe von Armen, wie reich ſie heißen mögen: ſie wiſſen ja auch, wie jene, nichts anderes, als von fremdem Gute zu leben.

Dieſe Ehen ſollen alſo nicht bloß unmittelbar heraufziehen die verſumpften Armen auf einen geſunden Boden, ſondern mittelbar auch das zu einer unnatürlichen, unmenſchlichen Höhe heraufgeſchraubte, verbildete Geſchlecht der ſogenannten Vornehmen und Reichen wieder herniederziehen auf den geſunden Boden der Einfachheit und vor allem der Arbeit, in welcher das Glück der Menſchen liegt.

„Wer nicht arbeiten will, ſoll auch nicht eſſen,“ ſoll

wieder als ein Wort aus Gottes Munde gelten, und wenn es wieder giltet, so werden Tausende von Familien wieder ein Glück finden, die alles zum Glück zu haben schienen und nicht begreifen konnten, warum sie doch unglücklich sein müßten.

So ist, was Pestalozzi meinte, nicht ein flüchtiger Einfall, der sich verflüchtigte, ehe noch der müde Greis zur Ruhe ging, sondern es ist ein Weltgedanke, der in immer strahlenderer Klarheit aufgeht am Horizonte der Zeit, eine Sonne in unserer Nacht, ein heilend Licht in unserer Krankheit. Und er meinte, daß man in Liebe die Kinder aufnehmen und in ihnen die reichen Gaben Gottes zur Thätigkeit entwickeln solle, ohne in ihnen zu wecken Bedürfnisse, Gelüste und den damit verbrüderten Neid, und wenn dieses geschehen würde, so wäre Reichen und Armen geholfen, das heilbringende Mittel gefunden, der Welt zu geben, was der Welt gehört, Gott aber, was Gottes ist.

Sechstes Kapitel.

Der Hülfe Ausführbarkeit.

Pestalozzis Gedanke erscheint gegenüber der unübersehbaren, ungeheuren Armenwucht gar klein und winzig, sein Einführen in die Welt unnütz, ein Kleinkinderspiel in einer Männerschlacht. Die Weisen dieser Welt können ihn auch eine Thorheit nennen, den Selbstsüchtigen muß er ein Ärgernis sein. Das will aber nichts sagen. Wie klein ein Gedanke auch erscheint in seinem Heraustreten in die Welt, es ist doch der

Gedanke, der die Welt überwindet, der Geiſt, der die Materie beſiegt, wenn der Gedanke aus dem Geiſte kömmt, der im Anfang über den Waſſern ſchwebte.

Erſchien wohl das Chriſtentum größer als ein klein Kindlein in der Welt? und dieſem kleinen Kindlein gegenüber ſtund die ganze heidniſche Welt in ihrer Macht, ſtunden gegenüber tauſend Prieſterſchaften in tauſendjährigem, angeſtammtem Anſehen: aber im Kindlein lebte der Geiſt in Fülle, und dieſer überwältigte Macht und Prieſterſchaften. Freilich nicht nach der Mode unſerer Zeit rollte dieſer Sieg wie ein Dampfſchiff, ein Dampfwagen durch die Welt. Das Kindlein ſtarb und wurde begraben, ſcheinbar ſein Gedanke, ſein Wollen mit ihm.

Aber was geſäet wird, wird nicht lebendig, es ſterbe denn. Langſam keimte das Chriſtentum, langſam trieb es ſeinen Stamm empor, lange ging es, bis es ſeine Blätter im Lichte tränkte, unter ſeinen breit ſich ausdehnenden Äſten Völkern Schatten bot: aber langſam wächſt, was lange leben ſoll, und noch iſt das Chriſtentum nicht nur nicht ausgewachſen und ſtreckt ſeine Äſte immer weiter aus über die Welt, ſondern es entfaltet auch fort und fort neue und immer herrlichere Blüten.

Und aus dem großen Gedanken, den Chriſtus ſo klein ſetzte in die Welt, iſt auch der geboren, den Peſtalozzi ausſprach, als er in den Kindern das Heil und die Rettung der Welt aus ihren verſchrobenen Zuſtänden ſah und durch Wärme und Licht die Kinder und beſonders die armen Kinder aufziehen wollte zu wahren Menſchen, die nicht verkrüppelt über die Erde kriechen, ſondern friſch und fröhlich empor zum Himmel wachſen.

Darum glaube ich, daß dieſer Gedanke, wie klein und

dürftig er auch in die Welt herausgetreten, eine Zeit lang erſtorben ſchien, nicht bloß eine Weltenmacht, ſondern eine die Welt überwindende Macht in ſeinem Schoße berge, wenn er einmal Glauben gefunden hat. Dieſen Glauben geben mir nun zwei Umſtände, die vielleicht andern den Glauben an ſie nehmen würden.

Die Idee wurde auch in einem kleinen Ländchen geboren, und zu ihrer Ausführung ruft man beſonders in kleinen Ländchen auf; hier iſt das Elend noch überſehbar, die Zahl der Armen noch zu zählen, ihre Verſunkenheit noch nicht ſo bodenlos; hier glaubt man noch an Gott, an ſeine Hülfe bei jeder guten That; hier hat man den Grundſatz noch nicht ausgeſprochen, daß kein Menſch den andern etwas angehe; hier lebt der Wille noch, zu helfen, zu retten. Ich bekenne, wenn man mich in Frankreich, in England, wo das Elend innerlich und äußerlich ſo unermeßlich und ſchrankenlos iſt, zur Hülfe auffordern würde, es würde über mich kommen wie Gänſehaut; ich weiß wahrlich nicht, ob ich Glauben faſſen könnte. Hier ſtrahlt die Idee freilich nicht in der Illumination eines Hofes, darum iſt aber eben keine Verblendung dabei; ſie wird nicht ausposaunet von hundert Journalen, an allen Straßenecken, darum wird ſie nicht befleckt von falſchen Freunden, die ihre eigene Ehre ſuchen; ſie wird verketzert von der Menge, und darin liegt eben der Beweis, daß ſie der Materie feindſelig, eine der Welt furchtbare Macht iſt. Man ruft zu ihr auf mit freundlichen Worten von Freund zu Freund, aber eben gottlob in dem Schweizerländchen, wo das Leben noch höher giltet als die Kunſt, wo keine Bruſt zu edel iſt, den leidenden Bruder an der ſeinen zu erwärmen, kein Haupt zu hoch, um unter Chriſtus und ſeine Gebote ſich zu beugen in aller Demut, wo die Unmündigen wohnen,

welche meinen, wahre Freiheit werde einzig durch wahres Christentum möglich, die Unmündigen, gering geachtet von den Klugen und Weisen dieser Welt, welche rings die großen Reiche bewohnen, sich groß glaubend, weil weit die Grenzen ihres Landes sind, die sich für klug halten, weil sie sich gegenseitig so nennen in gegenseitiger Abgötterei. Hier im kleinen Ländchen findet sich wohl der beste Boden für sie; hier kann sie erstarken, kann am deutlichsten ihren Segen zeigen, ihre Wirkungen offenbaren auf die kleinere Masse, und wenn diese dann durchsäuert ist, so leuchtet sie über Europa herein, und von den Bergen nieder wird Europa verkündet nicht sowohl die so mißverstandene politische Freiheit als die eigentliche Freiheit, die nicht in Reden und Worten auf dem Papier besteht, sondern im Geiste und in der Wahrheit. Dieses Ländchen taugt aber nur so lange dazu, als in demselben der christliche Geist nicht überwältigt ist durch deutschjüdischen radikal ungläubigen Geist. Dieser Gedanke wird in einer Zeit geboren, die kraftlos, ideenleer scheint. Hört man die Menschen, so würde man glauben, sie stießen mit den Köpfen bereits an den Himmel an. Es ist ein Lärm und ein Getöse von Selbstruhm der Menschheit, daß es einen schaudert, und wenn man in Kammern und Räten das unverschämte Pochen hört auf die Mündigkeit der innerlich so schauderhaft verstumpften Völker, so möchte man fast glauben, die Zeiten kehrten wieder, wo die hochgebildeten Römer ein Pferd zum Gott erhoben, mit dem Unterschiede freilich, daß man jetzt vielleicht eine Kuh oder einen Ochsen einem Pferde vorzöge. Und wenn man dann hineinsieht in die Menschheit, so sieht man sie im Staube schmählich kriechen, dem Gelde, dem Genusse nach; viel zu haben, viel zu gelten, ist ihr Ziel. In hohle Worte verbirgt sich die schmählichste Selbstsucht; mit

geiſtreichen Worten ſucht man den Leib zu mäſten. Für alle höheren Intereſſen ſcheint man abgeſtorben: am Sonntag zählt man Geld; und wenn man vom Vaterland redet, ſo denkt man, was ſich aus ihm ſaugen ließe, und wenn man andächtig aufzuſchauen ſcheint zu Gott, ſo ſchaut man in Gedanken ſich ſelbſten an, wie einem ſolch frommes Augenaufſchlagen wohl ſtehen möge, und wenn einen fromme Worte umſumſen, ſo tönen ſie einem faſt wie Kleiſter über weltlichen Abſichten. Es iſt allenthalben eine Herausſtellung des eigenen jämmerlichen Ichs, welche jeden andern Glauben als an das eigene Ich, jeden andern Gedanken als an das eigene Ich, jede Idee, welche über Prozente, Ämtchen, Eßglocke und Bürſten und Pomade herausgeht, tötet.

Darum nennt man dieſe Zeit nüchtern, und mit Recht, aber mit Unrecht glaubt man ſie unfähig, begeiſterte Geiſteswerke aufzufaſſen, geiſtige, religiöſe, in die unſichtbare Welt hinüberragende Schöpfungen zu erzeugen. Für dieſes Sichverſenken in den Staub iſt der Menſch denn doch nicht geboren; ſeit Chriſtus den Himmel geöffnet, hält es die Menſchheit in die Länge da unten nicht aus. Eine Maſſe neuer Entdeckungen haben den Menſchen in einen Strudel hineingeriſſen; die Erde öffnete ihren Schoß, neuer Schätze voll, verlockte, verblendete den Menſchen, aber ihm wird doch mitten in dieſen Schätzen ſo öde zu Mute, ſo weh ums Herz, daß er es auf die Länge nicht aushält, daß er ſich nach etwas anderem und höherem ſehnt. Er fühlt es denn doch, daß all das niedere Treiben, all das hohle Reden, das Tändeln mit nichts, das Prunken mit ſeinem Ich nicht ſelig, ja nicht einmal zufrieden macht einen ganzen Tag lang. Und eben dieſes Weh, dieſes Gefühl der Öde habe die Menſchheit beſchlichen, meine ich, und es öffne ſich der Menſchen Herz dem

Verlangen nach einer rettenden Hand, nach etwas, das ihr Daſein aufweiſet zu einer höheren Bedeutung; ich meine eben das Wehen eines andern und beſſern Geiſtes zu vernehmen in dieſer Zeit. Darum, meine ich auch, ſei dieſe Zeit gerade die von Gott geordnete zu neuen geiſtigen Schöpfungen und beſonders für die Ausführung der Idee, ſeine armen, verſunkenen Brüder aufzuerbauen, ihrem Geiſte aufzuhelfen, nicht nur mit Almoſen ihren Leib zu nähren.

Münſter wird man keine mehr bauen in hoher Erregung, und wo man bauen muß, wird man ſchwitzen ums Geld und handeln um Plätze und mit allerlei Flitter die Armſeligkeit verbergen; aber einen Teil der Menſchheit aufzuerbauen im Herrn, das hat etwas Lebendiges, Praktiſches bei all ſeiner hohen Erhabenheit, daß es die im Praktiſchen und für das Praktiſche erzogenen Kinder dieſer Zeit ergreifen muß. Denn wie ſie auch ergriffen werden mögen von Begeiſterung, von einem höheren Leben: das Praktiſche können ſie nicht verleugnen, Praktiſches muß jede Idee in ſich tragen, welche ſie mit ſich reißen ſoll. Was kann aber wohl Praktiſcheres den Kindern dieſer Zeit geboten werden, als der Verſuch, andere Menſchen zu ſchaffen am Platze derer, die jetzt ſo hohe Not erzeugen, ſo gefahrvoll ihnen gegenüberſtehen, die in alle Verhältniſſe und namentlich als Dienſtboten ſo unglücklich, ſo faſt zur Verzweiflung bringend einwirken?

So liegt weder im Gedanken ſelbſt, noch in dem Ort oder in der Zeit, wo er geboren wurde, etwas Unausführbares, und wenn er auch viele gar nicht bewegt, ſo muß man nicht vergeſſen, daß die nie ausſterben werden, welche nicht glauben, ſondern ſehen wollen. Man muß nicht vergeſſen, daß die Ungläubigen nie ausſterben werden, welche

den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge als eine Naturnotwendigkeit anſehen und nicht als Produkt der ſämtlichen freien Handlungen der freien Menſchheit, die daher glauben, die Änderung dieſes Zuſtandes müſſe man der Natur, dem Schickſal, oder wie ſie ſich ausdrücken, überlaſſen; daran etwas zu ändern, ſolle der Menſch nicht verſuchen. Es ſind die gleichen Ungläubigen, die nie an die durch das Chriſtentum gebotene, in ihrem Weſen ſo klare und notwendige Wiedergeburt des einzelnen Menſchen glauben, ſondern allezeit ihre ſogenannte Natur als eine Notwendigkeit anſehen, die ſich nicht ändern laſſe; die daher auch alle Anmutungen von Beſſerung als thorrecht von der Hand weiſen; die bei jedem Laſter, das man ihnen vorhält, ſagen: das hätten ſie vom Vater oder von der Mutter oder vom Urgroßvater, das ſei halt in der Familie eingeurbet, und dagegen ſei nichts zu machen.

Wie nun dieſe Menſchen die eigene Wiedergeburt nicht verſuchen, ſondern ſie geradezu als die eigentlichen Ungläubigen verwerfen, ſo müſſen ſie auch die Möglichkeit der Wiedergeburt der Menſchheit oder eines Teiles derſelben verwerfen und werden daher von dieſem Gedanken gar nichts wiſſen wollen. Andere haben ſicher nichts gegen die Idee, finden ſie ſchön als ſolche; aber einer Menge Zweifel gegen die Ausführung derſelben können ſie ſich nicht erwehren, und dieſe ſtimmen ſie zu der Anſicht, die ſo viele haben, daß eine Sache in Gedanken ſich ſchön mache, in der Ausführung aber unmöglich werde oder dumm ſich geſtalten müſſe.

Vor allem aus ſind ſie der Meinung, daß dieſe Verſuche, Kinder durch andere als die natürlichen Eltern in beſondern Häuſern erziehen zu laſſen, allzu künſtlich ſeien, ſich

daher nicht halten könnten. Sie mögen mir doch ſagen, was eigentlich künſtlich, was natürlich iſt. Kann man nicht auch die Ehe künſtlich nennen und wollen ſie nicht eben deswegen einige junge Juden und einige Unbeſchnittene aufheben, um den Naturzuſtand wieder herbeizuführen? und doch beruht auf der Ehe einzig das Vorwärtsſchreiten der Menſchheit; einzig durch ſie wird ein geordneter Staat möglich. Iſt nicht wieder der Staat etwas Künſtliches, dem Naturzuſtand Entgegengeſetztes; iſt nicht des Menſchen Lebensweiſe, ſein Wohnen in wohnlichen Häuſern etwas Künſtliches? Aber wenn etwas durch beſondere oder verdorbene Zuſtände aufgedrungen wird, ſo geſtaltet es ſich durch die Notwendigkeit, die es gebietet, und durch die Vorteile, die es bietet, zu etwas Natürlichem, d. h. zu etwas, das ſein muß. Werden nun in den geſchilderten Ehekloaken die Kinder an Leib und Seele für Zeit und Ewigkeit vergiftet, was iſt doch wohl natürlicher, als daß man ſie daraus wegnimmt und an einem für Leib und Seele geſunden Orte aufwachſen läßt?

Wenn man aber von der Künſtlichkeit ſpricht, ſo will man eigentlich, wie ich vermute, ſagen: etwas Künſtliches könne ſich nicht halten, veralte, denn man führt zum Belege dieſer Meinung eine Menge Beiſpiele an. Ja, ich gebe gerne zu, daß, wenn einer die Grille hat, in einer ſandigen Wüſte einen engliſchen Park anzulegen, in einem kalten Lande ein chineſiſch Luſthaus zu bauen, einen Tiergarten einzuhägen mitten in fruchtbarem Gelände, dies eine Künſtelei ſei; wenn der Gründer der Grille zu Grabe geht, wird der Park verwildern, das Luſthaus zerfallen, der Tiergarten entvölkert; es war eine Grille, Grillen bringen aber nicht Segen, faſſen darum nicht Boden. Ich gebe gerne zu, eine Menge Anſtalten aller Art veralten, werden nutzlos, am Ende nur Schmarotzer-

pflanzen. Die Zuſtände der Welt ändern ſich; was vor hundert Jahren eine Wohlthat war, wird nach deren Verlauf überflüſſig, eine Laſt vielleicht; iſt deswegen der Stifter zu verdammen? Wollte Gott, nach hundert Jahren würde die vorgeſchlagene Pflege armer Kinder überflüſſig, weil wieder an Leib und Seele geſunde, natürliche Eltern gepflanzet wären! Es veralten andere Anſtalten, großartige, herrliche in ihrer Stiftung; aber es iſt die Liebe veraltet, die ſie geſtiftet. Wie groß die Kapitalien auch ſein mögen, aus ihnen quillet keine Liebe; es ſind veraltet die alten Reglemente und Ordnungen, erdrücken das junge Leben, und man behält doch die alten Reglemente und Ordnungen, weil man ſie für den Geiſt der Stiftung hält.

Es kann kommen, daß in ſolchen Anſtalten ein förmlicher Krieg ausbricht, wenn einmal Kraut gekocht werden ſoll ſtatt Schnitze, daß es für ſchwere Widerſpenſtigkeit giltet, wenn ein ſchwächlicher Knabe nicht ſo viel eſſen will, als ein mächtiger Bengel. Ja, es ſtehen einem ordentlich die Haare zu Berge, wenn man den Geiſt in ſolchen Anſtalten ſieht, in dem Kinder jahrelang aushalten ſollen. Aber die Vettern und die Baſen haben ſich der Sache bemächtigt, haben Pöſtlein gemacht und Ehrenämtchen, halten auf Konnexionen und Rekommandationen, und eine fürchterliche Fraubaſen-Wirtſchaft ſchleicht ſich ein, wo Geiſt und Liebe walten ſollte. Ach, was würde die alte Liebe ſagen, welche der Stiftung ſo ſchwere Opfer gebracht hat, wenn ſie die kalten, aber ſich viel dünkenden Staats- oder Stadtgeſichter ſehen würde, welche in eitlem Dünkel, als ob ſie Richter wären, ohne Liebe, ohne Geiſt in aller pedantiſchen Härte die alten Reglemente und Ordnungen über die Häupter armer Kinder ſchwingen! Aber eben dieſer Staats- und Stadtgeſichter wegen meine ich, daß nicht der

Staat oder Gemeinden ſich abgeben ſollen mit dieſem Werke. Der Korporationsgeiſt iſt einſtweilen kein lebendiger Geiſt, er iſt ein Örtligeiſt, ein Kantönligeiſt ꝛc., und jeder dieſer Geiſter hat, wenn man ihn recht beſchaut, einen Zopf, an dem man ſeine irdiſche Abkunft und ſeine baſenhafte Geſinnung erkennt. Wo Staat oder Gemeinden die Hände in etwas haben, erſtarret das Leben, und die Liebe flieht. Es entſtehen Pöſtlein, Stellen, Protektoren und Protegierte, das eigene Ich ſpielt ſeine Rolle, und die Sache wird vergeſſen. Selber eſſen mache fett: man ißt die Apfelmüesli nur mit Zucker gebrannt, läßt ſich tüchtig Kirſchenwaſſer zum ſchwarzen Kaffee holen, und ob den andern etwas übrig bleibe, kümmert man ſich nicht von ferne. Und ſolches geht hin und wird ſäuberlich vermäntelt.

Oder wenn man Heilige oder Vettern im Gemeindrat hat, packt man ganze Fuder Eßware auf die Seite, läßt die armen Teufel an Waſſerſuppen ſchmalbarten, ſchafft Werkzeuge von allen Sorten auf die Seite, und die Heiligen oder die Vettern möchten es vermäntelen, wenn der Spaß nicht gar zu offen getrieben worden wäre. Darum, meine ich auch, könne das Werk nur die freie Liebe vollbringen, die jeden Morgen neu wird, die jeder Sonnenſtrahl aus Gottes Hand neu durchglüht, die jede Sünde, jede Schwachheit inbrünſtiger, inniger macht, die um ſo freudiger Barmherzigkeit übt an Jeſu Hinterlaſſenen, je heller die Hoffnung aufgeht, Barmherzigkeit bei Gott zu finden. Dieſe Liebe hat die rechte Wärme; am Staate wärmt ſich niemand als höchſtens ein Salzfaktor, ein Straßenbaukundiger oder ſonſt ein Experter, der in einem Departemente ſitzt oder ſonſt wo. Dieſe Liebe gründet ihr Werk auch nicht auf ſteinerne Mauren und papierene Ordnungen, ſondern auf die Tüchtigkeit eines Ehepaares mit warmem

Herzen und hellem Kopf, bei dem die Kinder beides finden, Wärme und Licht. Wohlverstanden, dieses Ehepaar ist nicht ein solches, das sonst Kinder verdinget hat, unter denen wunderselten eins nicht schädlich einwirkt, weil es entweder die Kinder ausnutzet oder sie verwahrloset geistig oder leiblich, sondern ein solches, das in diesem Kinderaufnehmen einen eigenen Beruf erkennt, eine eigene Kraft dazu in sich, diesem Beruf nicht als Erwerbsmittel, sondern als Lebesaufgabe sich hinzugeben. Es ist also nicht eine Stiftung oder eine Anstalt, welche diese Sache trägt, sondern es ist eine Ehe; es sind auch nicht Reglemente, welche ihr Gestalt und Form geben, ein Gepräge aufdrücken, sondern dieses thut der Ehe Eigentümlichkeit; es entstehen Familien und nicht Anstalten. Die freie Liebe verbindet sich in ihren Trägern auf freie Weise; sie schließen sich großen Verbindungen an oder stiften kleinere, wie sie wollen. Sie suchen eine Stellvertretung, eine erleuchtete, berufene Ehe und einen Platz für sie, auf dem die Familie sich entfalten kann. Aber diesen Platz kann man nun nicht mit dem Klafter ausmessen, als ob er so und so groß sein müsse, das Haus nicht über ein Modell mit andern schlagen, der Familie Größe nicht festsetzen und ihr Schritt und Tritt vorschreiben, vorschreiben, was sie des Tages machen, des Nachts träumen soll, daß die Hausfrau jahrelang voraus weiß, was sie an jedem Tage kochen, an welchem Platz sie zu jeder Stunde des Tages sitzen oder stehen soll, so daß die geringsten Veränderungen der Hausordnung die tiefsinnigsten Häupter jahrelang beschäftigen und all ihre Weisheit nicht verhüten kann, daß ihre endliche Durchführung nicht wie eine eigentliche Hausrevolution aussehen würde. Jede Familie hat ein eigenes Gepräge, einen eigenen Kern, der ihr Leben treibt, und da muß Freiheit bleiben; Zwang würde alle Entwicklung

verhindern. So mögen Familien, Freistätten armer Kinder entstehen, kleine, größere, dieses, jenes treibend, alle nur darin einig, daß sie in den Kindern das Göttliche erwecken und mit der größten Bedürfnislosigkeit die größte ihren Kräften angemessene Arbeitsfähigkeit paaren. Das große Werk wird also durch lebendige Familien ausgeführt, von denen die einen eingehen mögen, während neue entstehen oder andere in ihren befähigten Kindern sich erneuern, die mit frischer Kraft und neuem Leben an die Stelle der alternden Eltern treten.

Wenn auf diese Weise der Geist die Hauptsache wird und nicht die Form, wenn man die alte Liebe bewahrt und nicht nur von der alten Liebe zehren will, so kann dieses Werk in seiner Ausführung nicht veralten, so lange dessen Bedürfnis bleibt, so wenig als christlicher Sinn und christliche Liebe veralten können. Das wäre schön, wird man sagen; aber wo solche Leute finden, zu solcher Aufgabe befähigt und willig, und zwar gerade zwei, die zusammen gehören, Mann und Frau?

Ehen, welche zu dieser Aufgabe befähigt sind, werden allerdings weit seltener zu finden sein, als Ehen im Weltschland, wo Monsieur und Madame eins werden, deutsche Kinder zu rupfen, um bequem faulenzen zu können, wo beide sich berufen glauben, Menschen zu bilden, weil Madame weltsch parliert und Monsieur transchiert, daß aus einem Hähneli siebzehn Stücke werden, wo Madame die Tournure observiert und Monsieur mit gefälligen Redensarten fade konversiert, Monsieur jede Tasse Kamillenthee notiert und Madame die armen Meitscheni um ihre Lebkuchen dupiert, damit den Tisch ein halbes Jahr lang mit wohlfeilem Dessert fourniert: kurz, wo der schmählichste Eigennutz unter eleganten Manieren hervor-

ſchimmert, die fadeſte Gemeinheit in weltſche Anmaßung ſich kleidet, mit dem unverſchämteſten Selbſtruhm nach einem Jahr den gerupften Eltern die Kinder wieder übergiebt, die Gott danken können, wenn ſie nur halb verhungert und nicht um ihre Geſundheit betrogen worden ſind. Und wie dann die thorrechten Eltern noch danken, und wie das weltſche Ehepaar den entzückten Eltern noch einen nachträglichen Conto an ihrer Entzückung zumißt, und wie der ehrliche Papa weltſch ſchwitzt, und die ehrliche Mama mit den Augen die Tochter mißt, um wie viel ſie gewachſen, um wie viel hübſcher ſie geworden, und wie beide in der Freude, eine ſolche Tochter produzieren zu können, vor dem weltſchen Ehepaar ſich neigen und beugen und wie dieſes mit einem überlegenen Lächeln die Huldigungen hinnimmt und endlich die ehrlichen Leute gnädig entläßt in voller Zuverſicht, in die deutſche Dummheit einen neuen Angel ausgeworfen zu haben. Und dieſes Penſionsunweſen veraltet nicht, und dieſem weltſchen Moloch, der immer gieriger und gefräßiger wird, je dümmer die Deutſchen werden, opfert man jährlich Hunderttauſende, und ein Werk der Liebe und der Heiligung ſollte veralten! Ich würde auf die Ausfuhr der Kinder ins Weltſchland eine Auflage legen und zwar von zehn Prozent des Koſtgeldes, von zehn Louisd'or Koſtgeld einen Ld. Staatsabgabe.

Allerdings ſind Ehen, welche das gedachte Werk bedarf, ſchwerer zu finden, als ſolche weltſche Ehen.

Eine ſolche Ehe muß als Grundbedingung in ſich das Streben tragen, immer reiner und heiliger zu werden, aus reinem Herzen das Ebenbild Gottes immer reiner ausſtrahlen zu laſſen und allem ſie Umgebenden ein immer vollkommneres Gepräge ihres innern Weſens aufzudrücken und ſo auch ihre Ehe ſelbſt, ihre Vereinigung, immer inniger und vollkommner

darzuſtellen. Nur wo Vater und Mutter im Herren wachſen, kann ihre Familie dem Herren zuwachſen; nur da, wo ſie ſelbſt vollkommener werden, kann auch vollkommener werden das durch ſie gegründete Haus. Wo ein Menſch ſich ſelbſt verwahrloſet, da wird er auch immer mehr verwahrloſen das ihm Anvertraute. Das iſt's, was Paulus meint, wenn er ſagt, daß man trachten ſolle, nicht ſelbſt verwerflich zu werden, während man anderen predige. Dazu gehören neben andern noch vorzüglich drei Gaben.

Vor allem ein Herz, Kinder zu lieben, als ob es die eigenen wären, in väterlichem und mütterlichem Weſen dieſe Liebe zu äußern, daß ſie den Kindern wirklich zu Vater und Mutter werden, alles Fremdartige ſchwindet.

Sie müſſen entſagen können allem, was nicht ins Leben dieſer Kinder gehört. Dieſe dürfen weder verwöhnt, noch darf ihre Begehrlichkeit gereizt werden; ſie müſſen von Jugend auf lernen, daß im Entbehren ein weit ſoliderer Reichtum liegt, als im Beſitz. Darum müſſen die Eltern mit dem Beiſpiel vorangehen, die Begehrlichkeit ablegen, mit Kreuzern haushalten, als ob es Königreiche wären, aber ohne Geiz, und es dahin zu bringen ſuchen, daß ihr Haus, wie es in jeder geſunden Familie ſein ſoll, ſich hauptſächlich nährt aus dem Ertrag der gemeinſamen Thätigkeit, doch alſo, daß das Weſen der Kinder nicht aus dem Auge verloren, das neue Vaterhaus ihnen nicht ein ägyptiſches Dienſthaus wird. Endlich müſſen ſie ausharren können in der ſchweren Arbeit, die jeden Morgen neu wird, ohne durch Ungeduld überwältigt, ohne müde und matt zu werden; ſie dürfen ſich nicht anſtecken laſſen von der Sucht, in äußerem Wechſel das flüchtige Glück zu ſuchen. Vater und Mutter laufen nicht von den Kindern fort und verzweifeln jahrelang nicht an ihren Kindern, arbeiten

ohne Unterlaß, aber nicht nur an den Kindern, auch an ſich, damit keine eigene Blöße jahrelange Arbeit zerſtöre; ſie fordern von den Kindern nicht mehr ſittliche Kraft, als von ſich ſelbſten, ſondern gehen ihnen in derſelben jederzeit voran. Wer ausharret bis ans Ende, der wird ſelig! ſoll aller Wahlſpruch ſein. Unendlich nachteilig liegt der nie endende Wechſel der Lehrer auf den Schulen; hier würde er geradezu zerſtörend einwirken: denn wie ſchwer iſt's, einer ſolchen einmal geſtifteten, mit einem eigenen Gepräge ausgerüſteten Familie neue Eltern zu geben, die nicht aus ihr ſelbſt herausgewachſen ſind, die ein eigenes Gepräge mit ſich bringen und durch das Aufdrücken dieſes neuen Charakters den übeln Eindruck erzeugen, der hauptſächlich Stiefeltern anrüchig macht. Ich bin überzeugt, daß im allgemeinen, z. B. in einer Stiefmutter, nicht böſer Wille, ſondern eben das Neue, das ſie der bereits geſtifteten Familie aufdringt, ſo widerwärtig wirkt. Je unbedachter, anmaßlicher ſie ihre Natur walten läßt, um ſo widriger wird ſie. Allerdings kommen dann ſehr oft Eitelkeit, Bosheit und Eiferſucht noch dazu.

Daß ich die Lehrfähigkeit in allen notwendigen Schulfächern nicht unter die erſten Notwendigkeiten zähle, möchte auffallen. Allein ich meine, daß, ſo wünſchbar ſie im allgemeinen iſt, ſie doch nicht die Haupteigenſchaften der Eltern bildet und gar wohl eine herrliche Freiſtätte ſich denken läßt, in welcher die Eltern ſelbſt in vielen Fächern nicht zu unterrichten vermöchten, und auch laſſen ſich Freiſtätten denken von herrlichem Erfolg, in denen nur die einfachſten Fächer, und zwar ſehr einfach, gelehrt würden. Hier iſt ſchon ein Äußeres, wo kein beſtimmtes Modell gelten darf. Es wäre tödlich Gift, wenn die heutige Schulmeiſterei mit ihrem Sinn und Schein, ihrem Weſen und Wiſſen, ihrem Streben und

Thun, ihrem Glauben und ihrem Gutdünken in dieſe heiligen chriſtlichen Freiſtätten brechen würde, es wäre viel ſchrecklicher als ehedem das Einbrechen der Hunnen in chriſtliche Klöſter.

Nun iſt's allerdings ſelten in unſern Zeiten, Menſchen zu finden, die den Wert ihres Lebens meſſen nach der Höhe ihres Berufs und nicht nach den äußern Ausſtattungen und Annehmlichkeiten desſelben. Genuß und Tändelei mit dem Leben ſcheinen die Hauptſachen geworden zu ſein, und ohne unabhängiges Vermögen zu ſein, von dem man in bequemem Nichtsthun leben kann, zur Arbeit gezwungen zu ſein, iſt zu einem Unglück geworden; wer arbeiten muß, iſt ſich und andern ein Gegenſtand des Mitleids. Er hat nicht Vermögen, ſagt man mit bedauerlichem Achſelzucken vom tüchtigſten Mann.

Ganz beſonders iſt der Beruf des Weibes verrückt worden. Gott hat das Weib nicht geſchaffen zur Sklavin, daß es den Mann nähre, während er auf der faulen Haut liegt, tubaket und Feuerwaſſer trinkt, aber ſicher eben ſo wenig, daß es den Bündel vorſtelle, den der Mann ſchleppen muß, daß es ſich nur nähre durch ihn, nur durch ihn zu Freuden und Genüſſen komme, oder daß es ſich mit ſeinem Eingebrachten von allen Pflichten loskaufe und daneben mit andern Weibern wetteifere, wer die Haare am ſchönſten flechten, am anſtändigſten nichts thun, am geläufigſten über nichts reden, am graziöſeſten vor andern Leuten les honneurs machen, en famille aber die Abgeſpannte, Unbefriedigte, Angegriffene, Kapriciöſe am beſten ſpielen könne. Das Weib ſoll die Gefährtin des Mannes ſein in Treue und Liebe in jeder Lage; es ſoll mit ihm teilen die Arbeit oder ihn unbeſchwert erhalten zur Arbeit; es ſoll die Mutter der Kinder ſein und nicht tanzen, während der

Mann und die Kindermagd ſie zur Ruhe legen und wiegen; es ſoll ſorgen und walten im Hauſe, während der Mann ſeiner Arbeit nachgeht; es ſoll nicht Hemder und Strümpfe, Kinder und Küche über Novellen oder Viſiten vergeſſen; es ſoll nicht die Naſe rümpfen, wenn von zerriſſenen Strümpfen die Rede iſt, und ſich kreuzigen, wenn die Wäſche naht. Wie da doch bei nahender Wäſche, als ob ſie die Hundstage wäre, Donnerwetter ſtreichen über viele Weibergeſichter, wie der Mann kuſch machen möchte und ſich doch nicht klein genug machen kann, wie da die Geſichter wachſen bis in den Boden hinab und die Seufzer ſteigen bis zum Himmel auf und nicht einmal mehr die Katze laut miauen darf, geſchweige denn die Kinder etwas fragen — es iſt wirklich gräßlich; es iſt gräßlich, wenn eine immer wiederkehrende Hausarbeit ſo zum Berge wird, eine ſolche Stimmung in die Häuſer bringt, den Kindern auf ihr Lebenlang einprägt, wie gräßlich es ſei, wenn man einige Tage ſich etwas mehr anſtrengen, zu Hauſe bleiben muß, wenn man ihre Phantaſie von Jugend auf ſo vergiftet, daß ſie ſich bei vieler Arbeit unglücklich denken müſſen. Das Weib iſt ſo wenig zum Reden allein geſchaffen, als der Mann. Frage man, was gebildete Weiber vorſtellen in ihren Häuſern, deren Bildung man nur beim Schwatzen merkt; frage man nach den gebildeten Männern in den Ratsſtuben, was ihre langen Reden nützen, wenn ſie nur der Deckmantel der Faulheit ſind. Frage man doch, was einſt Kinder für Weiber werden, die man von Jugend auf dem Hauſe entfremdet, aller Teilnahme an den häuslichen Freuden und Leiden entzieht, und deren Körper man in Anſtrengungen zerrüttet, daß er zu jeder Anſtrengung untüchtig wird, in Anſtrengungen, die oft eben ſo unſinnig als nutzlos ſind für den eigentlichen Ernſt des Lebens und des Weibes Beruf, der in höheren und niedern Ständen nicht ſo verſchieden iſt, als man meint.

Eine ſolche Mutter paßt in eine ſolche Familie nicht, und ſolche Mütter, die an dieſer Weichlichkeit krank liegen und viel vorſtellen, viel genießen, aber wenig ſein, wenig thun möchten, findet man durch alle Stände, auch in den niedern, häufiger als man meint. Eine Mutter, wie wir ſie bedürfen, muß des Mannes Laſt teilen können und wollen, muß ſich genügen laſſen können mit Arbeit und der Liebe der Kinder, ſtatt aller andern Genüſſe. Sie darf in Ungenügſamkeit nicht die Hausſäure ſein, die alles verbittert: ſie muß die Hausſonne ſein, die alles heiter und lieblich macht.

Aber wiederum iſt's merkwürdig, daß in dieſer Unnatur, welche beſonders das weibliche Geſchlecht ergriffen hat, gerade dasſelbe eine unausſprechliche Leere zu fühlen beginnt; daß es zu fühlen beginnt, wie ihm alle Bedeutung, jeder geſunde Halt im Leben abgeht; daß ihm zu Mute wird, wie einem Verirrten, einem nicht ganz verdorbenen Menſchen nach durchſchwelgten Tagen. Aus dieſem Gefühl der Leere hervor geht das weltſche Geſchrei nach Emancipation der Weiber, ihre Empfänglichkeit für politiſches und pietiſtiſches Treiben, in dem ſie eine Rolle ſpielen können, gehen die unausſprechlich rührenden Klagen eines Mädchens über den Mangel eines Wirkungskreiſes hervor, das endlich in ſeinem Jammer ein Hündchen kauft, demſelben ſein Leben weiht und in dieſen Sorgen ſich beglückt fühlt.

Aber denn doch wird man paſſende Ehen finden, und wegen dem entſtehenden Bedürfnis nach etwas Beſſerem werden ſie ſich immer häufiger finden. Vollkommen werden ſie nie ſein, aber nach dem Beſſeren, Höheren ſtrebend, und dieſes Streben nach dem Beſſern, Vollkommnern findet ſich am öfteſten in der Ehe, wo Liebe iſt, wo eins das andere ergänzt, die Kraft des einen der Schwachheit des andern auf-

hilft, das eine die Tugenden des andern annimmt, während es die eigenen Fehler ablegt. Und wie Kinder Eltern heiligen, besonders Mütter, und bereits aus manchem Äffchen oder Püppchen eine tüchtige Mutter gemacht haben, so hat auch eine solche Familie etwas Begeisterndes, auf die Eltern Rückwirkendes, erhebt die Seele, stärkt zum Ausharren, zum Treubleiben bis ans Ende. Es werden hundert Schulmeister ihre Schulen verlassen, ehe ein Ehepaar, wie ich es mir denke, den Bund mit den angenommenen Kindern zerreißt und sie aufs neue zu Waisen macht.

Je mehr das Bedürfnis schreit, mildthätige Augen ein frommes, begabtes Ehepaar zur Stellvertretung suchen, desto mehrere werden sich darstellen. Ich bin überzeugt, der Gedanke, verlassene Kinder an die Brust zu nehmen, sie für die Welt zu stärken, für Gott zu erleuchten, wird ältere Herzen bewegen, wird besonders wie ein heller Blitz jugendliche Gemüter entzünden, wird begeistert strahlen in denselben, bis der Wunsch Gewährung gefunden. Wie viele wenden sich nicht der Heidenbekehrung zu in glühendem Eifer, verlassen Väter, Mütter, Vaterland, wandern hin in Länder, wo die Sonne unerträglich brennt, das Eis den Blutlauf hemmt, zu Menschen, den Tieren ähnlich, ringend mit dem Notdürftigsten, um diesen das Evangelium zu bringen!

Müssen dann nicht auch andere ergriffen werden von heiligem Erbarmen mit den magern oder aufgedunsenen, blassen, gelblichten Gesichtern, die zerlumpt und barfuß an unsern Thüren klopfen, die verwildert an und auf den Straßen liegen und lungern, die mit unglücklichen Gesichtern unsern Kindern zusehen, wie diese munter ihr Brot essen, die mit frechen Gesichtern spähen nach allem, was nicht nagelfest ist, — von heiligem Erbarmen ergriffen werden, wenn sie die Eltern oder

Pflegeeltern dieſer Kinder ſehen, ihr wüſtes Treiben, ihr heilloſes Verwahrloſen alles Guten, ihr heilloſes Pflanzen alles Böſen, ergriffen werden von heiligem Erbarmen bei dem Gedanken, daß Tauſende dieſer armen Kinder an der Bruſt treuer Eltern geiſtig und leiblich erwarmen, für den Himmel gewonnen werden könnten, die ſonſt in namenloſem Elend zeitlich und ewig untergehen? Und ſollte es denn ein beſſer Werk ſein, die Seelen jenſeits des Meeres zu ſuchen, als derer ſich anzunehmen, die Gott eigenhändig uns vor Augen geſtellt, die er bloß und verwahrloſt zu unſern Füßen kriechen läßt? Befiehlt wohl Gott, daß man die eigenen Kinder verſchmachten laſſe, um der Rettung anderer nachzugehen? Soll man denn Rat haben für andere und keinen für ſich?

Ich meine nicht, daß man der Heiden ſich nicht erbarmen ſolle, aber auch nicht vergeſſen, was Jeſus dem kananitiſchen Weibe ſagte, nicht vergeſſen, wie wir denn eigentlich Brüder lieben können, die wir nicht ſehen, wenn wir denen, die wir ſehen, keine Liebe zeigen; nicht vergeſſen, daß der Segen Gottes beim Miſſionswerk nur dann iſt, wenn die Menſchen nicht mehr jedes auf den Straßen aufgegriffene Individuum, dem man einige Floskeln beizubringen im Stande iſt, für ein auserwähltes Rüſtzeug Gottes wollen gehalten wiſſen.

Doch, ich bin überzeugt, auch unſere Kinder werden Herzen anziehen, begeiſtern: wo das Bedürfnis ſchreit, da läßt es Gott an Erweckten nicht fehlen.

Man wird nicht wählen müſſen ſolche, die ohne Beruf ſich zu dieſem Werke drängen wie zu einem Pöſtlein, um eines größern Einkommens willen, um ihr Licht beſſer leuchten zu laſſen, wie es ihnen ihr Dünkel vorſpiegelt. Und wenn ein ſolches Ehepaar ſich hineindrängen würde, man müßte es alſobald wieder hinausdrängen: es darf keine ſolche heilige

Freiſtätte zu einem verruchten Pöſtlein werden; es darf kein ſolch Pöſtlein in heiligem Kreiſe geduldet werden.

Und wo die Leute ſich finden, da findet ſich auch das Geld. Der Sinn für Wohlthätigkeit iſt groß in unſerem Ländchen, der Geber ſind viele, und wenn erſt die Augen derſelben auf dieſes Werk gerichtet, ihre Herzen ihm gewonnen ſind, ihr praktiſcher Sinn das Praktiſche der Sache gefaßt hat, ſo fehlt es am Gelde ſicher nicht. Unſere Blätter wimmeln von Anſprüchen auf die Wohlthätigkeit des Publikums, und bald darauf wimmeln ſie von Anzeigen erhaltener Gaben.

Es giebt ſehr viele Leute, welche immer eine offene Hand haben, das Geben als eine Art Abgabe von ihrem Vermögen betrachten, eine jährliche Summe dafür ausſetzen und dieſelbe nun hingeben, wie ſie können und mögen, ohne beſonders ins Auge zu faſſen, wem und für was ſie geben. Es gibt ſehr viele gutmütige Geber, die keinem Bettler widerſtehen können. Um dieſe drängen ſich die unverſchämteſten, ſchlauſten Forderer, reißen ihnen die Gaben faſt aus der Hand, wiſſen zu weinen und zu ſeufzen, Geſchichten zu erzählen und ſich elend zu machen, ſich zu empfehlen, daß einem ordentlich das Herz ſchlottert. Dieſe gutmütigen Leute ſind daher nicht Meiſter ihrer Gaben, wiſſen nicht, wer ſie erhält, wie ſie angewendet werden, ob die Gabe zum Sündengeld wird, oder ob ſie einen guten Geruch vor Gott hat. Das ſind Leute, welche die immer zahlreicher werdenden Bettler ernähren, die nie endenden Steuerſammler, denen Ziegen gefallen ſind; ja ein Mädchen lief um Steuer aus, weil ihnen am Morgen die Kaffeekanne geſpalten ſei. Dieſer Leute Gaben locken die Kinder von Haus zu Haus, von Sünde zu Sünde, bis ihre Seelen im Bettel verloren gehen; ſie nähren den Müßiggang, die Frechheit, die geheime Üppigkeit; ſie werfen ihr Geld in einen boden-

losen Schlund, in dem nur giftige Pflanzen wuchern. Sie haben dann sehr oft leere Hände, wenn eine gute Gabe von ihnen demütig gefordert wird. Wenn doch die Leute dächten, daß nicht Gaben Gott wohlgefallen, sondern das Herz, das die Gaben giebt, und daß Gott dem Menschen den Verstand gegeben, daß er ihn anwende auch im Austeilen seiner Gaben! Streut doch ja der Mensch Korn und Weizen nicht in die strömenden Wellen eines Flusses, nicht in den Kot der Straßen, nicht unter Dornen und Disteln, sondern in guten, ausgewählten Boden, warum denn seine Gaben leichtsinnig ihns Blaue hinaus, ohne Kümmernis, wohin sie fallen, was sie bewirken mögen? Wissen die Menschen denn nicht, wie ganz verschiedener Segen den Gebern von ihren Gaben zuwächst, wie die Geber ohne anders die Früchte ernten müssen vor Gott, welche ihre Gaben getragen, insofern bedachtes oder leichtsinniges Geben an den Früchten schuld war? Auf diese Weise wird jährlich eine Summe verworfen, verschleudert, die weit größer ist, als man sich denkt. Wenn nur ein Teil dieser Summe der Ausführung der dargestellten Idee zugewendet würde, so könnten viele Kinderseelen gerettet werden, die ihre Wohlthäter vor Gott loben und preisen würden, während diese Summe leichtsinnig gegeben in verlockten Bettelkindern Ankläger vor Gott ihnen erweckt.

Ihnen gegenüber stehen allerdings viele Mißtrauische im Geben, sie sind geprellt worden und wollen nur mit eigenen Händen Gaben zuteilen, wo das eigene Auge die Notwendigkeit erkannt hat. Diese mißtrauen in der Regel allen öffentlichen Aufforderungen, allen Anstalten, allem sogenannt Gemeinnützigen; bald halten sie eine Sache für eine Grille, bald für eine Prellerei. Leider liegen eine Menge Erfahrungen vor, daß zusammengebettelte Gelder auf das schnödeste mißbraucht werden, Steuren bei Brand oder Wassernot eine wahre Teufels-

ſaat ſind, daß in Anſtalten, wo frommer Sinn jeden Kreuzer zuſammenlegte und mancher Kreuzer von armen Witwen kam, das Geld auf heilloſe Weiſe verſchleudert wurde, das dritte Plättli eine merkwürdige Rolle ſpielte in der Geſchichte des Hauſes. Überhaupt giltet teure Wirtſchaft in ſolchen Anſtalten als ſchwerer Vorwurf und iſt es auch. Wo die Kinder jährlich auf fünfzig bis ſechszig Thaler und mehr zu ſtehen kommen, da entſtehen billig Bedenken gegen ſolche Anſtalten. Nun ſollen die Kinder in ihren Bedürfniſſen nicht verwöhnt, den untern Schichten der Geſellſchaft gleich gehalten werden, es ſoll ſtrenge Sparſamkeit im ganzen Haushalt herrſchen. Einen ſolchen ſparſamen, landsüblichen Haushalt können aber nur Einheimiſche, nicht Fremde führen. In dieſer Beziehung ſind Toggenburger und Appenzeller ſchon Fremde im Kanton Bern. Sollte aber ein in guter Anſtalt erzogenes Kind auch mehr koſten als zehn Thaler, wie man ſie an Mindersteigerungen hingiebt, — Leute, ſo bedenkt, ob ihr dieſes zum Vorwurf und gegen Armenanſtalten geltend machen wollt.

Allerdings giebt es viele Grillen in der Welt, und für viele Grillen wurde gebettelt: aber was hier vorgeſchlagen wird, iſt keine Grille, man unterſuche mit dem mißtrauiſchſten Blicke; man braucht auch das Geld nicht in fremde Hände zu legen, nicht für dieſes, nicht für jenes Haus bettle ich; man lege ſelbſt Hand an und reihe neue Familien eigenhändig an dem großen Werke. Ich bin aber auch überzeugt, wenn die mißtrauiſchen Leute ſich entſchließen, mit eigenen Augen zu prüfen, ſo werden ſie ſich überzeugen, daß dieſe Sache über der Mode, über der Politik ſteht, im reinen Gebiet chriſtlicher Liebe, wo zwiſchen Halblein und Guttuch kein Unterſchied mehr iſt, wo jeder brüderlich die Hand ſich bietet, wer es brüderlich mit den Brüdern meint. Ich bin überzeugt, ſie

faſſen es, daß bei großen Werken ein einzelner nichts vermöge, daß große Werke durch gemeinſame Kräfte ausgeführt werden müſſen, daß in dem Entziehen von allem Gemeinſamen doch eine Art Selbſtſucht liege oder wenigſtens eine Unfreundlichkeit, die wie eine Überhebung erſcheint oder wie eine Mutloſigkeit, die an Anderer Einſicht und Treue, an der Möglichkeit irgend einer allgemeinen Hülfe verzweifelt. Auch dieſe werden ſich anſchließen, wenn ſie ſich zum prüfen entſchließen, und gerade dieſe gebieten über große Mittel.

Dann haben wir eine große Menge, welche auch giebt und zu geben hat, aber bei dieſen hat das Geben immer die Liebe zum behalten zu überwinden. Es ſind bei ihnen, ich will nicht ſagen der Eigennutz, aber doch die Liebe zu dem, was man hat, der Kummer, nicht genug zu haben, vorherrſchend und bilden Schanz und Graben um Geld und Gut; und dieſe Schanz und Graben ſtürmt weder eine inwohnende Liebe zu andern, noch eine eigentümliche Begeiſterung: Schanz und Graben müſſen von andern geſtürmt werden, will jemand etwas von dieſen. Hat man von ihnen Gaben erobert, ſo kömmt es ihnen wie eine Niederlage vor, ein eigener Unwille ſchleicht ihnen durch alle Glieder, ſie können ſich von dem Gedanken lange nicht losmachen, wie fatal es doch ſei, immer die Hand im Sacke haben zu müſſen; ſie können die Hand lange nicht aus dem Sacke bringen, von der entſtandenen Lücke weg. Sie ſind reuig, daß ſie nicht weniger gegeben, und brummeln über den, tragen es ihm nach, der ſie zum geben bewogen hat. Und doch geben ſie, beſonders wenn die Namen auf Subſkriptionsliſten aufgefaßt werden.

Ja, von dieſen Leuten ſind noch viele zuweilen aufzurühren, zu entflammen, ſie kriegen recht großmütige Wallungen, und wenn jemand gleich bei der Hand iſt, ihre Rührung mit

einem Teller oder einer Büchſe aufzufangen, ſo klingt ſie reichlich und ſchön, dieſe Rührung. Iſt aber niemand bei der Hand und kömmt das kalte Blut wieder, ſo finden ſie, weniger ſei auch genug, finden das Wenige alle Tage noch zu groß, bis ſie endlich vielleicht ſchon am dritten Tage zu der Überzeugung gelangen, daß auch nur etwas zu geben die größte Thorheit wäre. Aber man klopfe nur mutig an dieſe Häuſer, man rühre dieſe Herzen um und um und halte raſch den Teller dar und faſſe die Gaben auf: betteln für andere darf der brave Mann, und unverſchämt geheißen zu werden beim betteln für einen heiligen Zweck iſt keine Schande. Wie der Eigennutz die Leute panzert, daß ſie nicht mehr rot werden können und ihre Herzen keine Schmach fühlen, ſo panzere man ſich mit der Liebe gegen alle Vorwürfe und Geſichter des Eigennutzes und laſſe am ruhigen Gewiſſen gleichmütig abprallen die Seufzer gepreßter Geldbeutel. Man würde ſtaunen über die Summen, die man zuſammenbringen kann, wenn einmal die Idee Boden faßt, man die Herzen in beide Hände zuſammenfaßt und ſich verſtändigt über das Werk, welches das eigentliche ſchweizeriſche Nationalwerk ſein ſollte, ein echt republikaniſches, ein echt chriſtliches. Man ſchrecke nicht vor ſeiner Größe zurück: wie oben geſagt, im kleinen Ländchen iſt es ſo groß nicht; ein kleiner Anfang ſoll niemand abſchrecken; wer Millionen gewinnen will, muß auch beim Kreuzer anfangen. Und wenn man nur alle Jahre einige tüchtige Menſchen ins Leben ſtellt: dieſe tragen wieder eigene Kräfte in ſich, ſind neue Faktoren, die dem Werke neue Ausdehnung geben, neue Hülfe bringen. Was an ihnen gethan worden, das werden ſie auch an andern thun wollen. Es trug mir dieſen Sommer ein Knabe von Schwyz nach Goldau den Haberſack. Er war bitter arm und nährte zum teil ſeine Familie. In Lowerz

ließ ich ihn einen Resten Brot mitnehmen, an dem er sichtbar hungrig abbiß. Ein klein Kind an der Hand seiner Mutter begegnete uns. Schnell teilte der Knabe sein Brot und drückte dem kleinen Mädchen die eine Hälfte in die Hand, das darüber gar holdselig lächelte und der Mutter die Gabe wies. Ich frug den Knaben in meinen praktischen Gedanken: Aber warum hast du das Brot nicht selbst gegessen oder es den Deinen nach Hause gebracht; du weißt ja nicht einmal, ob das Kind es nötig hat oder nicht? Herr! sagte mir der Knabe, als ich jung war, hat mir auch hier und da ein Mensch ein Stücklein Brot gegeben, und das hat mich dann gefreut, ich kann euch nicht sagen, wie, und da habe ich gedacht, als ich jetzt auch Brot hatte, es werde das Kind auch so freuen, wie ehemals mich, und gab es ihm. Und es hat's gefreut, es hat's gefreut, sagte er mit leuchtenden Augen.

Da dachte ich, daß noch immer den Unmündigen dieser Welt gegeben, was den Verständigen verborgen sei, und faßte neuen Mut zu dem großen Werke — denn wenn dieser unmündige, kindliche Sinn wieder gepflanzt werden kann, so wird er Berge versetzen, und mitten in den Morast sind Säulen eingerammelt, wo das Austrocknen beginnen muß, von wo es sich ausbreiten muß. Man pflanze sich also später wirkende, neue Kräfte, und was diese jungen und gesunden Kräfte vermögen werden, das kann man in fünfzig, in hundert Jahren sehen. Und was sind hundert Jahre im Völkerleben? Und wer nicht für hundert Jahre hinaus arbeiten kann, was wird der vor Gott sein, vor dem tausend Jahre wie ein Tag sind? Sollte hie und da der Glaube noch schwach sein, sollten die Mittel der Gläubigen zum Anfang nicht ausreichen, wohl aber Mut zum Anfang da sein, der Beweis vorliegen, daß sie das Rechte erkennen und es auf die rechte Weise versuchen: da

ſoll der Staat aushelfen ohne Zaudern, ohne Knauſern. Er ſoll zeigen, daß, wenn er auch das Werk nicht ſelbſt unternehmen kann, er denn doch ſeine Notwendigkeit erkenne und nicht nur Sinn habe für Wegknechte und Landjäger, ſondern auch für das Köſtlichſte im Menſchen. Es weiß eigentlich niemand beſſer, als die Regierung, wie groß die Armennot iſt; ſie hat Tabellen darüber, welche ihr über alles punktum Auskunft geben.

Indeſſen werden der Ausführung der Idee nie alle Menſchen zugethan werden, ſondern ihr widerſtreben mit all ihnen zu Gebote ſtehenden Mitteln. Ich rede nicht gerne von dieſen Leuten. Aber, wie man vor dem Beginn eines Kampfes den Feind ins Auge faßt und mißt, ſo müſſen auch dieſe Feinde gemeſſen werden, damit ihr drohendes Ausſehen niemand ſchrecke. Jedem Neuen ſteht eine große Maſſe entgegen und ſucht es zu hindern, und dieſe Maſſe hat Gott geordnet, man täuſche ſich darüber nicht. Sie iſt es, die Ordnung bringt und Beſonnenheit in den Fortſchritt. Ihr Widerſtand iſt die Rönnle, welche Spreu vom Kern ſcheidet, welche zum prüfen zwingt und zur Vorſicht, welche Zeit gewährt, Wurzeln zu faſſen und zu erſtarken, welche das Kind nicht mit dem Bade ausſchütten läßt oder, wenn es geſchehen, es wieder aufzuleſen zwingt: der in den Menſchen gelegte Verbeſſerungstrieb würde ohne ſie zur Neuerungsſucht werden, und dieſe würde in vierzehn Tagen mit Menſchen und Vieh, mit der ganzen Erde überpurzeln. In dieſer Maſſe, die allem Neuen, der Ausführung jeder Idee widerſtrebt, ſind nun eine Menge guter Leute, die es eigentlich gut meinen, die aber einen Gedanken nicht zu prüfen vermögen, die bloß das zu beurteilen vermögen, was ihre Augen ſehen, ihre Hände betaſten können, die endlich an das Neue ſich gewöhnen, wie ſie des Alten gewohnt waren.

Gegen dieſe fechte man nicht mit Gründen: die Anſchauung, die ihnen geboten werden kann, wird ſie nach und nach überwältigen und gewinnen.

Hingegen giebt es in dieſer Maſſe noch andere, die ich zeichnen muß einmal: vielleicht erkennen ſich die einen oder andern in dieſem Spiegel wieder und erſchrecken ob ihrem Antlitz. Es giebt eine Menge Menſchen, welche keine wohlthätige Ader im Leibe haben, welchen jede Anſprache Grimm und Weh verurſacht, welche nie freiwillig geben, ehrenhalben die einen zuweilen etwas, andere auch um der Ehre willen nichts. Es iſt bei dieſen Menſchen nicht immer nackter Geiz: oft eine übertriebene Sorge für ihre Familie, ein ſchnödes, unchriſtliches Überheben über ihre armen Brüder; ſie helfen höchſtens einem verarmten Vetter, weiter hinab auf die Canaille erſtreckt ſich ihr Mitleid nicht. Jedenfalls iſt da ein gänzliches Vergeſſen, daß wir alle unſere Güter von Gott nur zum Lehen tragen und jedem die Stunde ſchlagen wird, in der er Rechnung ablegen muß dem großen Lehensherrn da oben. Dieſe unbarmherzigen Leute werden aber natürlich weder zu ſich ſelbſt noch zu andern ſagen: Ich bin geizig, ſelbſtſüchtig, unbarmherzig, hochmütig, werden nicht in ſich den Grund des Nichtgebens ſuchen, nicht im Mangel chriſtlichen Sinnes den Grund, daß eine chriſtliche Idee ſie nicht zu ergreifen vermag; ſie werden den Grund ihres Nichtgebens in der Bettelei dieſer Zeit im allgemeinen und in jeder Sache, für die ſie angeſprochen werden, insbeſondere ſuchen. Dieſe ſind es, welche alle wohlthätigen Unternehmungen verdächtigen, Mißtrauen ſäen gegen dieſelben, ja, die hinter abſichtlichen Verleumdungen ihre Hartherzigkeit verbergen wollen. Sie wollen nicht mit eigenen Augen ſehen, wollen nicht alles ſorgfältig prüfen und gemachte Erfahrungen

unbefangen zusammenstellen; aber als ob sie alles gesehen, geprüft, erfahren hätten, brechen sie darüber den Stab, ziehen die Sache ins Lächerliche oder ins Absurde. Das sind die Leute, die auch diese Idee und ihre Ausführung bereits verdächtigen und verleumden, die weiß machen wollen, man erziehe auf diese Weise nur Taugenichtse und Schlingel, höchstens Agenten, man lese die schlausten Kinder aus und richte sie dann noch zu allen Streichen ab, und das sagen sie, wenn Tag für Tag ihnen gerade das Gegenteil davon vor Augen liegt. Sie verleumden den Sinn in solchen Anstalten, als ob er kein christlicher wäre; sie verleumden ihn, sie, die vorgeben, sie besäßen ihn; sie verleumden, denn sie haben sich nie die Mühe genommen, diesen Sinn zu untersuchen. Und wenn sie untersucht hätten, so wären sie kaum zu einer andern Meinung gekommen: denn wenn man ihren Sinn, den sie zu Tage legen, mit der Meinung, die sie von sich unbefangen äußern, vergleicht, so muß man zur Überzeugung gelangen, daß sie selbst noch nicht wissen, was christlicher Sinn ist.

Andere Menschen, welche nicht ohne Wohlthätigkeitssinn sind, streben der Ausführung dieser Idee entgegen, weil sie direkten Nachteil davon fürchten. Sie fürchten nämlich, die Kinder möchten so erzogen werden, daß sie auf mehr Lohn Anspruch machen könnten, daß die halbbatzigen Knechte und Mägde abnehmen müßten, daß sie zu größerem Lohn gezwungen würden. Aber, liebe Leute, was sind denn eigentlich halbbatzige Knechte wert?

Ein halbbatziger Knecht ißt gewöhnlich noch einmal so viel als ein vernünftiger, während der vernünftige nicht nur mehr und besser arbeitet, sondern denn doch imstande ist, den Meister zu vertreten, zu arbeiten zum Dank, ohne daß er

immer bewacht ist. Kommt, liebe Leute, doch einmal zur Einsicht, daß das Wohlfeilste gewöhnlich das Teuerste ist. Warum hat man auf den Höfen nicht Unterseenkühli? warum kauft ihr eure Pferde nicht von den Kachelfuhrleuten? Seid doch auch barmherzig! Ich kenne eine Magd, sie hatte zwanzig Franken, achthalb Thaler Lohn per Jahr, samt einem Paar Schuh und einem Hemde, und dafür mußte sie dreihundertfünfundsechzig Tage an Wind und Wetter sein, das Wüsteste ausstehen, verdarb dabei vielleicht für sechzehn Thaler Kleider. Bedenkt, was soll das mit dem Mädchen für ein Ende nehmen, mit welchem Mut soll es arbeiten, wie soll es die Treue bewahren in seiner Not? Ihr meint, Knechte und Mägde sollen immer gleich teuer bleiben; man sollte ihnen nicht mehr geben, als der Ätti und der Großätti ihnen gegeben? Aber warum verkauft ihr das Holz, die Butter, das Fleisch teurer, als Ätti und Großätti es gethan? Warum fordert man größere Hauszinse, als Ätti und Großätti? Warum giebt man weniger Land zum Pflanzen, als Ätti und Großätti? So kann das nicht gehen; so machen die Reichen die Armen immer ärmer, versperren ihnen selbst das ehrliche Fortkommen und müssen dann durch immer höher steigende Tellen ihre Sünden wiederum büßen. Zudem drängen immer mehr alle Dienstboten den Städten zu, wo bei weniger Arbeit größere Löhne sind. Diese Dienstboten sind aber wiederum schlecht erzogen, haben keinen sittlichen Grund, gehen in den Lastern der Städte unter und kommen aus denselben den Gemeinden als eine Last wieder zurück. So heben sich die Dienstboten nicht zur Selbständigkeit, sondern sie sinken unter und müssen von der Gemeinde getragen werden. Es ist daher eine wahre Wohlthat für das ganze Land, wenn man Menschen erzieht, welche ein Gleichgewicht zwischen dem

Werte der Arbeit und dem Werte der Produkte herzuſtellen vermögen, Menſchen, die nicht mehr wie das Vieh an die Scholle gebunden ſind, die auch die Arbeit des Landes nicht fliehen bei rechtem Lohn, die ihn aber auch in den Städten ſuchen können, ohne darin unterzugehen; wenn man überhaupt Menſchen erzieht, die ſich zu helfen wiſſen in allen Treuen, die aus den Dienſtjahren nicht als eine Bürde für die Gemeinden treten, ſondern als gemachte Menſchen, die das Fundament gelegt haben zu einem ſelbſtändigen Daſein. Wahrhaftig es würde der Bauer bei tüchtigen, aber beſſer bezahlten Arbeitern nicht nur nichts verlieren, ſondern er würde gewinnen, wenn er es recht bedenken wollte oder könnte.

Und wer Freude hat an halbbatzigen Dienſten, der wird ſie immerdar noch finden; er hat deswegen nicht nötig, an armen Kindern ſich zu verſündigen.

Andere zogen direkten, unmittelbaren Nutzen aus den armen Kindern, welche aus ihren Händen geriſſen, beſſer erzogen, ſelbſtändiger gemacht werden ſollen. Es ſind die Leute, welche dieſe Kinder verdingten, um ſie auszunutzen; die, welche ſie auf ihre Güter nahmen, um Knechte und Mägde zu haben, ohne ihnen Lohn geben zu müſſen, ſondern noch Lohn von ihnen ziehen zu können. Es haben viele ſolche Kinder bei ſich, machen ſie arbeiten von früh bis ſpät am ſchwerſten Ort, ſenden ſie äußerſt ſelten zur Schule, kleiden ſie auf das allerſchlechteſte, fluchen über jede Unterweiſung, welche ſie beſuchen müſſen, rechnen ihre Arbeit nichts, ſondern nur die ſchlechten Kleider und das ſchlechte Eſſen, laſſen es ſich bezahlen, und das arme Kind ſoll ſpäter das ſchlechte Eſſen, die ſchlechten Kleider wiederzahlen, ſeine Arbeit aber muß es verlieren. Und wenn es unterwieſen iſt, ſo ſoll es bleiben

am alten Ort, man lockt es, macht ihm einen ſüßen Mund, verſpricht ihm endlich Lohn, hält es ſo ein paar Jahre feſt: iſt der Lohn endlich bald fällig, ſo prügelt man es, daß es aus dem Jahre läuft und ſeinen Lohn im Stich läßt, oder beizt ihm fremde Sachen in ſein Trüglein, unterſucht dasſelbe vor Zeugen, jagt es als Schelm fort, oder die Frau thut beſonders zärtlich mit ihm, läßt ſich vom Mann überraſchen — und das arme Kind iſt verführt und um ſeinen Lohn betrogen. Alle die, welche ſo handeln — und ſolche giebt es, ich kenne ſie, könnte ſie beim Namen nennen, werden die erbittertſten Feinde ſein eines Unternehmens, wodurch dieſe armen, heillos mißbrauchten Kinder aus ihren verruchten Händen ſollen geriſſen werden. Sie werden nicht nur nichts dazu beitragen, ſondern darüber lügen, was ſie können. Sie werden das Unvollkommene, das in jedem menſchlichen Unternehmen liegt, ausbeuten auf die heilloſeſte Weiſe; werden jede Mücke zum Elefanten machen, was durch ein Nadelöhre geht, zu einem Kamel und werden, wenn das nicht hinreicht, lügen, heute dieſes, am andern Tag das Gegenteil. So ſagte einmal einer, der um Beiſteuer für ein ſolches Unternehmen angeſprochen wurde, er gebe nichts, das erhaltene Geld werde nur verſoffen, man führe ja alle Sonntage die Kinder in die Wirtshäuſer; das andere Jahr aber ſagte er, als er wiederum angeſprochen wurde, er gebe nichts, man gäbe den Kindern ihre Sache nicht, man ließe ſie verhungern: und die Kinder ſchoſſen auf wie junge Tannenbäume und blühten auf wie Äpfelbäume.

Am feindſeligſten dieſem Unternehmen gegenüber ſteht der Neid, dieſes grimmigſte, häßlichſte aller Laſter.

Der Neid, der von unten herauf kömmt, den die Armen ſelbſt gegen die äußern, die aus ihren Kloaken in eine beſſere,

reinlichere Welt versetzt werden sollen, die Gaben an sich ziehen, die sonst unvernünftig an Unvernünftige verschleudert wurden: dieser Neid ist nicht zu bekämpfen, wenig zu beachten, so wüst er auch ist, so oft er auch von den eigenen Eltern der armen Kinder ausgehen mag. Er wirkt wenig ein auf die öffentliche Meinung; er übt keinen Einfluß in den Behörden, keinen auf die Liebesgaben; er legt bloß Zeugnis ab, wie vorherrschend in dieser Klasse das Tierische ist, und wie grimmig sie losbrechen würde, wenn sie das Übergewicht erhielte. Der Neid aber, der das Untenstehende nicht zu sich herauf kommen lassen will, der Neid, der keinen Menschen, nicht geistig, nicht ökonomisch will aus den untern Klassen heraufwachsen lassen: dieser Neid ist's, über den ich noch einen Strahl meiner Blendlaterne will fallen lassen; denn der ist eigentlich in diesem Verhältnis der Antichrist. Es ist der Neid der Hochstehenden, der nicht gerne einen gemeinen Bürger reich werden sah neben den sogenannten alten Geschlechtern, der ihrer Bildung nicht nur keine Bedeutung gab, sondern sie verhöhnte oder die Wege dazu versperrte, der nicht will, daß aus einem Tauner ein Bauer werde, aus einem Ghusmann ein Hausbesitzer, der nicht will, daß Bürgerskinder oder Taunersſöhne einst den eigenen Kindern ins Licht stehen, in einer unabhängigen Stellung ein unabhängiges Wort zu gemeinsamen Angelegenheiten reden könnten. Dieser Neid waltet in Städten und auf dem Lande und trägt große Schuld an vielem Bösen und namentlich daran, daß den Armen nicht christlich und brüderlich aufgeholfen wird. Er findet es bald gut genug, was man für *solche* thut; er begehrt ihnen nicht aufzuhelfen, sie nicht auf festen Grund und Boden zu setzen; er füttert sie bloß ab, notdürftig, wie man Spatzen im Winter füttert, damit sie nicht Hungers sterben; er verschleudert sogar

das Geld an ſie, aber er wendet abſichtlich das Geld weder weiſe noch kräftig an ſie. Dieſer Neid will nicht, daß arme Kinder gut erzogen, ihre Fähigkeiten entwickelt, das in ihnen liegende Kapital frei gemacht werde. Solche D. Bettelbuben ſollten ihnen dann nicht ſpäter kommen und ihren Kindern befehlen; das wäre ihnen eine luſtige Sache, wenn ſolche mehr lernen ſollten, als Baurenſöhne; das werde einſt ſchön herauskommen, wenn man ſolchen alles anhänge, man ſei ſchon jetzt nicht vor ihnen ſicher. Ihre eigenen Kinder wollen ſie aber nicht beſſer erziehen, wollen ihre Mittel nicht an den Menſchen wenden, daß er etwas werde, ſondern die Mittel an ſich ſollen ihnen Ehre, Anſehen, Vorzug geben, und den armen Kindern muß der Fuß vorgehalten werden, damit ſie nicht einſt etwas werden, damit ſie nicht einmal in die Sache hinein reden. Nun giebt es ſolche Leute, mit ſolchem Sinn und Trachten, allenthalben; ſie ſitzen in Städten und Dörfern, in großen Räten und Gemeindſtuben und ſperren gegen alles, was man für die armen Kinder thun will. Mit dieſen Leuten iſt nicht vernünftig zu reden; gegen ihre altadeligen Vorurteile kömmt man mit Gründen nicht auf: deswegen auch würden einige lieber Heidenkindern, die über dem Meere wohnen, helfen, als eigenen Landeskindern, und andere würden Baurenkindern helfen, ſich ihrer annehmen, aber ihre Burgerskinder hätten ſich keines gnädigen Blickes zu tröſten. Das ſind ſogenannte Stockariſtokraten, und dieſen kann man es nicht begreiflich machen, was chriſtlich iſt, was des Vaterlandes Heil iſt, was vor unendlichem Unglück bewahren kann.

Und wenn die Welt in Trümmern ginge,
Wenn nur die eigene Naſe zu oberſt hinge!

Dies iſt dieſer Leute Wahlſpruch.

Ich bin überzeugt, wenn man diesen Leuten es auch mit Zahlen handgreiflich darthun könnte, daß einzig und allein auf diese Weise die Tellen verringert, verhindert werden könnten, daß die Armen die Reichen nicht auffressen, wie die sieben magern Kühe auch die sieben fetten gefressen zu Josephs Zeiten, daß, wenn sie jetzt die Hand böten zu einem gemeinsamen Werk, ihre Kinder und Kindeskinder vielleicht die Hälfte weniger tellen müßten: man würde sie nicht bewegen, sie würden sagen: man solle doch nicht Kummer haben für sie und zu seiner eigenen Sache sehen; sie hätten immer noch vermocht, zu zahlen, was man gefordert, und sie hofften, ihre Kinder und Kindeskinder werden es so gut als sie vermögen. Ja, sie wollten lieber noch einmal so viel tellen, als es je zulassen, daß solches Pack seine Finger in der Sache hätte. — Der Eigennutz ist groß in der Welt und ist wüst, aber wenn mit dem Eigennutz sich der Hochmut paart, so giebt das eine Ehe, vor welcher selbst dem Teufel graut.

Diese Leute alle werden gegen die Ausführung streiten, allein sie vermögen nichts gegen sie, als daß sie zur rechten Besonnenheit und Vorsicht treiben, als daß sie durch ihren Widerstand so recht zum Bewußtsein bringen, was man will, und was die Sache soll.

Wenn einmal diese Sache der Welt klar geworden, so werden unglaubliche Kräfte auf diesem Punkte sich vereinigen und Unglaubliches vollbringen. Denn wie viele sind denn doch noch unter uns, die glauben, daß im Tode nicht eine Vernichtung, sondern aus dem Tode ein Auferstehen sei zur Prüfung vor dem Vater! Und wer aufzuerstehen glaubt, möchte doch gerne das Bewußtsein mit sich nehmen, sich derer angenommen zu haben, welche Jesus hinterlassen unserer Liebe, damit wir seine Liebe gewönnen, möchte sein Scherflein

beigetragen haben zur Rettung einer Seele, die viele Sünden bedecket, möchte Zeugen gewinnen vor des Vaters Thron, die sein Lob redeten. Und freundliche Blicke wird der Vater sicher für die haben, welche das Reich Gottes kräftig und frisch aufrichteten in dem verpesteten Sumpf, in welchem der Teufel hauste, der ewige Drache, der auf das Verderben der Seelen lauert Tag und Nacht, welche unverzagt diesem Drachen zu Leibe gingen und ihn aus seinem hundertjährigen Neste trieben. Ich glaube aber nicht bloß an die Ausführbarkeit dessen, was Pestalozzi wollte, an die Möglichkeit, daß es sich gestalten könne, sondern das, was bereits vorliegt, giebt mir die Überzeugung, daß es sich gestalten werde; denn dieses liefert den Beweis, daß die Idee bereits ins Leben getreten ist, und zwar so vielfältig, aber vereinzelt, hie und da, daß wenn man das Vereinzelte in Zusammenhang bringt und vereint gegenüberstellt dem zu beginnenden Werke, man in freudiger Überraschung eine bereits kämpfende Macht erblickt, wo man nur Ohnmacht wähnte oder Träume oder grillenhafte Versuche: eine Macht, welche Siege erstreitet, Boden gewinnt und einmal vereint unaufhaltbar sein muß.

Siebentes Kapitel.

Die Ausführung.

Was Pestalozzi dachte, wünschte, was sein gelobtes Land ihm war, das versuchte Herr Fellenberg auszuführen.

Unstreitig gebührt Herrn Fellenberg nicht bloß die Ehre, sondern wirklich dankbare Anerkennung, den Gedanken, arme

Kinder aus der Schwüle der Armenſtuben, aus den Händen roher Verdinger zu nehmen und ſie durch eine tüchtige Erziehung für ein ſelbſtändiges Leben zu befähigen, dadurch der Armut zu begegnen, ihr das Krebsartige, Ausſätzige zu nehmen, zuerſt auf ſeinem Hofwyl verwirklicht und den Kindern in Herrn Wehrli einen eigentlichen Vater gegeben zu haben.

Die Wehrliſchule ward berühmt im ganzen Europa, zog königlich kaiſerliche Augen auf ſich, leiſtete den Beweis, daß man Arme erziehen könne ohne beſondere unterhaltende Geldmittel; aus eigentümlichen Gründen wollte dieſelbe im eigenen Lande nicht wurzeln, nicht die rechte Anerkennung finden. Es gebührt Herrn Fellenberg aber nicht nur die Ehre (und wo ihm Ehre gebührt, da ſoll ſie ihm auch gegeben werden in vollem Maße) dieſer Stiftung auf ſeinem Hofwyl, ſondern die vielleicht noch größere, daß er die Verwirklichung dieſer Idee nicht an Hofwyl knüpft, daß er auch nicht glaubt, in Hofwyl die Idee rein verwirklicht zu haben, ſondern daß derſelbe das Aufblühen von Familien zur Aufnahme armer Kinder nicht nur nicht hemmt, ſondern dazu aufruft, es fördert mit Wort und That, daß er das Gute in allen anerkennt, auch wenn dasſelbe nicht ſein Werk iſt, auch wenn es ſich in ſeinen Inſtituten nicht finden ſollte.

Mehrere Vereine, in deren Mitgliedern ein frommes Sehnen nach einer beſſeren Welt aufging, erwarben ſich großes Verdienſt um ſolche Anſtalten. Vielleicht entſprach das Gelingen nicht immer dem Willen, die Richtung wurde eine ſchiefe oder unpraktiſche; hier wurden Kinder für das Leben nicht abgehärtet, dort ſuchte man ſie der Welt, in welcher ſie doch einmal leben ſollten, ihr Brot gewinnen mußten, zu entfremden, durch beſondere Tendenzen zu vereinzeln. In-

deſſen, wie auch die Richtung läuft, derſelben liegt die rechte Idee zu Grunde, ihre Vorgänge brachten viele Erfahrungen, ihre Opfer verringern ſich noch immer nicht, ſie fließen unermüdlich und ſollten manchen wecken, der dieſe Leute verachtet, viel redet vom Vaterland und Vaterlandsſinn, der aber nur redet und daher den Verdacht erweckt, als ob ſolche Reden der Köder ſeien an einer Angel, mit dem er etwas angeln möchte, etwas, eine reiche Braut vielleicht, eine einträgliche Stelle meinethalben, einen Präſidentenſtuhl ſogar.

Die praktiſchen Glarner faßten es auf und verſuchten mit Glück zwei Würfe mit Einem Steine: ſie verſuchten, durch Entſumpfen von Land Menſchen zu entſumpfen; die Zürcher machten Proben; die hochherzigen Appenzeller, deren Ländchen ein armes heißt, wo es aber für Gemeinnütziges, Wohlthätiges Hunderttauſende ſprudelt, und zwar Gulden, wie in keinem andern Lande Europas, nicht einmal in England, griffen die Sache auf, ſtellten ſie mächtig ins Leben, und auf ihr ruht ſichtbarlich Gottes Segen. Dieſe Idee drang auch nach Deutſchland hinüber, hinab bis da, wo außerhalb Hamburg das Rauhe Haus liegt, eine Freiſtätte für verwahrloſte Kinder dieſer in vielen Beziehungen freien Stadt. In Würtemberg beſonders ſucht der König ſolche Freiſtätten aufzurichten; die Landſtände Sachſens ſetzten ſich auch, angetrieben durch den ehrwürdigen Diakon Lange, ein bleibend Denkmal, während Baierns König Abgötterei treibt und Klöſter baut, vor ſeinem Bilde knieen läßt, ſich bald anbeten läßt und vielleicht noch ſein Bildnis als Altarblatt in die neu erbauten Kloſterkirchen ſchenket.

Es iſt ſieben Jahre her, daß man im Kanton Bern ſo recht lebendig von den Armen, ihrer Not, ihrer Abhülfe zu ſprechen begann, daß man auf Rettungsmittel ſann. Je größer

das Geschrei der Armen nach Hülfe, der Reichen nach Beistand zu dieser Hülfe, je heilloser die Verwirrung oder Verirrung in der Armenbehandlung ward, je weniger der Staat, ich will nicht sagen, zu handeln, sondern nur zu reden wagte in dieses Geschrei hinein (vielleicht, weil er just nicht wußte — was?) desto mehr drang sich einzelnen die Einsicht auf: wie das Größte und Herrlichste immer aus dem freien Willen einzelner ausgegangen sei, so müßten auch diesem Feinde einzelne in frommer Einigkeit, in kühner Begeisterung begegnen, wenn er überwältigt werden solle, und daß er überwältigt werden könnte, gab ihnen der Glaube Zeugnis, der nie an das Verderben glaubt, wo der Mensch sich helfen will und dazu Gottes Hülfe sucht.

Es entstund im Kanton Bern der Verein für christliche Volksbildung. Dieser Verein wurde durch die Not der Sache wie durch eine unsichtbare Macht vom allgemeinen Zwecke weg auf den besondern der christlichen Armenerziehung gedrängt und machte endlich dieselbe ausschließlich zu seiner Aufgabe. Er fand im Anfang gar nicht Anklang, die Sache selbst nicht, der Verein nicht; er wurde mißtrauisch angesehen zu Stadt und Land. Den einen erschien er wie eine politische Grille, den andern als eine pädagogische; andern schien sein Treiben ein rationalistisches, ungläubiges; andern kamen die Steuern, um die er bat, vor wie eine neumodische Abgabe, eine verblümte Telle. Die oben gezeichneten Feinde erhoben ihr Geschrei mit Macht und schüchterten dadurch eine Menge, die sich immer den lautesten Tönen zuneigt, ein, machten andere mißtrauisch, und viele, die keinen andern Halt haben und suchen, als die Gunst der blinden Masse, ließen auch ihre Trompeten dagegen ertönen.

Aber die Freunde der Sache erschraken nicht, scheuten

den geringen Anfang nicht: ſetzt man ja auch die Bäumchen klein und zart, die groß und mächtig werden ſollen. Der Verein ſchritt zur That im Vertrauen auf Gott, im Glauben an gute Menſchen, im Glauben an das Gute im Menſchen, auch dem niedrigſten und jämmerlichſten, das nur auf Erlöſung wartet, auf erlöſende Hände, um zu keimen, zu wachſen, gute Früchte zu tragen da, wo ſonſt nur Unkraut wucherte. Wo ehedem Ritter Schlöſſer bauten zu weiter Überſicht nach zu raubenden Gütern, zu fahenden Menſchen, zu ſicheren Herbergen des Raubes und der Räuber: da erheben ſich als tröſtende, verſöhnende Lueg-ins-Land Freiſtätten für arme Kinder und winken herein übers Land, aufzuheben die an der Erde klebenden Augen heiteren Höhen zu, aufzuheben die im Schlamme der Erde ſich wälzenden armen Kinder, ſie emporzutragen auf die freie Höhe, näher dem Himmel zu. Da oben ſollen ſie geneſen, ſich aufrichten, ſollen ſpäter als Kinder des Himmels, kräftig, rüſtig, fromm, wieder in der Erde Thäler niederſteigen und da als treue Knechte des Lebens warten, bis der Herr ſie von ihrem Tagewerk für immer nach oben ruft. Die beiden Familien zu Bättwyl bei Burgdorf, im Saal bei Sumiswald bildeten ſich zuerſt; denen ſchloſſen ſich die in Rütti bei Bern für Mädchen, in Langnau für Knaben an; es blüht eine neue bei Wangen auf, und eine andere iſt noch am Geborenwerden. Im gleichen Zeitraume entſtund die Muſterſchule beim Seminar in Münchenbuchſee, in der arme Kinder eigentlich nicht bloß geſchulet, ſondern erzogen werden; wurde ſeither als dem Zwecke nicht entſprechend aufgehoben. Die beſondere, vom Staate geleitete Gemeinde der ſogenannten Landſaßen, d. h. Leute, die im Lande ſitzen ohne Bürgerrecht an einem beſtimmten Orte, erhielt zwei Anſtalten zur Entſumpfung ihrer Kinder: in Köniz

eine für Knaben, für Mädchen eine zu Rüeggisberg. So werden gegenwärtig im Kanton Bern (Hofwyl nicht einmal gerechnet, ſo wenig als die erſt im Werden begriffene, von der Schweizeriſchen gemeinnützigen Geſellſchaft geſtiftete Anſtalt in der Bächtelen bei Bern für verwahrloſte Kinder) über vierhundert Kinder dem Elende entzogen und einem chriſtlichen, tüchtigen Leben entgegengeführt. Das iſt denn doch eine Zahl, welche Mut einflößen ſoll den Schwachgläubigen, daß da wirklich etwas abzubringen ſei auf dieſe Weiſe, und noch ſind die möglichen Hülfsmittel bei weitem nicht alle in Fluß gebracht; noch iſt das begonnene Werk in ſeiner Idee, Bedeutung und Einheit den wenigſten klar vor die Augen getreten. Und wenn auch die Liebe nicht größer würde, die Zahl der aufzunehmenden Kinder nicht vermehrt werden würde, ſo würde doch ſicher ſchon dieſe Anzahl ein heilender Sauerteig für unſer Volksleben.

Wenn man rechnet, daß Kinder im Durſchnitt ſechs Jahre in einer Anſtalt bleiben, ſo treten mithin alle Jahre ſechsundſechzig aus. Wir wollen nun rechnen, daß von dieſen dreiunddreißig wirklich gerettet wurden, während die andere Hälfte entweder in ihrem früheren Zuſtande nicht verloren gegangen wäre oder jetzt noch verloren geht: ſo ſind doch alljährlich dreiunddreißig gewonnene Kinder eine herrliche Beute, wohl noch viel größerer Anſtrengung wert, denn was iſt eine Menſchenſeele wert! Aber nicht nur an und für ſich ſind ſie von unnennbarem Werte, ſondern auch in Beziehung zu ihren Mitmenſchen. In jedem dieſer Kinder ſoll ein Mitkämpfer gewonnen ſein gegen des Volkes Verderben, ein neues, beſſeres Element eingeſchoben ins Volksleben. Und wenn dieſes Kind einmal eine Familie ſtiftet und mit dem gewonnenen Geiſte ſie belebt, ſo rechne man doch nach, ob in einer Reihe

von Jahren das Volk nicht auf eine sehr bemerkbare Weise erneuert werden könnte. Besonders wenn dann noch in jeder andern Beziehung das Heil der menschlichen Seele besser ins Auge gefaßt, von oben herab mehr Wert darauf gelegt, wenn alles Treiben nicht bloß gerichtet würde auf das Flüchtige und Vergängliche, sondern bezogen würde auf den Urgrund aller Dinge, auf das Alpha und Omega.

Diese vierhundert Kinder kosten ungefähr vierzigtausend Franken, wenn man durchschnittlich die Kosten für ein Kind zu hundert Franken anschlägt. Man rechnete sonst wenigstens hundertfünfzig Franken; in andern Ländern sind sie vielleicht noch höher. Sie sinken aber, so wie die Familien erstarken, die ersten schweren Jahre der Einrichtung überwunden, die Kräfte der Kinder entbunden sind, der Boden dankbarer wird, immer tiefer. Es giebt Anstalten, in denen die Kosten für ein Kind nicht mehr hundert Franken betragen, wo sie Jahr um Jahr noch sinken, also immer mehr Geld frei wird zur Errichtung neuer Familien, auch wenn die Quellen nicht reichlicher fließen sollten. Freilich mag es auf dem Lande, wo man Kinder für zwanzig Franken verdinget, manchen erschrecken, wenn er von hundert Franken hört, mag ausrufen: Ohä, da machen wir es doch wohlfeiler; das ist ja ein unerhört Geld; dafür könnte man fünfmal mehr Kinder verdingen; das heißt die Kosten für die Armen mutwillig vermehren, das Geld in Bach werfen! Aber sind nicht eben die zwanzig Franken in den Bach geworfen, welche man zahlt, um ein Kind auf das heilloseste verwahrlosen zu lassen? Wenn ein Kind um seine Seele gebracht wird, um jedes Lebensglück, und man zahlt dafür noch zwanzig Franken: ist das nicht nur zwanzigmal, nicht nur hundertmal, sondern hunderttausendmillionenmal zu teuer bezahlt?

Das werd nit fövli machen, wird mir mancher Kaltblütige ſagen. Wohl, das macht fövli, Hans Joggi! würde ich ihm ſagen: Warte nur, wenn du einſt vor Gott ſtehſt, wenn du ihm Rechenſchaft geben mußt über dein Thun und Laſſen, dann wirſt du es gewahr werden, was für ein Unterſchied es iſt, eine Kinderſeele verwahrloſt oder gerettet zu haben, dann würdeſt du nicht nur hundert Franken, ſondern Finger um Finger, Blutstropfen um Blutstropfen geben wollen, um ein Kind, das du haſt verwahrloſen helfen, zu retten — aber dann wird es zu ſpät ſein, Hans Joggi. Darum denke daran, während es noch Zeit iſt, Hans Joggi! — Und daß in dieſen unter uns aufblühenden, unſerer Zeit ſo eigenthümlichen Familien Kinder gerettet werden, das hoffe ich nicht nur, ich glaube es auch.

Wer in eine derſelben trittet, fühlt gleich etwas Heimeliges, Anſprechendes; wohlig wird es ihm ums Herz, und er ſagt wohl zu ſich: Hier möchte ich Hütten bauen. Und wenn er weiter geht, ſo brennt ihm das Herz, er wälzt in ſich Pläne und Vorſätze zur Beförderung dieſer Familie, und manchmal noch im Traume wird er des Geſehenen nicht los. Wer darin herum geht, ſieht wohl dieſes und jenes, welches er anders möchte, ſieht eine Seite mehr ausgeprägt als die andere, hört vielleicht nicht die rechten Antworten auf ſeine Fragen oder eine ihm nicht gefällige Methode in irgend einem Fache vom Munde des Vaters. Aber er ſieht allenthalben fröhliche, muntere Kinder, nicht mehr das Stupide, Tieriſche auf ihren Geſichtern, welches arme Kinder ſo häufig bezeichnet. Er ſieht in ihrer Haltung das Gefühl, daß ſie Menſchen ſeien, ſieht in ihrem Aeußern eine Reinlichkeit, welche Tag für Tag die Kinder mahnt, auch inwendig rein zu werden. Er ſieh allenthalben ein mehr oder weniger gelungenes Streben, der

Seelen der Kinder ſich zu bemächtigen und ihnen eine beſtimmte, menſchenwürdige Richtung zu geben: er ſieht alſo mehr, als man in den meiſten Ehen wahrnimmt, er ſieht nicht nur das äußere Leben geordnet, ſondern mit Bewußtſein auf das innere Leben eingewirkt.

Die meiſten Menſchen vergeſſen fort und fort die innere, unſichtbare Welt, die der Menſch in ſich trägt, an der er mit ſchöpferiſcher Kraft arbeitet ununterbrochen; ſie ſehen nur auf das ſichtbare Thun und Laſſen und verſuchen, dieſes mit Worten und Schlägen bei ihren Kindern zu beſtimmen. Es ſchiltet der Vater, es keift die Mutter; dieſe ruft früh aus dem Bette, jener jagt raſch an die Arbeit; er tadelt Fleiß und Geſchick, während die Mutter kapitelt über die heutige Welt im allgemeinen und die Kinder insbeſondere — und wenn ſie das gethan haben, ſo ſagen ſie, ſie hätten ihre Kinder recht erzogen, ſie wüßten es einmal nicht beſſer zu machen. Und während ſie ſo erziehen, haben ſie ſelbſt die Fackel ins kindliche Gemüt geworfen, welche die Sünde in ihm zur hochlodernden Flamme bringt. Sie haben die innere Welt vergeſſen und drücken auf derſelben ihr verdorbenes, in Sünden ergrautes Weſen Tag für Tag immer nachdrücklicher ab. Sie erwecken im Kinde durch Reden und Vorbild die Sinnlichkeit; ſie zeugen ſelbſt in der Seele des Kindes die böſe Luſt, welche mit ſündigen Bildern gaukelt, bis dieſe Bilder mächtig werden, Leben und Geſtaltung fordern (wie nach der Lehre Mahomeds gemalte Bilder von ihrem Bildner eine Seele fordern), bis ſie ins Leben hervorbrechen als wirkliche Sünde, als jedes Hausglück verunſtaltende Gebilde.

Dann flucht der Vater, heult die Mutter; ſie heben ihre Hände auf gegen das arme, ſündige Kind: ſie begreifen nicht, daß ſie ſelbſt es waren, welche desſelben inneres Leben ver-

gifteten, daß nun eigentlich gar nichts anderes zum Vorschein gekommen, als der Same, den sie selbst in dieses innere Leben geworfen, daß nur der Brand aus dem Dache herausgeschlagen hat, den sie selbst unter dem Dache angebrannt. Es ist das gar nichts anderes, als worauf der Heiland den Pharisäern deutet, wenn er sagt: Aus dem Herzen kommen heraus arge Gedanken, Todschläge, Ehebrüche Hurereien, Diebstähle, falsche Zeugnisse, Lästerungen. Nun ist offenbar das das Schwerste, aber auch das Höchste in der Erziehung: Meister zu werden dieses innern Lebens, die Gedanken der Kinder zu erzeugen und zu richten, Herr zu werden des höchsten in ihnen, ihrer schöpferischen Kraft.

Es gleichen die Kinderherzen Wienerflügeln, sind unendlich leichter noch zu verstimmen, und auf diesen Instrumenten sollten Eltern Meister sein, nicht bloß die Instrumente kennen, sondern auch die eigene Hand meistern, daß sie nicht Saiten zerbricht, falsch anschlagen läßt, gedankenlos sie mißhandelt, die eigene Aufregung die armen Saiten entgelten läßt.

Ich möchte noch ein ganz anderes sagen: mir kömmt fast vor, als ob in den Kinderherzen zwei Minen verborgen lägen und beide ihre Brandröhren hinaufsendeten auf die Oberfläche: die eine Mine birgt die böse Kraft, von welcher jede Bewegung ausgeht, welche alle andern Kräfte in Bewegung setzt, welche auf des Herzens Grund es glitzern und funkeln läßt in nimmer ruhender Abwechslung, wie in eines Kaleidoskops merkwürdigem Bauche; in der andern Mine ruht die schlummernde Gotteskraft, welche aufbrechen soll im Menschen wie die Sonne über der Erde, welche strahlen und glühen soll im Herzen durch des Herzens Spiegel, des Menschen Auge, in alle Verhältnisse hinein, welche in einer eigenen Richtung den Menschen trägt durch die angefachte Begeisterung einem

hohen Ziele zu. Nun fährt der Erzieher, er mag es wiſſen oder nicht, mit brennender Lunte am Kinde herum. Weh ihm, wenn er blindlings tappet; zweimal weh ihm, wenn er nicht weiß, was er will. Denn unter ſeinem Tappen tappt er auf die offene, weite Röhre, welche zündet in das Böſe hinunter — und in wild wirbelnden Flammen ſteht des Kindes Herz: in feurigem Bogen ſprüht aus ihm empor die Luſt und der Neid und die Selbſtſucht und die Eitelkeit und das Jagen nach allem, was dem gierigen Auge die wechſelnde Erde vorführt, und das iſt die inwohnende Hölle, deren Feuer nicht erlöſchen will. Wohl ihm aber und dreimal wohl, wenn er mit Vorſicht und heiligem Eifer die Zündröhre ſucht und findet, die nicht zu Tage liegt, ſondern geſucht ſein will, die hinunter führt in das Heiligtum, wo die Gotteskraft auf die Erlöſung harrt. Einmal berührt, leuchtet ſie auf, durchglüht das ganze Weſen des Menſchen und wölbet ihm ſein Herz zu einem heitern Himmel, an welchem der Abglanz des ewigen Sabbaths ſchimmert, von welchem Mut und Kraft, Friede und Freude träufeln wie himmliſcher Tau. Doch das iſt ein Myſterium, das die Ahnung auffaßt aus dem wunderbar geheimnisvollen Reiche der Rätſel, welches uns umgiebt; mit Worten drückt man ſich nicht aus, weckt höchſtens die Ahnung auch in des Bruders Bruſt.

Äußere Zucht und Ordnung dürfen daher nie die Hauptſache ſein in der Erziehung; ſie wirken oft nicht einmal ſo lange, als die Eltern über die Kinder die Rute ſchwingen. Darum ſchlagen Kinder ſtrenger Eltern oft ſo fürchterlich über die Stange; darum werden oft Kinder braver, liebender, aber ſchwacher Eltern die fürchterlichſten Quäler derſelben, eben weil ſie in ihrer Schwäche Anlaß gaben, ja es ſelbſt entzündeten, das innere zuchtloſe Gedankenſpiel. Wer aber traf und

zündete das Göttliche, dem ſprudelt nun aus reiner Quelle das innere Leben zu ſchönen Geſtaltungen, der hat im Herzen ſelbſt entbunden den Quell zu allem Schönen und Guten, dem verderbt die Welt ſeine Kinder nimmer; ohne Rute finden ſie den Weg: er kann ruhig ſein Haupt hinlegen zum Tode.

In höheren Ständen wird im Kinde faſt von ſelbſt ein Streben geweckt. Schon das Reden von Papa und Mama weckt in ihm den Sinn, etwas zu werden in der Welt, ſo viel zu werden, als dieſe und jene, oder ſo reich als ſie, giebt ihm Begierde nach einer gewiſſen Stellung in der Welt, einem beſtimmten Beſitztum. Es iſt dieſes nur ein irdiſches Streben, das ſehr ſchlimm werden kann, aber es iſt doch immerhin ein Streben nach Vorwärts, nach oben.

In den unterſten, armen Ständen, bei ihrer Troſtloſigkeit, Mutloſigkeit, Verſunkenheit iſt nun aber gar kein ſolches Streben, wird kein ſolches erregt; es bildet ſich nur der Sinn, ſich nach Luſt und Belieben im Kote zu wälzen, wo er am tiefſten iſt, am meiſten ſtinkt. Dieſer troſtloſe Zuſtand iſt früher deutlich bezeichnet worden. Aus dieſen Klaſſen kommen die meiſten Kinder in die Anſtalten; alſo nicht nur ohne ein Streben nach Aufwärts, nach etwas Beſſerem, ſondern die meiſten bereits innerlich verwahrloſt; denn wo nichts Gutes iſt, da iſt etwas Schlechtes; leer iſt kein Herz. Jetzt ſieht man bereits den meiſten Kindern an, daß eine neue Macht ihr inneres Leben erfaßt hat. Man ſieht nicht mehr die toten Geſichter, die haltlos zuſammengefallenen Geſtalten, denen Centner auf dem Rücken, Centner an den Beinen zu hängen ſchienen. Eine Morgenröte iſt auf denſelben aufgegangen, es blitzt auf denſelben wie Sonnenſtrahlen im Morgentau; man begegnet feſten, nicht trotzigen Blicken; eine innere Kraft hebt die Geſtalt, ſpringfederig bewegen ſich die Glieder.

Offenbar ſind ſie nicht mehr in dem inneren Zuſtande, in welchem ſie in die Familien aufgenommen worden; eine Kriſis iſt in ihnen vorgegangen, eine eigene Macht hat ſie emporgehoben. Es iſt der Glaube in ihnen eingekehrt, daß ſie auch Gottes Kinder ſeien, auch auf dieſer Welt nicht von ſeinem Segen ausgeſchloſſen, nicht ausſchließlich zu Not und Jammer geboren. Es iſt das Vertrauen bei ihnen eingekehrt, daß auch ſie der Vater mit Kräften ausgerüſtet, und daß dieſe Kräfte ihnen zu etwas helfen werden in der Welt. Man ſieht ihrer ganzen Haltung an, daß in ihnen der Glaube lebt, etwas werden zu können, daß ihre Träume Bilder füllen einer ehrenhaften, ſtattlichen Zukunft, daß Pläne und Vorſätze ihr Nachdenken feſſeln. Es ſieht fröhlich aus in ihren Herzen, denn roſenrot taucht vor ihnen die Zukunft auf; darum mögen ſie auch ſingen und ſpringen der fröhlichen Zukunft entgegen: wem die Zukunft entgegen ſich türmt wie eine ſchwarze Wetterwolke, der mag nicht ſingen, nicht ſpringen, der ſchleicht und weint dem drohenden Gebilde entgegen.

Es möchten hier vielleicht Leute tadelnd auftreten, das eine verkehrte Heilsordnung nennen, welche nur zu weltlichem Sinn und weltlichem Stolz führe. Demütige, zur Erde gekehrte Geſichter möchten dieſe, auf denen lauter andächtige Seufzer zu leſen wären. Ich will nicht disputieren, daß vielleicht im Rauhen Hauſe zu Hamburg bei der dort aufgenommenen Gaunerbrut, in welcher bereits eine merkwürdige Selbſtändigkeit, eine Art Selbſtgefühl entwickelt iſt, Buße und Zerknirſchung erweckt werden müſſen, daß ihnen das Gefühl beigebracht werden muß, daß ſie eben nichts ſeien, wenn nicht eine andere Kraft bei ihnen einkehre. Ich habe darüber keine Erfahrungen, möchte daher auch nicht ſtreiten ins Blaue. Aber unſere niedergedrückten Burſche, die freilich auch böſe ſind,

deren Bosheit aber ohne System ist und nicht ins Bewußtsein getreten, die aber als arme Kinder unter einer furchtbaren Trostlosigkeit, Schlaffheit, Mutlosigkeit darnieder liegen, sie müssen vor allem aus an der Brust der Liebe erwarmen zu Mut und Freude. Man kann doch wahrhaftig die Heilsordnung für verstockte Sünder nicht auf die Jugend durchweg anwenden, kann die Heilsordnung nicht vorschreiben wie Maß und Gewicht, wie König Friedrich seiner Potsdamergarde die Zöpfe. Ich habe auch in Anstalten Kinder mit sogenannten demütigen Gesichtern gesehen, mit dem bekannten Niederschlag und Aufschlag der Augen. Aber eben da kam mich Traurigkeit an. Da sah ich, daß nur auf die Gesichter, nicht auf die Herzen gewirkt worden, daß man das Unnatürliche den Kindern wohl auf die Gesichter prägen, aber damit keine gesunde Kraft in den Herzen erwecken könne: ich sah hinter der neuen Tünche die alte Sünde wohnen. Wenn ich scharf in die übertünchten Gesichter sah, so erblickte ich hinter denselben ein wüstes, giftiges Tändeln mit Lust und Sünde, aber keine Kraft und Lust zur Arbeit, zum Sichselbständigstellen in der Welt, wohl aber Lust und Glauben, auf andere Leute Kosten fortzuleben in der Welt. Ich sah hinter den neuen Gesichtern den alten schmählichen Bettlergeist, der nach jedem Genuß gierig hascht, aber von der Gnade leben will und diese Gnade als ein Recht fordert. Ja, wir leben durch Gottes Gnade in der Welt, aber eben diese Gnade hat uns mit Kräften ausgestattet. Wie wir nun an Gott glauben, so sollen wir auch an unsere Kräfte glauben, sollen glauben, daß sie uns durch das Leben zu tragen vermögen, daß es eine der größten Sünden, eine Verleugnung von Gottes Gnade sei, das erhaltene Pfund zu vergraben und als Schmarotzerpflanzen das eigene Leben nur aus fremden Leben saugen zu wollen. In der

Jugend muß dieſer Mut zum Leben, dieſer Glaube an unſere Kräfte, dieſe Rüſtigkeit zum Kampfe mit dem Leben gepflanzt werden; ſie müſſen aus den Augen leuchten, müſſen tragen das ganze Weſen des Jünglings und der Jungfrau. Notwendig müſſen dieſe Kräfte in die Kinder gebracht werden, damit ſie nicht nur träumen von einer beſſern Zukunft, nicht bloß meinen: weil ſie jetzt beſſer erzogen werden, ſo müßte es ihnen ſpäter von ſelbſt beſſer ergehen; weil ſich die Menſchen jetzt beſondere Mühe mit ihnen geben, ſo berechtige das ſie ſpäter auch zu um ſo größern Anſprüchen. Da würden ſie ja gerade in die Frechheit der Bettler fallen, welche, weil ſie einmal eine Gabe erhalten, die zweite als ein Recht fordern; ſie würden fallen in die früher geſchilderte Schwindelei dieſer Zeit, die eine beſſere Zukunft nicht erarbeiten, ſondern erhaſchen will. Wohl muß der Glaube an eine Ernte da ſein, wenn man die Ausſaat beſchicken ſoll; aber eben, daß Ernten nicht herumfliegen wie gebratene Tauben, ſondern daß der Menſch nur ernte, was er ſäe, das müſſen die Kinder faſſen lernen. Sie müſſen wiſſen, daß jeder Tag ein Samkorn iſt, die Gegenwart nichts anderes, als dieſe in der Vergangenheit ausgeſäeten, jetzt ſproſſenden Samkörner, daß in tauſend Tagen, vielleicht erſt in tauſend Wochen der heutige Tag ihnen wieder auferſtehen werde als gute oder böſe Frucht, je nachdem ſie ihn zu Ende und unter die Erde gebracht. Es muß alſo ihr gelichtetes inneres Leben ſie zum Bewußtſein bringen, daß nicht das Sein in der Anſtalt ihre Bilder verwirkliche, ſondern ihr eigenes Thun: und aus dieſem Bewußtſein ſoll der Trieb zur Arbeit hervorgehen, der gerne und viel ſchaffet, ſeine Kräfte anhaltend und an ſchweren Dingen übt, um ſpäter um ſo tüchtiger ins Leben hinaustreten, mit dem Leben ringen zu können.

Aufheben muß man die armen Kinder, nicht noch tiefer drücken in den Schlamm hinein, und dann seine oder, wie man sagt, Christi Kraft an ihnen zu erpröbeln; das scheint mir Gott versucht, und hundert Beispiele rechtfertigen mein Meinen.

Aufrecht hat Gott den Menschen erschaffen; vorwärts, aufwärts soll er schauen: das scheidet ihn von der ganzen Tierwelt. Aufrecht muß man zu stellen wissen, wenn man versunkene Menschenkinder zu Gotteskindern machen will. Das ist das erste.

Das ist's nun, was mich freut, wenn ich eine unserer Anstalten betrete, daß die Kinder aufgerichtet sind, daß sie aufwärts sehen, daß sie mit ihrem ganzen Wesen eingetreten scheinen in den Grundsatz: daß die Armut nicht bloß gefüttert, sondern abgegraben werden müsse, und zwar dadurch, daß die Kinder der Armen sich selbst durch die Welt helfen können. Aber zum ersten darf das zweite nicht fehlen. Ohne das zweite hätte man allerdings an die Kinder nur eine polierte Handhabe angeschraubt statt der früheren kotigen, an welcher der Teufel sie etwas anständiger, fast wie andere gebildete Leute, fassen könnte. Dann allerdings träfe die Anstalten der Vorwurf: sie bildeten die Kinder nur weltlich, machten ausschlauen Buben nur noch schlauere. Sie würden allerdings nur Selbstsüchtlinge bilden, denen ihre Stellung in der Welt die Hauptsache wäre, die nur an sich dächten, die, wenn sie ein Fortkommen in der Welt erblicken würden, das Maul wischten, gingen, ohne des Vergangenen und des Empfangenen je zu gedenken, ohne zu denken, an ihren Kindern zu vergelten, was sie von den Brüdern empfangen, die Familie zu nähren, wie die Familie früher sie genährt.

So würde man nur Leute bilden, wie man sie bereits

zu tausenden hat: die zu arbeiten wissen, die schwitzen um Geld und Gut, die pfiffig sind auf Markt- und Kirchwegen, denen aber jahraus jahrein nie der Sinn an ihre Seele kömmt, geschweige denn ein Empfinden von geistigem Hunger und Durst; Leute, die vergessen, was sie gewesen, um so mehr die Armen verachten, je mehr sie sich jetzt dünken; Leute, wie sie zu tausenden durch ihre Selbstsucht die eigenen Familien zerstören, wie sie zu tausenden ihre grauen Eltern mit Jammer erst auf die Gemeinde und dann in die Grube bringen, während sie selbst sehr oft hoch leben und in Freuden. Was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und litte Schaden an seiner Seele? Was hülfe es den Kindern, wenn man sie aus zeitlicher Armut zöge, um sie zum ewigen Verderben ihrer Seele abzurichten? Nein, wenn sie einmal aufgerichtet sind, gesunder Boden unter ihren Füßen ist, dann muß über sie das Bewußtsein kommen, daß sie nicht bloß einen Leib haben, der zu nähren sei; daß sie nicht bloß für sich da seien, um sich bequem durch die Welt zu schlagen, sondern daß sie für ein ewiges Leben bestimmt, nicht bloß arme Buben seien, sondern Kinder Gottes und Glieder des großen Bundes, der das Reich Gottes auf Erden mehren will; daß sie Samkörner der Liebe seien, welche in der Welt aufgehen sollen in Reinheit und Liebe, zum Heil der Menschen und Gott zur Ehre; daß sie im Himmel einst leuchten sollen als die Erwählten des Herrn, die er über vieles setzet, weil sie über wenigem getreu gewesen.

Also nicht bloß das niedere, kalte Interesse, das Sorgen für diese Welt darf seine Bilder werfen auf ihre Seelen: es muß allerdings eine höhere Weihe über sie kommen. Es muß die Liebe angezündet werden in ihnen, es muß die Begeisterung ihre Bilder türmen in der durch die Liebe entflammten Seele:

es muß Gott in die Seele niederſteigen und ſeine Werke aufrollen in dem anbetenden Geiſte.

Und mitten in dieſen Werken muß dem Kinde auch ſein Leben erſcheinen als ein gottgeweihtes, zum höchſten, zu jedem Opfer bereit, und zu dem, wozu der Herr es ruft, muß das Herz Ja und Amen ſagen, und das träumende, begeiſterte Herz ſendet als heilige Opferflammen dieſe Ja und Amen zum Herren empor und harret des Rufes. Und dieſe Ja und Amen, dieſe Gelübde führen aus den Träumen den Knaben zurück zu dem Dienſte des Herren, zu der Thätigkeit, die nie ermattet, die ſtill ans Sandkorn das Sandkorn reiht; mit bloßem Träumen und Wünſchen erreicht man den Himmel nimmer. Ein ſolches inneres Leben anzufachen, iſt die höchſte Aufgabe frommer Eltern. In einem ſolchen innern Leben ruht die Kraft, die das Höchſte will und im Kleinſten getreu bleibt, ausharret bis ans Ende; in ihm ruht der Troſt, der nie verſiegt, wenn die Welt alles verſagt, wenn jede Hoffnung täuſcht, — ruht der Friede Gottes, der über allen Verſtand geht.

Und daß man meint, nur die Vornehmen und Reichen könnten denken, lebten innerlich, könnten ſich begeiſtern laſſen, und für die Armen ſchicke ſich das Denken nicht, nur das Angſten ums tägliche Brot, und ſie hätten kein inneres Leben, nur Hudeln um den magern Leib, für die wäre die Wärme der Begeiſterung nicht, ſondern nur die Wärme aus einem Kunſtofen oder einer Branntweinflaſche: weil man dieſes meint und in faſt gottloſer Sorgloſigkeit dieſes innere Leben des Armen nicht nur verwahrloſet, ſondern eigenhändig den Brand wirft in die ſchlummernde Luſt, ſo hockt uns die Armut auf wie ein ſcheußlich Geſpenſt, ſetzt die Sporen ein in unſere Seiten; ein Todesjagen ſoll beginnen.

Dieſes Leben läßt ſich aber nicht anzünden mit einigen

Predigten, in einigen Lehrſtunden, aus einem Handbuch der Geſchichte oder der Sprachlehre: es iſt die ganze Umgangsweiſe des Vaters und der Mutter mit den Kindern, welche es erzeuget. Und die Mutter iſt hier immer ſo wichtig als der Vater, und es iſt oft ſchon ihr ſtilles, treues Schaffen, ihr immer bei der Hand ſein wie eine ſichtbare Vorſehung, welches den tiefſten Eindruck macht. Über dieſe Umgangsweiſe läßt ſich aber wieder keine Vorſchrift geben, kein Rezept dazu wie zu einem Kropfmittel, keine Definition wie in einer Sprachlehre; ſie kann eine ganz verſchiedene ſein bei den verſchiedenen Naturen. Eines muß das gleiche ſein bei allen, der Grund, aus dem die Weiſe fließt: dieſer muß die Liebe ſein und die Treue, darf nicht Selbſtſucht ſein; Liebe allein entzündet Liebe, von der Selbſtſucht wird die Selbſtſucht geboren. Und wo die Liebe wohnt, da möchte ich die Eltern nur um Eines bitten: dennoch auch ihr Betragen wohl zu prüfen, ſich immer klarer zu machen, wie die Saiten bei ihren Taſten geklungen, ob dieſe verſtimmt geworden oder gar geſprungen, welchen Eindruck es auf das innere Leben der Kinder gemacht, welchen Eindruck es wohl auf ſie ſelbſt gemacht hätte, als ſie noch Kinder waren. Auch die Liebe, wie heiß ſie ſei, kann irren und ſchützt namentlich nicht vor einem ungleich ſich darſtellen, vor einem veränderlichen Weſen. Wie aber Gott der ewige, unveränderliche iſt, Jehova ohne Schatten der Umkehrung: ſo ſollen auch Eltern, durch deren Hand Gott die Kinder regieren will, trachten nach dem unveränderlichen Weſen, das heute und morgen das gleiche iſt, das heute iſt, was es geſtern war, das durch ruhige Beſonnenheit und feſtes Wollen wie ein heiterer Himmel über die Kinder ſich wölbet. Natürlich iſt uns allen hier nur das Wollen, das Streben gegeben: das Vollbringen gehört einer andern Welt.

Ich weiß nicht, ob die Liebe zur Sache mich täuscht, aber mir schien der Wiederschein eines innern, begeisterten Lebens schon hie und da auf einem Gesichte zu dämmern; ich glaubte mitten im Singen der Kinder zu hören ein fröhliches Aufjauchzen zu Gott, daß er es so gut mit ihnen gemacht habe, daß sie seine lieben Kinder sein und bleiben wollen. Ich hätte mir gar zu gerne von diesen Gesichtern erzählen lassen über die unsichtbare Welt in ihnen, wie finster sie gewesen, wie der Geist Gottes über der Öde geschwebt, wie es jetzt in ihr geworden. Aber so eine Erzählung läßt sich nicht gebieten wie eine Geschichte aus der Kinderbibel; sie läßt sich auf keine Weise zur Bedingung machen, wenn sie nicht zu Lug und Trug werden, zu arger Heuchelei führen soll. Da muß man gar warm die Liebe um ein Herz zu legen verstehen, und Gott muß Stille dazu geben, muß selbst im Hauche des Zephyrs laue, weiche Lüfte bringen, wenn ein Herz aufblühen und die innere Welt enthüllen soll. Zu diesem allem braucht es dann noch Worte, welche unsern Knaben, die aus schweigsamem Emmenthalerblut entsprossen sind, nicht zu Gebote stehen; es braucht eine Selbstbeschauung, die bei erwachsenen Menschen sich selten findet. Was mir keiner erzählt hat, was ich dämmern sah, das wird immer heller hervortreten, je mehr die Verhältnisse dieser Familien sich ordnen, die ersten Stürme überstanden sind und die durch die Neuheit oft peinliche, fast übermenschliche Aufgabe zu einer übersehbaren, gemeisterten und daher lieb gewonnenen wird.

Wie die vom Allgemeinen Verein für christliche Volksbildung gestifteten Familien diesem Ziele entgegen gehen, wird ein umfassender, nächstens erscheinender Bericht zeigen. (Er ist bereits erschienen und ausgeteilt.) Es sei mir daher erlaubt, einer Anstalt des Näheren zu erwähnen, die auf gleichem

Boden ſteht, die aber in jenem Bericht nicht dargeſtellt, deren höchſtens im Vorbeigehen gedacht werden kann, da ſie nur mittelbar mit dem genannten Verein zuſammenhängt, nicht unmittelbar von ihm geſtiftet wurde und beſorgt wird. Ich erwähne derſelben nicht bloß deswegen, damit ſie auch erwähnt ſei, oder weil ſie mir beſonders am Herzen liegt (was zwar allerdings der Fall iſt), ſondern weil in ihr ſo manches ſchön und klar hervortritt, was man im Stiften und Erhalten nie aus den Augen verlieren darf, das ſich einem höchſt gefährlich aufdrängt, wenn man es nicht weiß oder vergißt. Wir erkennen vorzüglich bei ihr, daß im Glauben eine wunderbare Kraft liegt, daß ausharren ſchwerer iſt, als anfangen, daß Gott jeden Willen prüft, und um ſo härter, um ſo ſchwerer, je wichtigeres er unternimmt, daß aber nichts ſchwerer iſt, als in allen dieſen Prüfungen ſich von der rechten Mitte, vom eigentlichen Ziele nicht abbringen zu laſſen. Ich möchte die Anſtalt und ihre Geſchichte in aller Kürze darzuſtellen verſuchen, welche der Verein für chriſtliche Volksbildung im Amte Trachſelwald (K. Bern) ins Leben gerufen und ſeither am Leben erhalten hat.

Das Emmenthal, von welchem das Amt Trachſelwald einen bedeutenden Teil bildet, leidet ganz beſonders unter der wachſenden Armenlaſt. Es ſind Gemeinden, welche jährlich zur Unterhaltung der Armen drei, vier, fünf, ja bis acht vom Tauſend, nicht reinen Einkommens, ſondern vom beſitzenden, liegenden und baren Vermögen, zuſammentellen müſſen. Im Emmenthal ſuchte man ſich früher durch Spitäler zu helfen, welche aber aus Gründen, die ich nicht anführen will, weil ſie mich zu weit abführen würden, ihren Zweck nicht erreichen. Man ſieht es ein, man jammert über die zunehmende Not, und denn doch, als die Aufrufe des Allgemeinen Vereins

ſich verbreiteten, fanden ſie wenig oder keinen Anklang im Emmenthal, ja, teilweiſe erregten ſie Zorn und wildes Widerreden als wie gegen ein thorrecht Kinderſpiel, oder ein boshaft Zumuten, ſich ſelbſt zu helfen, wo doch nur Hülfe von andern helfen könne. Das Emmenthal iſt ein Hügelland, düſter ausſehend von weitem, aber lieblich und heimelig in der Nähe; es ſtrotzt nicht in üppiger Fülle der Pflanzenwuchs, aber kräftig ſind die Kräuter ſeiner Hügel, von ihrem Dufte zeugen die ſchweren Emmenthaler Käſe in Rußland und in Amerika. Eng begrenzt iſt der Horizont von waldigen Hügeln, an deren Fuß die unzähligen Thäler ſich ziehen, von rauſchenden Bächen bewäſſert, die in ſtillem Murmeln ihr Geſchiebe wälzen, bis ſie den Schoß der Emme finden, die ebenfalls ſtill und von Unkundigen faſt verachtet das Thal niederrieſelt. Aber wie ſtill und unſcheinbar alle dieſe Wäſſerchen ſcheinen: ſie brauſen alle auf in unzähmbarer Wut, durchbrechen alle Dämme und laſſen zittern und beben die Anwohner. Seinem Lande ähnlich iſt der Emmenthaler. Weit iſt ſein Geſichtskreis nicht, aber das Nächſte ſieht er klug und ſcharf an; raſch ergreift er das Neue nicht, gleichförmig wie ſeine Hügel ſoll auch ſein Leben ſein: aber was er einmal ergriffen, das hält er feſt mit wunderbar zäher Kraft. Viel ſpricht er nicht, Lärm treibt er nicht, Sprünge macht er nicht: aber wo er einmal Hand anlegt, da läßt er nicht ab, bis alles in der Ordnung iſt, und wenn er einmal losbricht, ſo wahre man ſeine Glieder. Zudem wohnt ein gar eigener Sinn der Reinlichkeit in ihm, die ſich auf Häuſer, Geräte, Vieh, Kleider, kurz auf alles erſtreckt; ſelbſt die Bettelweiber betteln nur in friſch gewaſchenen Hemden. Es iſt dieſes ein eigener Zug, der allenthalben auffällt und den Glauben einflößt, daß da, wo noch Sinn für äußere Reinlichkeit ſei, um ſo leichter Begriff und Begierde der innern Reinheit beizubringen ſei.

So wie der Boden langsam aber kräftig ist und nur nach schwerer Arbeit seine Erzeugnisse liefert, so geht das Gewonnene schwer wieder aus der Hand; Verschwendung und Freigebigkeit außer den Schranken angestammter Gewohnheit sind daher hier nicht heimisch bei der Menge.

Bei diesen Eigentümlichkeiten war es daher nicht zu verwundern, daß der Aufruf nicht Anklang fand in diesem Landesteil; um so mehr war die Glaubenskraft zu bewundern, gerade auf dieser Stätte, auf diesem zähen Boden eine eigene Armenerziehungsanstalt zu gründen, vom Allgemeinen Verein sich loszusagen, einen eigenen Verein im Amte selbst zu stiften zu Gründung einer solchen Anstalt. Ich muß bekennen, ich hatte diese Kraft des Glaubens nicht; Herrn Pfarrer Baumgartner zu Trachselwald gebührt die Ehre, die Idee ins Leben gerufen zu haben. Man ging von der Überzeugung aus, daß, je näher man den Leuten eine solche Anstalt vor Augen stelle, je eigener man sie ihnen mache, je deutlicher der Nutzen derselben ihnen direkt zufließe, um so mehr werde sich ihre Teilnahme derselben zuwenden, je notwendiger hier die Hülfe sei, um so mehr müsse man von hier aus den Ernst zu helfen zeigen, wenn man bei andern Bereitwilligkeit zur Hülfe finden wolle. Wer selbst sich nicht regen wolle, sondern nur andere um Beistand anschreie, der verdiene keine Barmherzigkeit, sondern verdiene, unverschämt genannt zu werden, meinte man. Es war dieses ganz richtig und bewährte sich auch; doch von den Mühen, die man sich damit bereitete, machte man sich damals keine Vorstellung. Man stellte sich nur den Anfang schwer vor, meinte, wenn dieser überstanden sei, so werde sich die Sache später von selbst geben. Es ist aber ein Glück für uns im Leben, daß die Beschwerden unseres Lebens nicht aufgezeichnet wie ein Additionsexempel vor unsern Augen liegen:

es würde uns ſchaudern vor dem Leben; zu einer guten That würde ſelten einer den Mut finden, wenn er wüßte, wie lange ſie ihm alle ſeine Kräfte anſpannen wird.

Als die Idee veröffentlicht ward, im und für das Amt eine Armenanſtalt zu errichten, da war keine Begeiſterung, welche ſie aufnahm und weiter trug, welche raſch ans Werk gehen, den Gedanken verwirklichen wollte. Sie fand wohl Männer, die ſich dafür intereſſierten, mit Freuden beitraten: doch die große Mehrzahl ſah ſie an wie ein Meerwunder, was ſie aber nichts anginge; andere höhnten, ſpotteten. Man hielt Verſammlungen darüber; es war merkwürdig, wie unendlich zäh alles vor ſich ging. Es trat die Meinung hervor, die aufzunehmenden Kinder in brave Familien zu verdingen, hier und dort. Sie wurde endlich beſeitigt durch die Bemerkungen, daß ſolche Familien, welche mit Aufnahme von Kindern ſich befaſſen würden, gar ſelten ſeien, und fände man ſie, ſo könne man ſie den Gemeinden, welchen doch die größere Zahl Kinder zu verſorgen übrig bleiben würde, zu verdingen oder auf die Güter zu verteilen, bezeichnen, dazu brauche es weiter keinen Verein. Und gerade die bereits verwahrloſten Kinder, wie ſie dem Verein gewöhnlich zufallen würden, fänden in beſſern Familien keine Aufnahme.

Es fand ſich durch eine wunderbare Verkettung von Umſtänden gerade in Sumiswald eine Ehe, welche dieſes heilige Amt zu übernehmen ſich freudig zeigte und paſſend ſchien. Herr Schäfer, ſchweizeriſcher Abkunft, war in Altona geboren, lernte im Holſteiniſchen das Drechslerhandwerk, bildete ſich darin auf langen Reiſen aus, kam auf denſelben nach Sumiswald in die bekannte Fabrik für muſikaliſche Inſtrumente der Herren Hirsbrunner, gab nebenbei Unterricht im Zeichnen und fühlte ſich dabei immer mehr aus der Werk-

ſtätte heraus dem Lehrerberufe zugezogen. Er fand in Sumiswald ſeine zweite Hälfte: eine ächte Emmenthalerin in Reinlichkeit, Fleiß und Treue, und dieſe Tugenden unter einem anſpruchsloſen Weſen verborgen. Beide ergänzten ſich, und namentlich in Beziehung auf eine ſolche Anſtalt, auf ſchöne Weiſe: im Mann war die Lebendigkeit repräſentiert, das Unternehmende, im Weibe die Ruhe, das Nachhaltende, Feſthaltende des einmal Unternommenen.

Das Unternehmen des Vereins im Auge, folgte Herr Schäfer dem Rufe des Erziehungsdepartements in Bern und begab ſich auf ein Jahr nach Willisau, wo Herr Fröbel aus Keilhau damals ſich aufhielt. Unterdeſſen arbeitete man fort und fort an der Ausführung des Planes, machte Statuten, ſammelte Steuern, ſuchte eine bleibende Stätte. Die Sache blieb im ganzen ſo unpopulär, daß man in die Statuten durchaus nichts Bindendes bringen durfte, daß man ſie auf Luſt ſtellen mußte.

Wer eine Gabe, groß oder klein, gab, konnte in den Verſammlungen ſtimmen, konnte ausbleiben, nichts mehr geben, ſo bald er wollte; keine Majorität konnte irgend einem Mitglied irgend eine Verbindlichkeit auflegen. Die aufzunehmenden Kinder verpflichtete man weder in ihren Eltern noch Gemeinden zu irgend einem Koſtgelde; man hätte wahrſcheinlich gar keine Kinder bekommen und jedenfalls, was man doch im Auge hatte, nicht die ärmſten, welche es am meiſten bedurften. Man bat bloß die Gemeinden um eine Gabe aus ihrem Gemeindſeckel; ſie konnten dieſelbe geben, groß oder klein, oder ſie auch abſchlagen (was Gemeinden auch thun), nur durften ſie dieſelbe dem Kind nicht zur Laſt ſchreiben zu ſpäterer Wiedererſtattung. Die größte Gabe blieb dreißig Franken, die kleinſte, wie geſagt, gar nichts. Man

durfte weder von Gemeinden noch von Eltern eine Verpflichtung fordern, die Kinder bis zu einem gewissen Alter uns zu lassen. In den Statuten steht: wir würden in der Regel die Kinder behalten bis ein Jahr nach erhaltener Erlaubnis zum heiligen Abendmahl, also bis ungefähr zum siebzehnten Jahre, besondere Fälle ausgenommen. Will man uns aber die Kinder früher wieder nehmen, so haben wir keine Macht, es zu wehren; niemand ist an unsere Statuten gebunden.

Wir stifteten also einen eigentlichen Freistaat, wo jeder machen konnte, was er wollte; die geringste bindende Regel hätte durch erregtes Mißtrauen alles verscheucht. Wir bettelten Geld und brachten im Amte und außerhalb desselben von guten Freunden über siebzehnhundert Franken zusammen; der Staat versprach uns beim Anfang für das erste Jahr tausend Franken. Mit also nicht ganz dreitausend Franken beschloß man in Gottes Namen anzufangen, ein passendes Heimwesen in Pacht zu nehmen. Pläne auf die Schloß-Domäne Trachselwald scheiterten, und man wandte sich endlich einem Gütchen von cirka fünfzehn Jucharten zu, welches oberhalb Sumiswald lag. Den Rücken deckte ihm eine sanft ansteigende Hügelkette, vor ihm lag das schöne Sumiswald, weiter hin das alte Trachselwald; ein weites Thal breitete sich gegen die Emme hin aus, und im Hintergrunde hoben hoch und hehr die Berge ihre alten, weißen Häupter über die grünen Vorberge herüber.

Als alles bereitet schien, als mit Herrn Schäfer die Accorde, nach welchen er für sich und seine Frau nebst freier Station vierhundert Franken jährlichen Gehalt empfangen sollte, geschlossen werden sollten: da trat mit Macht eine zweite Meinung hervor. Um so viel Geld, wie man hätte,

könnte man viel mehr Kinder glücklich machen, wenn man dieſelben zu Handwerkern thäte und auf dieſe Weiſe ihr Fortkommen ſicherte, wurde behauptet. Es wurde nun dieſe Meinung beſtritten und glücklich überwältigt durch die Gründe, welche oben weitläufiger ausgeführt ſind. Wie ſoll man ſchlecht erzogene, ſchlecht gelernte Kinder, die ohne Ehrgefühl ſind, zu Handwerkern bilden, die ehrenhaft ſich ſtellen in die Welt? Und wie viele ſogenannte Meiſter taugen zu Lehrmeiſtern? Endlich fügte man noch bei, daß das Geld zu ganz andern Zwecken erbettelt worden ſei, zu etwas ganz anderem nicht eigenmächtig verwendet werden dürfte.

Endlich ſchien alles überwunden; die aufzunehmenden Knaben ſollten auserwählt werden. Aber man hatte faſt keine Auswahl. Die aufgeforderten Gemeinden ſtellten meiſt gerade nur ſo viel vor, als von fünfzehn aufzunehmenden es ihnen ziehen mochte. Ja, eine Gemeinde, welche zwei geben konnte, brachte nur einen, weil das wohlweiſe Haupt derſelben fand, der eine, den ſie allfällig entbehren könnten, hätte einen ſchlechten Vater und könnte dieſem nachſchlagen. Eine andere Gemeinde ſandte gar keinen und mußte wiederholt gebeten werden, einen zur Aufnahme zu ſenden. Faſt alle dieſe Knaben waren unter zehn Jahren; mehrere konnten nicht leſen, kaum einer ſchreiben, und die meiſten ſchienen mit ziemlich troſtloſen Geſichtern begabt.

Den 1. Juni 1835 heiterte der lange düſter geweſene Himmel ſich auf, in holdem Frühlingsſchmuck prangte die Erde, in der friſchen Sonne ſtrahlte das üppige Emmenthalergrün der Bäume und des Bodens wundervoll. Es läutete feierlich von der Sumiswalder langem Turme in die nach vielen Seiten hin ſich mündenden Thäler hinein, und aus ihnen heraus kamen ſonntägliche Menſchen, und alle fanden

in der Kirche ſich, wo der dortige würdige Pfarrer die Notwendigkeit, arme Kinder an warme Herzen zu nehmen, darthat, wo der damalige Vorſtand, der hochgeehrte Herr Regierungsſtatthalter, den Männern ans Herz legte den Segen, welcher für Gemeinden, für den Staat aus der Stiftung hervorgehen ſolle, die am heutigen Tag ins Leben gerufen werde, und Geſang und Gebet ſtiegen auf zu dem, ohne deſſen Segen nichts geſegnet iſt auf Erden.

Aus dem Hauſe des Herrn zog man dem Hauſe der armen Knaben zu, welches ungefähr eine Viertelſtunde oberhalb Sumiswald lag, ein gewöhnliches Bauernhaus vorſtellte, mit zwei kleinen Stuben, zwei Stübchen und den finſtern Gaden. Vom ſchönen Hügel herab tönten uns freudige Lieder entgegen; am Hauſe ſchwankte ein Kranz mit der Inſchrift: „Bete und arbeite.“ Vor dem Hauſe, unter freiem Himmel, in immer weitern Kreiſen von freudigen Begleitern, blühenden Matten, üppigen Dörfern, hehren Bergen umſchlungen, wurde den Kindern zum erſtenmal das Vaterhaus gezeigt, in welchem ſie künftig wohnen ſollten, in welchem ihnen Vater und Mutter und Geſchwiſter nicht fehlen ſollten, die mit Elternliebe und Elterntreue ihnen nicht nur zu eſſen geben, ſie kleiden, ſondern ſie zu guten, frommen Kindern machen, dem himmliſchen Vater ſie zuführen wollten. Darum ſollten ſie ſich freuen, aber auch lieben Vater und Mutter und ihnen gehorchen, dieweil der Herr durch ihre Hand ſie regieren wolle. Vater und Mutter nahmen die Kinder hin an ihre Bruſt, die der heiligen Liebe voll war, der Liebe, die ſich nicht aufbläht, die langmütig, freundlich iſt, nicht das ihre ſucht, ſich nicht verbittern läßt, die alles erträgt, alles hoffet, alles duldet. In gläubigem Vertrauen legte man ſie an ihre Bruſt, daß in ihr jetzt die heiligen Schauer wehen,

welche die göttliche Begeiſterung gebären, welche nie verzagt, nie verglüht, mit wenigem Göttliches verſucht, daß in ihrer Bruſt die Demut wohne, welche alle Tage neue Kraft ſuche beim Vater droben, der dem Demütigen mit jeder aufgehenden Sonne ſpende ein Füllhorn voll Kraft und Gnade. Und dieſe drei, Liebe, Begeiſterung und Demut, ſeien Bürgen, daß ſie den Lohn frommer Eltern ſuchen werden im Wohlgefallen Gottes, daß ſie ihn aber auch ſchon finden werden auf Erden im Aufblühen dieſer armen Kinder, in ihrer Dankbarkeit, die zu Berg und Thal Vater und Mutter ſie heißen werde, im freudigen Bewußtſein, wenn ſie am Abend ihres Lebens ſagen können: Siehe, Vater, hier ſind ſie wieder, die du uns gegeben haſt; wir haben ſie nicht treulos verlaſſen, und keins derſelben hat durch unſere Schuld treulos dich verlaſſen. In dieſem Sinne ſprach Verfaſſer dies bei der Übergabe der erwählten Kinder an die neuen Eltern. Die Anweſenden alle nahmen dieſe Übergabe der Kinder zu Herzen; ſie freuten ſich, einmal dem Herrn ein Werk geweiht zu haben; es waren Augenblicke wirklicher Begeiſterung und Rührung. Und in Erinnerung möchte ich noch bringen, wie damals die Ermahnungen zu Herzen genommen wurden, daß man den heutigen Tag betrachten ſolle als den Siegestag über alte Vorurteile, über den Geiſt der Zerſplitterung und der Selbſtſucht, wie Freude ſein ſolle, daß man einmal nicht nur im Reden oder bei andern das Heil geſucht, ſondern gehandelt habe, wie es Gott vertrauenden Männern zieme. Noch ſei aber das Schwerſte nicht vollbracht; das harre noch des Kampfes und werde ſeine Überwindung uns ſchwer machen. Es ſei dies der Kampf mit dem böſen Geiſte, der alles Schöne niederreißen wolle, dem Geiſte der Mutloſigkeit, der Mattigkeit, des Wankelmutes, des Eigennutzes, des Miß-

trauens, und dieſer Geiſt wohne in der eigenen Bruſt und in anderer Bruſt, und er ſei es, der die Menſchen ſich nicht wolle erheben laſſen über getäuſchte Erwartungen und die auf Erden bei jedem Werk ſich immer von neuem darbietenden Schwierigkeiten.

Schwer ward es allen, vom freundlichen Hügel zu ſcheiden, dem neugeweihten Hauſe, in welchem die Knaben ſchüchtern oder weinend um ein mäßiges Mittagsbrot ſaßen, das der neue Hausvater mit einem aus bewegtem Herzen kommenden Gebete weihte. Froh und tief bewegt verließen die Freunde ſich noch nicht; ſie blieben beiſammen bis am ſpäten Abend. Die Freude und die Bewegung nahmen nicht ab, ſie rauſchten immer von neuem auf. Dieſer Tag wird vielen unvergeßlich bleiben; in ſeinem Andenken hat ſchon mancher neu ſich geſtärkt. Es war ein eigentlicher Hochzeittag. Und ſeitdem iſt auf alle Verſammlungstage des Vereins und beſonders auf den Tag im Frühjahr, an welchem die Knaben mit den Proben der Früchte des vergangenen Jahres vor uns treten, etwas vom Geiſte dieſes Tages übergegangen. Dieſer Geiſt belebt neu und froh, ſtärkt auf die Zukunft, frißt Mißtrauen weg, verbindet entfernte Herzen, ſpornt zu allem Guten und läßt nie vergeſſen, daß der Menſch noch etwas Anderes hat, an das er denken ſoll, als ſich und ſein Geld, noch etwas Anderes, von dem er leben ſoll, als das Brot, das der Bäcker backet, als die Speiſe, welche menſchliche Hände bereiten.

Und nach dieſem Hochzeittage kamen rechte Maientage voll Luſt und Freude. Das kleine Haus glänzte im Schmucke der Reinlichkeit; die wohlfeilen Betten, aus Stroh, Spreuerſack und Spreuerkiſſen, zwei Leintüchern und einer wollenen Decke beſtehend, waren morgens und abends ſo niedlich an-

zuſehen, daß man ſelbſt hinein hätte liegen mögen. Thätig rührten ſich die Knaben in Feld und Stall, wo zwei Kühe waren; in der Stube lernten und arbeiteten ſie mit munterem Fleiße. Bald war der Anfang gemacht zum Verfertigen der eigenen Kleider, worin Herrn Schäfers kundige Hand den Meiſter machte; bald entwickelte ſich ein eigenes Fortſchreiten im Zeichnen, welches Herr Schäfer auf eigene Weiſe zu erregen wußte; bald tönten vom Hügel herab helle, ſchöne Lieder dem Dorfe zu, geleitet durch Herrn Schäfers klangvolle Stimme: und in den Knaben begann es ſich zu regen und zu leben wie im Frühjahr, wenn die Sonne die Erde küßt, im Schoße der Erde das Leben keimet und die Oberfläche mit Blumen zieret. Etwas, wenn nicht Künſtleriſches, doch Kunſtfertiges, trat allenthalben hervor; von einem regen Schönheitsſinn zeugte alles, und dieſer drückte ſich nicht ſowohl in beſondern Geſtaltungen, als beſonders in Ordnung und Reinlichkeit aus.

Es drängte ſich deutlich in dieſer Richtung die Hoffnung auf, daß wir eine eigentliche Handwerksfamilie geſtiftet, und daß unſere Knaben nicht nur meiſt Handwerker werden würden, ſondern daß einmal das Handwerk der Familie auch Brot geben werde.

Es waren ſchöne Tage, dieſe Maientage, aber ſie rauſchten vorüber, wie ſie allenthalben vorüberrauſchen, wie ſie der Menſch nirgends feſthalten kann, ſie nicht feſthalten ſoll und denn doch oft über ihr Fliehen ſo kläglich jammert, ja oft unfähig wird für die Aufgabe, welche die kommenden Tage bringen. Wie die erſten Ehetage voll goldener Träume ſind, wie der Vater, der ſeinen erſten Jungen auf den Armen wiegt, einen goldenen Kranz von Hoffnungen um des Söhnchens Stirne ſieht: ſo ſind auch die erſten Tage einer ſolchen

Familie Rosentage voll Freude und Hoffnung für die neuen Eltern und deren Freunde. Aber wie die rauhe Wirklichkeit allenthalben wieder trittet zwischen die Träume der Liebenden und zwischen die Träume der Eltern, und wie nur ein getreues Festhalten, ein geduldiges Ausharren durch die rauhe Wirklichkeit hindurchdringt und die Träume niederzuziehen vermag in die geebnete, errungene Wirklichkeit: so kamen auch uns fallen die Tage der Ungeduld; die Ideale verrannen, und das Leben mit all seinen Ecken trat uns an, und das Leben mit all seinen Ecken umringt uns noch, freie Bahn liegt noch nicht vor uns: aber wir wissen es jetzt, daß gestritten und gekämpft sein muß, wie Streit und Kampf notwendig sind. Wir haben viel erstritten und durchgekämpft; wir haben das Bewußtsein, ferner treu streiten zu wollen in der Einigkeit, daß keiner die Ursache von Mühen im andern sucht, sondern in der wunderbaren Leitung Gottes: darum tragen wir auch das Bewußtsein in uns, daß wir durch den Kampf zum Sieg gelangen werden.

Es mußten also ganz naturgemäß nach den schönen Maientagen die Johannisregen, die sterile Zeit der Hundstage kommen; und sie kamen auch.

Wenn auch die Knaben vielfach angeregt, belebt worden waren, so war doch ihre alte verwahrloste Natur, ihre große Unachtsamkeit, d. h. das Einschlafen der Sinne bei wachem Körper, welche sich bei den meisten Kindern der untern Klassen findet, nicht vertrieben. Ihre neue Liebe zu den neuen Eltern half ihnen vieles überwinden. Grobe Laster traten nicht hervor; ein einziges Mal entwendete ein Knabe etwas, seither nie wieder. Durch seine Mutter förmlich entführt, verließ ein Knabe die Anstalt, konnte aus Mangel der nötigen Handbietung nicht alsobald wieder eingebracht werden; er

blieb ſeinem herumſchweifenden Leben überlaſſen. Sonſt dachte kein anderer Knabe an Flucht, und doch betrübten ſie vielfach den Vater, der gerne raſch mit ihnen an einem freundlichen Ziele geweſen wäre. Sie vergaßen gute Lehren und Ermahnungen, vergaßen Gelerntes wieder, fielen in Unarten, z. B. die alte, angewohnte Unreinlichkeit, zurück, verrichteten Aufgetragenes nicht ſorgſam, ſauber und nett. Wie auch das Beſſere bei einigen alle Tage mehr ans Licht trat: bei andern mußte die gehabte Mühe alle Tage neu werden. Ein kühler Vater hätte das kaltblütig genommen und geſagt: Das geht halt ſo! und hätte ſich mit dem gewonnenen Guten zufrieden geſtellt: dem lebendigen jungen Vater machte es trübe Tage. So ſah ich auch ſchon junge, treue Mütter weinen, wenn in ihrem Kinde Unarten hervortraten, die ſie nicht ahneten, ſah ſie weinen, wenn ſie immer wieder hervortraten, Blutflecken gleich, die keiner Tünche, keinem Reiben weichen wollen. Weint eine Mutter über ein Kind, das unter ihren Augen aufwuchs, wie ungeduldig muß es über einen Vater kommen, der auf einmal fünfzehn verwilderte Kinder einem Ideal zuführen will!

Etwas Ähnliches kam aber auch über die, welche als Glieder einer Verwaltungskommiſſion Herrn Schäfer zur Seite geſtellt waren.

Dreitauſend Franken für erſte Einrichtung und den Bedarf eines Jahres ſchienen genügend. Man hoffte auf Ertrag des Gütleins, man träumte von einem baldigen Handwerk in der Anſtalt, hoffte auf immer geſteigerte Einnahmen, verminderte Ausgaben u. ſ. w. Man freute ſich der Einfachheit des ganzen Haushalts, des ſichtbaren Aufrichtens der Knaben, der wunderbaren Geſchicklichkeit der Mutter, hauszuhalten, als ob der Witwe Ölkrüglein ihr Erbteil geworden. Wie der

Vater durch die Liebe die Knaben ganz gewonnen, veredelt hoffte, ſo hoffte die Verwaltung durch die erregte Thätigkeit die Anſtalt bald ſelbſtändiger geſtellt. Aber auch ſie täuſchte ſich. Wenn man eine Haushaltung beginnt, ſo merkt man erſt, wie viel einem noch fehlt, um bei der größten Einfachheit nur dem Bedürfnis nachzukommen. Zu dem hohen Zins, der fünfhundertfünfzig Franken betrug, kam die Magerkeit des Gütchens, kamen trockene Jahre. Auf einem dazu noch in Pacht genommenen Zugut wurde auch nicht viel Seide geſponnen. Die Anſtalt mußte notwendigerweiſe noch verſtärkt werden, und ſie wurde es bis auf dreiundzwanzig Kinder, welches wieder bedeutende Auslagen nach ſich zog. Das Beziehen der jährlichen Steuer im Amte blieb immer läſtig. Sie hob ſich freilich etwas von Jahr zu Jahr und ſtieg bis auf ſiebenhundert Franken, was in einer mit ſo vielen Tellen belaſteten Gegend immer ein Bedeutendes iſt. Aber wenn ſchon viele freudig und reichlich gaben und allemal erklärten, hier reue ſie kein Geld, und man ſolle nur kommen, wenn man in Not ſei: ſo waren doch wiederum andere, die unfreundlich gaben, die allemal Bemerkungen machten und ſehr oft die: was es am Ende nütze, wenn man zwanzig Kinder unter hunderten gut erziehe, und die nie an die Antwort kommen wollten: daß man doch an einem Orte anfangen müſſe, wenn geholfen werden ſolle. Zudem verging ſeit dem Brand von Huttwil kein Jahr, wo nicht durch beſondere Unglücksfälle die Wohlthätigkeit oder durch beſondere Ereigniſſe die Kräfte unſerer Wohlthäter in Anſpruch genommen wurden. Allerdings unterſtützte uns der Staat, ſo wie die Richtung zur Handwerksbildung ſichtbar wurde, durch das Departement des Innern noch mit ferneren fünfhundert Franken zu den tauſend, welche er uns zugeſichert hatte;

freilich erſparte Herr Schäfer nicht nur alle Kleiderarbeiten, eine Menge Reparaturen an Schiff und Geſchirr, gewöhnte die Kinder an die einfachſte Lebensweiſe und hielt ſelbſten mit, ſondern er verdiente immer noch nebenbei: und dennoch waren wir immer mehr oder weniger in Bedrängnis; im Frühjahr 1836 war ein Deficit. Wenn wir ſo manchmal faſt ratlos beiſammen ſaßen, weil wir nicht Geld hatten zu notwendigem, z. B. keine dritte Kuh anſchaffen konnten, und unſere Hausmutter mit der Milch von einer Kuh die ganze Haushaltung verſehen mußte, doch keine Milch, keine Butter kaufte, ſo dachte ich manchmal: Wenn doch die oder jene es wüßten! wenn ich doch an dieſes oder jenes Schublädli döppelen dürfte, das ich voll wußte und in milden Händen den Schlüſſel dazu! Wenn wir vor dem Neujahr zuſammen ſaßen und unſern Kindern gerne eine kleine Freude gemacht hätten, damit ſie doch auch an dieſem Tage nicht ohne das Zeichen der Liebe ſeien, das alle Eltern ihren Kindern an dieſem Tage geben, und fanden kein Geld dazu in unſerer Kaſſe: ſo gedachte ich an ſo viele Verſchwendung an dieſem Tage und an ſo viele Herzen, die wohl uns an dieſem Tage vertreten würden, wenn ſie nur unſere Not wüßten. Doch ward uns oft in der größten Not unerwartete Hülfe. Edle Geber, unter die namentlich auch Herr Fellenberg gehört, halfen uns mehr als einmal unerwartet und ſetzten uns in Stand, dem Nötigen zu begegnen. Doch kam auch wohl die Ungeduld an uns, daß wir meinten, es ſollten die Knaben mehr verdienen, irgend einen Verdienſtzweig aufnehmen, welcher der Anſtalt Brot gebe, ſie erhalte, nicht ſo ganz abhängig von den Steuren laſſe.

Und hier ſtellte ſich nun etwas in einer Deutlichkeit heraus, wie vielleicht nirgends ſonſt, was ich freimütig ver-

öffentlichen will zum Heil und Frommen anderer. Ich bin der Freundschaft des Herrn Schäfer, sowie meiner Gefährten in der Verwaltungskommission zu gewiß, als daß ich fürchten müßte, es könnte mir übel genommen werden. Ich weiß zudem, daß sie alle in allen Fällen unsere Erfahrungen zu Gebote stellen, freimütig mitteilen, wenn sie glauben, es könnte irgend einem armen Kinde, irgend einer Familie für arme Kinder zu gut kommen. Zudem, warum sollte ich es nicht veröffentlichen, da es uns selbst allseitig zu so großem Nutzen diente?

Bei Stiftung und Erhaltung einer solchen Familie wird man fast unwillkürlich dahin gezogen, entweder hauptsächlich den äußern Bestand derselben, ihr ökonomisches Gedeihen oder aber wiederum hauptsächlich die Kinder, ihre körperliche Pflege oder ihre Bildung ins Auge zu fassen. Ich will nicht davon reden, wo die eigene Bequemlichkeit, der eigene Nutzen ins Spiel kommen könnten; von solchem war bei uns die Rede nie. Aber jene beiden Richtungen werden sich beim besten Willen geltend machen, und zwar sehr gerne einseitig.

Es ist allerdings sehr verführerisch, den ökonomischen Stand zur Hauptsache zu machen. Ohne Geld besteht keine Familie, am wenigsten eine solche. Es läßt sehr schön, wenig zu kosten und ganz unabhängig dazustehen und dieses durch wenig Brauchen, harte Arbeit zu erzielen. Aber an solchem gehen Familien und sicher auch Anstalten zu Grunde, und es wäre eine der traurigsten Erscheinungen, wenn, was möglich wäre, unter solchen Familien ein Wetteifer entstünde, welche am wenigsten brauche: denn dieses müßte endlich auf Kosten der Kinder geschehen — und was tragen solche Anstalten oder Familien ab, wo man die Kinder aus den Augen verliert? Und wenn in natürlichen oder künstlichen Familien

nur von Arbeit, nur von Hauſen und Sparen, nur von Geld und wenig eſſen die Rede iſt, von Abverdienen u. ſ. w., ſo wird die Jugend verkümmert, das Gemütliche geht zu Grunde, die Familie wird zum Dienſthaus, an welches keine Liebe feſſelt, dem man ſo ſchnell möglich entrinnt, dem man nachher keine Stütze ſein will.

Ich habe ſchon früher darauf hingedeutet, daß unſere Familien keine Angſteranſtalten, keine Nothaulen ſein dürfen, aus welchen gemütloſe Menſchen hervorgehen, welche entweder ähnlichem Treiben ſich hingeben oder ſich in der Freiheit für frühere Entbehrungen durch deſto wüſteres Thun ſchadlos halten. Reiche Leute erziehen zu Tauſenden ihre Kinder alſo; ſo ſoll es hier nicht ſein. Dieſe Anſtalten ſind um der Kinder willen da; verliert man den Zweck aus dem Auge, ſo müſſen ſie untergehen, und es iſt dann gut, wenn es geſchieht. Aber hinwiederum iſt alles aus, wenn das Geld fehlt. Und zweitens darf man nicht vergeſſen, daß man Kinder erzieht, denen man kein anderes Erbteil mitgeben kann, als geſtählte Kräfte, und daß dieſe Kräfte ſich erſt das Notdürftige erwerben müſſen, das Übrige entbehren, und, wenn ſie ſich zu einem tüchtigen Grunde helfen wollen, langſam Schritt für Schritt ſich aufſchwingen müſſen. Man darf nicht vergeſſen, daß man ſie der heutigen Schwindelei entziehen muß, daß man ſie gewöhnen muß, nicht in die Zukunft hinaus zu bauen, ſondern der Gegenwart das Mögliche abzugewinnen, daß man auf keine Weiſe ſie an ein zu behagliches Sein gewöhnen, auf keine Weiſe zu weit ausſehend, zu breit umfaſſend ſeine Pläne anlegen darf. Es ſind ſchon und werden ſicher noch Anſtalten zu Grunde gehen, weil ſie mit den Kindern zu viel wollten, ſie zu weich hielten, ſie in ein Element verſetzten, in welches ſie nicht gehörten, wo die Eltern ſowohl geiſtig als leiblich

zu ſich und ihren Angewöhnungen die Kinder hinaufzogen, Begehrlichkeit und Dünkel in ſie pflanzten.

Augenſcheinlich muß da eine verſtändige Familie als Muſterbild ins Auge gefaßt werden. Da ſtreckt man ſich nach der Decke, aber ſucht die Decke doch ſo zu erweitern, daß die Kinder nicht frieren unter derſelben. Man ſorgt für ſie, aber ſie müſſen auch helfen; man thut für ſie das Mögliche, und im übrigen müſſen ſie ſich damit tröſten, daß nicht allen alles möglich ſei, daß gar eine verſchiedene äußere Bildung es gebe nach Geld und Stand, daß aber die innere Herzensbildung die Hauptſache ſei, ein tüchtiger Wille, eine wackere Hand. Und ganz beſonders eine ohne Vermögen beginnende Familie muß gar manches entbehren, und ich habe ältere Geſchwiſter oft erzählen hören, und zwar ohne Neid, wie vieles ſie entbehrt, was die jüngern Geſchwiſter beſaßen oder genoſſen, und vielleicht waren die ältern die tüchtigeren, innerlich und äußerlich.

Herr Schäfer, ſelbſtändigen Charakters und künſtleriſchen Gemütes, das Bild einer ſolchen Familie ſicher ſchon lange mit Enthuſiasmus in ſich tragend, repräſentierte bei uns nun die zuletzt angegebene Richtung. Er gewöhnte die Kinder an Einfachheit und Arbeit, verſetzte ſich in dieſer Beziehung durchaus in ihr Element: allein das Bild eines ſchönen Handwerkerlebens, einer Anſtalt, welche durch mannigfache Kunſtfertigkeit ſich blühend und ausgezeichnet erhöbe, in ſich tragend, bedurfte er dazu einer breiteren Baſis in der Bildung der Kinder; jede Beſchäftigung, welche an den Kindern nicht bildend ſchien, mußte ihm unangenehm ſein. Wenn er ſo in ſicherem Bewußtſein ſeiner Kunſtfertigkeit und der Ausführbarkeit ſeines Lieblingsbildes für eine ſchöne Zukunft treu arbeite, erwartete er, daß man ihm die Gegenwart ſo viel

möglich erleichtere, ihm nicht Hemmschuhe unterlege oder die nötigen Mittel zu seinem Zwecke versage. Das Maß, in welchem diese Richtung zu Tage trat, war im Grunde klein und das Nötige wurde gewissenhaft und treu besorgt, daß es an einem andern Orte, wo mehr Mittel vorhanden oder der Boden für ein solches Unternehmen nicht so ungünstig gewesen wäre oder eine Verwaltung nicht so mit Leib und Seele an der Anstalt selbst, als ihrem Lieblingskinde, gehangen, vielleicht nicht bemerkt worden wäre. Diese Verwaltung nun aber liebte die ganze Familie von Herzen; aber die Erhaltung der Anstalt selbst war gegenüber der Not Gewissenssache, gegenüber den Feinden und Spöttern Ehrensache geworden. Sie bestund zudem aus sehr praktischen Leuten, und zwar aus Leuten, die es von wenigem zu vielem gebracht hatten oder noch bringen wollten, aus Leuten also, die in der Gegenwart jeden Augenblick klug benutzten, im kleinsten Praktischen ein Samkorn zu künftig Bedeutendem sahen.

Sie mußte für die Gegenwart sorgen, und das knappe Geld machte ihr oft angst: ein teures Jahr, und die Anstalt wäre verloren gewesen. Sie sehnte sich nach einem Nebenerwerb. Weil man ihn früher in der Ferne gesehen, so meinte die menschliche Ungeduld, er sollte schon da sein, meinte, mit etwas Unbedeutenderem vorlieb zu nehmen, sei besser, als gar nichts. Sie fügte in der Hoffnung eines Erwerbs zum ersten noch ein zweites Gut, für welches man vierhundertfünfzig Franken Pacht zahlte. So meinten es beide mit der Sache recht innig; aber zu zwei Richtungen sich neigend, brachten die Umstände manche Pein hervor, welche ohne diese Umstände weggeblieben wäre. Was muß wohl der arme Hr. Schäfer gelitten haben oft, wenn man die Knaben zu Arbeiten in Anspruch nahm, während er glaubte, daß die Knaben ver-

ſäumt würden, daß alſo die Ungeduld der Verwaltung den reichlicheren Erwerb verzögere. Und wenn dann noch die Knaben in ihrer Unbehülflichkeit die wenigen Lehrſtunden nicht recht zu benutzen wußten: wie ungeduldig mußte es den guten Lehrer machen, daß wiederum ſo viel Zeit verſäumt ſei, daß er Tage lang vielleicht keine Zeit mehr zum Unterricht finde. Und hinwiederum that es der Verwaltung ſo oft weh, wenn ſie dem Hrn. Schäfer etwas abſchlagen, wenn ſie hart und die Kinder nicht achtend erſcheinen mußte, weil ſie den Beſtand der Anſtalt zu ſichern hatte. Und während dieſer gegenſeitigen Pein war denn doch nicht Krieg, nicht Unfrieden, ſondern Liebe und Zutrauen: denn bei verſchiedenen Anſichten blieb von beiden Seiten der Glaube an die Treue und die Liebe in des andern Bruſt. Und gerade dieſes Zuſammenfinden der beiden verſchiedenen Richtungen behielt die Anſtalt im rechten Geleiſe, denn keine behielt die Oberhand. Beide Teile ſchätzten und liebten einander: darum war ſehr oft ein gegenſeitiges Nachgeben, ein ſich Hineinſchicken in des andern Eigentümlichkeit oder die vorliegende Notwendigkeit, und dabei gewannen Kinder und Anſtalt.

Und wie der ſilberne Mond ſeine ſtille, unwandelbare Bahn durch die wechſelnden Gewölke, ſo wanderte unſere Mutter zwiſchen allem durch in ihrer unermüdlichen Treue, einen Tag wie den andern, und ſorgte für alles zu rechter Zeit und fand zu Unglaublichem Zeit, aber keine zu müßigem Gerede oder Geläufe. Wenn ſie oft mit ſo unglaublich wenig Milch wirtſchaftete zu Aller Zufriedenheit, ſo wäre vor dreihundert Jahren der Glaube entſtanden: gute Feen oder die frommen Erdmännchen deckten ihr in den heitern Nächten den Brunnentrog mit Nidle: dahin könne ſie gehen, leiſe, um Mitternacht, wenn alles ſchlafe, und mit großer Kelle den blank gefegten Kübel füllen zu einer tüchtigen Anketen.

So waren bei uns zwei Richtungen hervorgetreten, welche ich zu Nutz und Frommen hervorgehoben habe, damit sie jedem zum Bewußtsein kommen, der Hand an dieses Werk legen will. Ich habe es gethan ohne Furcht, daß diese Offenheit seltsam könnte gedeutet werden, da man sonst gewöhnlich alles rühmt in die Kreuz und in die Quer, besonders das Eigene. Ich habe über alles gesprochen, wie es mir in der Seele war, und glaubte, auch hier es thun zu müssen.

Schon lange war ein Auge in unserer Verwaltung immer auf die Schloß-Domäne zu Trachselwald gerichtet gewesen, welche aus cirka fünfzig Jucharten (die Juchart à vierzigtausend Quadratfuß) mittelmäßigen Landes besteht, die in der Hand eines Pächters war, dessen Pachtzeit bald auslief. Es war öfters davon die Rede gewesen, aber von zwei entgegengesetzten Seiten fand diese Meinung Widerstand. Hr. Schäfer fürchtete durch die Übersiedelung die Knaben bei so vieler Landarbeit noch mehr beeinträchtigt, ihre Ausbildung gefährdet, seinen Plan ganz zerstört zu sehen. Wir andern hingegen glaubten die Anstalt gefährdet, welche bei den großen Kosten der Übersiedlung, da eine Menge Vieh, Schiff und Geschirr angeschafft werden mußte, zu Grunde gehen zu müssen schien.

Indessen stellte sich uns die Unmöglichkeit, auf dem bisherigen Boden die Anstalt zu erhalten, immer deutlicher dar. Wir mußten tausend Franken Pachtzins haben. Wenn wir für zwei- oder dreihundert Franken Produkte verkaufen konnten, wobei man aber alles Brot kaufte, so war das alles. Wenn man die sämtlichen gewonnenen Produkte rechnete, so betrug ihr Wert wenig mehr als den Zins — Arbeitslohn für die Knaben, den Knecht, Herrn Schäfer sah also keiner heraus. Immer deutlicher stellte sich wiederum Herrn Schäfer die Untauglichkeit des innehabenden Hauses dar. Es war eine

rauchige Hütte, die einem manchmal faſt die Seele aus dem Leibe trieb. Kein Zimmer war groß genug. Das Lehrzimmer, in welchem der Ofen durch das Feuer in der Küche geheizt wurde, wo beſtändig gekocht werden mußte, wegen Mangel einer Feuermauer die Hitze nicht abgeleitet werden konnte, war im Sommer eine wahre Hölle. Ein kleines Stübchen war die einzige Zufluchtsſtätte für Herrn Schäfer und ſeine heranwachſende Familie. Der zur Werkſtätte eingerichtete Webkeller faßte kaum eine Dreh- und eine Hobelbank, und wenn drei Menſchen darinnen waren, ſo konnte man ſich nicht rühren. Es konnten in den obern Räumen durchaus keine Betten mehr angebracht werden. Es war da keine Möglichkeit, die gegenwärtige Knabenzahl im Hauſe zweckmäßig zu beſchäftigen, geſchweige denn, ſie zu vermehren. Zudem mußte Herrn Schäfer immer mehr die Zeit reuen, welche auf die hier ſo undankbare Landarbeit verwendet wurde. So geſchah es, daß die Sache ſelbſt beide Parteien bearbeitete und ſie zu einer Unterhandlung mit dem Staate um die genannte Domäne geneigt machte.

Glücklicherweiſe auch zog ſich dieſe Unterhandlung ſo furchtbar in die Länge, daß man Zeit hatte, die Sache von allein Seiten zu betrachten, und während man ihr immer geneigter wurde, konnte man ſich rüſten. Freilich bereiteten dieſe Unterhandlungen der Verwaltung eine fürchterliche Pein. In den dringendſten Sachen erhielt man monatelang keine Antwort; es tauchten allenthalben Hinderniſſe auf, ja entſchiedene Verſuche, den Verein und ſeine Beſtrebungen lächerlich zu machen. Dem entſchiedenen Einſchreiten des Regierungsrates hatte man es endlich zu verdanken, daß eine Pacht unter den gleichen Bedingungen, unter denen der frühere Pächter die Domäne inne hatte, abgeſchloſſen wurde. Nun

aber hatte man keine passende Wohnung. Es mußte ein Haus gebaut werden. Da der Grund und Boden dem Staate gehörte, so bewilligte derselbe auch einen Kredit von sechstausend Franken für dieses Haus, welche dann neben der andern Pacht noch zu verzinsen sind. Der Mangel an einer Wohnung, an deren Errichtung man nicht arbeiten konnte, bevor man das Resultat der Unterhandlungen wußte, hinderte, daß wir im Frühjahr 1838 hinüberziehen konnten. Wir mußten den alten Pächter noch ein Jahr schalten lassen, was nicht unser Vorteil war. Die Unterhandlungen über den Bau des neuen Hauses zogen sich durch den ganzen Sommer 1838 hindurch. Wenn man mit dem Staate fertig war, so kamen andere Hindernisse: es schien der Verwaltung manchmal, als ob eine unsichtbare Macht eine eigene Freude daran habe, sie immer an den Hag zu stellen, als ob sie dazu verdammt sei, einen Stein den Berg auf zu wälzen, den sie immer wieder unten im Thale holen müsse, wenn sie ihn endlich oben zu haben meine. Als man endlich im März 1839 hinüber ziehen mußte, weil unsere Pacht im Saal ausgelaufen war, so war nicht nur noch kein Stein zum Hause gelegt, sondern es konnte keiner gelegt werden, weil ein Spycher noch auf den Steinen stund, welche zum Fundament dienen sollten; und dieser Spycher konnte nicht abgebrochen werden, weil der Staat noch Korn darin hatte, und dieses Korn konnte nicht fortgeschafft werden, weil der Käufer einen Batzen oder sechs Kreuzer dem respektiven Finanzdepartement zu wenig darum geben wollte. Unsere Knaben mußten in einen Schopf untergebracht werden; es war häßlich Wetter; es waren alle Hände voll auf dem Lande und beim Bauen zu thun; die Röteln rissen ein, ergriffen mehrere Knaben, und zwei kleine Stübchen, welche beide zusammen nicht fünfundzwanzig Schuh im Qua-

drat halten, ſollten Eß- und Lehrzimmer ſein, der Familie des Herrn Schäfer dienen und noch die kranken Knaben beherbergen.

Es war eine harte, angſtvolle Zeit.

Und doch war alles recht ſo, und alles gereichte ſichtbar zum Heil. Dieſen Zögerungen haben wir nun ein nach dem Plane des Herrn Schäfer aufgeführtes Haus zu danken, welches ſeinem Zwecke vollkommen entſpricht, uns allen Freude macht und Herrn Schäfer Gelegenheit gab, die Handwerksfähigkeit der Knaben zu bilden und aus der Werkſtätte den zweiten Brotkorb der Anſtalt zu machen. Es enthält Raum für ungefähr fünfzig Kinder, zwei Werkſtätten, den nötigen Raum für Lehr- und Eßzimmer, eine artige Wohnung für den Vater: kurz, nicht zu viel, aber das Nötige. Dieſen Verzögerungen haben wir namentlich den ſchönen Hausplatz zu danken, wo das Haus auf die freundlichſte Weiſe der Sonne z'weg ſteht, vom ſchönen Hügel herab eine im Emmenthal ſeltene Fernſicht hat und als ein Troſt des Landes weit herum im Lande geſehen wird. Es ſteht das Haus eingewandet und in hellen Fenſtern glänzend; wer von Lützelflüh nach Sumiswald geht, der ſieht es hell und blank unter blauem Schieferdach, unterhalb dem Schloſſe Trachſelwald.

Aber eine harte Zeit ſtunden die Knaben, Vater und Mutter aus. Das große Gut mußte bearbeitet werden mit einem Knecht und zweiundzwanzig Knaben, von denen der älteſte ſechzehn, der jüngſte zehn Jahre zählte. Und es wurde bearbeitet und fleißig und gut, und jedes Werk zu rechter Zeit. Dazu aber mußten die Knaben alle Handlangerdienſte beim Bauen thun, den Keller graben, den Hausplatz ebnen, Sand, Steine, Kalk führen, löſchen u. ſ. w. Es war kein Tag, an welchem ſie nicht in Anſpruch genommen wurden

dazu. Am Abend konnten ſie dann in ihren Schopf zur Ruhe gehn. Und doch ward keiner krank; die Röteln zeigten ſich nur bei vieren. Sie wachſen auf wie Rohre am Bach und blühen, daß es eine Freude iſt; es iſt eine muntere, tüchtige Bubenſchar, deren Anſtelligkeit von allen Arbeitsleuten gelobt wird, deren aufrechte Geſtalten, deren heitere Blicke, deren ſinniges Weſen und fröhliches Singen auf eine auflebende, beſſere innere Welt ſchließen laſſen. Überhaupt iſt vielleicht ſelten in einer Anſtalt der Geſundheitszuſtand ſo gut geweſen: denn in fünftehalb Jahren haben wir nicht fünfzig Franken Arzt- und Arzneikoſten gehabt: aber die Knaben gehen im Sommer barhaupt und barfuß. Trotz der vielen Arbeit, der Unmöglichkeit, daß Herr Schäfer ſie beaufſichtigen konnte, da er alle Augenblicke ſelbſt in Anſpruch genommen wurde, verwilderten die Knaben nicht. Streitigkeiten unter ihnen riſſen nicht ein, wie denn überhaupt noch nie eine Prügelei bei ihnen vorgekommen iſt; eine einzige widrige Näſcherei beging ein Knabe, der die gewaltigſte Natur von allen hat, die ihn zuweilen wie eine unwiderſtehliche Macht überwältigt. Ein Knabe, der eines Fehlers ſich ſchuldig machte, darüber zur Rede geſtellt, wie man dieſes von ihm nicht erwartet hätte, begann zu weinen und ſagte, er hätte heute Morgen nicht gebetet gehabt, und da ſei das Böſe über ihn gekommen, er wiſſe nicht wie. Und das war keine Ausrede.

Aber auch die Kommiſſion hatte ſchweren Stand, mit Anſchaffungen viel zu thun, mit den Bauleuten viel zu verkehren, ſie zuſammenzuhalten faſt wie einen Trupp Flöhe, und nur dem ausgezeichneten Eifer und der Umſicht der Herren Tſchabold und Blau hatte man es zu verdanken, daß man ſo zu Wege kam. Und mitten in allen dieſen Wirren, faſt als ſie am größten waren, gebar die Mutter Herrn

Schäfer das erſehnte Söhnchen in dem kleinen Stübchen des kleinen Küherhäuschens, wo ſich niemand rühren konnte. Es ſollte ein Zeichen ſein, daß auf die Zeit des Harrens und Wünſchens die Zeit des Gewährens und Erfüllens gekommen; es ſollte Mut machen und Kraft geben zum Ausharren. Und es hellte ſich der Himmel auf und ſendete uns einen Herbſt hernieder, deſſen Lieblichkeit noch ſelten übertroffen wurde. Alle Herbſtarbeiten konnten auf das Prächtigſte beſchickt werden, eine reiche Kartoffelernte wurde uns beſchert, eine ſchöne zukünftige Ernte keimte, und die verzögerten Arbeiten am Hauſe konnten nachgeholt werden, ehe frühe Stürme Schaden gebracht oder früher Winter das Arbeiten unmöglich machte. Die Ausſichten klären ſich allſeits auf, es trittet die Zeit vor das Auge, wo das beidſeitige Ringen ſich zur Freude aller, zum Heil der Kinder, zur ſichern Begründung der Anſtalt oder Familie vereinigen wird. Es trittet dem Herrn Schäfer ein ſchöner Raum entgegen, in dem mannigfache Thätigkeit ſich entfalten kann: Werkſtätten ſind da, Vorarbeiten in Werkzeugen für dieſelben ſind gemacht; die Kräfte der Knaben ſind geſtählt für die Werkſtätte, während allerdings große Geduld und Langmut in der Schulſtube ſie empfangen muß. Sie ſind dieſen Sommer im Leben draußen geweſen und nicht in der Schule drinnen — aber der Vater weiß wohl, daß das Leben und nicht die Schule die Hauptſache iſt. Da einmal die Vorarbeiten gemacht ſind, ſo wird er die Räder luſtig ſchnurren laſſen an der Drehbank, daß es blanke Batzen regnet, und wenn einmal blanke Batzen kommen aus der Werkſtätte, dann iſt das Werk erſtritten, und der Vater hat, was er will, hat ſeine Wünſche auch ins Leben geſetzt. Und damit es möglich werde, damit die Kräfte allſeitig hinreichen, die Anſtalt auch für die, welche ihren Wert nach Köpfen

ſchätzen, bedeutender werde, hat man nun bedeutende Vermehrung derſelben beſchloſſen.

Der Verein hat dieſelbe beſchloſſen, die Verwaltung wird ſie ins Werk ſetzen. Herr Schäfer ſieht die Zeit kommen, wo ein ſicherer Sitz die nötige Ruhe geben wird zu einer ſichern, feſten Ordnung außer und im Hauſe, wo alles ſeinen Platz und alles ſeine Zeit hat: dann wird ihm wohl werden.

Die Verwaltung ſchöpft aber auch friſchen Atem. Der diesjährige Ertrag des Gutes, der in allem ein ſehr mittelmäßiger war, hat ſie belehrt, daß aus den zu verkaufenden Produkten wenigſtens der bare Pachtzins könne gedeckt werden, was jährlich, entgegengehalten dem Ertrag der frühern Güter, einen Mehrertrag von wenigſtens fünf- bis ſechshundert Franken macht, da unſer gegenwärtige bare Pachtzins achthundertfünfundſiebenzig Franken beträgt. Ferner haben es unſer Kaſſier, Herr Tſchabold, durch ſeine treue, uneigennützige Verwaltung, und Herr Schäfer durch ſein Eingehen in dieſelbe, dahin gebracht, daß die Überſiedlung und die damit verbundenen Koſten, welche zu ſechzehnhundert Franken angeſchlagen waren, der Anſtalt keine Gefahr gebracht haben. In der Angſt vor derſelben hatte man einen Aktienverein geſtiftet, zu fünfundzwanzig Franken die Aktie, zu vier Prozent zinsbar, und ſetzte demſelben als Hinterlage ſämtliches Vermögen der Anſtalt, das ſich doch über viertauſend Franken belaufen wird, ein. Man ſetzte ſiebenundſechzig derſelben im Amte ab und hatte ſomit über mehr als ſechzehnhundert Franken zu disponieren. Allein der Kaſſier zog keine einzige ein. Freilich entſtund dadurch in der Rechnung von 1838 bis 1839 ein Deficit von neunhundert Franken. Es war aber für weit mehr als dieſe Summe angekauft worden, und trotz vielen ſeitherigen Anſchaffungen wird das Deficit in dieſem

Jahre nicht größer werden. Es ist also ein Großes und Schweres glücklich überstanden. Und dieses soll eben den Mut geben, ruhigen Gemütes auszuharren bis ans Ende, denn noch ist nicht alles überstanden. Noch haben wir bei neunhundert Franken Schulden, werden bald neuen Zins für das neue Haus bezahlen müssen. Die Aufnahme von Kindern kostet ebenfalls zwei- bis dreihundert Franken. Die Werkstätte bedarf noch Vorschuß zum Ankauf von Material. Der neue, luftige Schlafsaal macht auf die Betten doppelte Decken oder Deckbette nötig. Ach, wir sind im Winter schon manchmal zusammen gewesen und hätten die Buben gerne besser bedeckt, aber wir hatten das Geld nicht. Herr Schäfer nahm dann die zweiten Anzüge zu den Strohsäcken, füllte sie mit Laub und wärmte die Kinder damit; und die Kinder blieben gesund und hell auf. Aber jetzt hilft das nicht mehr aus, es muß anders und wärmer gemacht werden unterm Schieferdach, als unterm Strohdach. Wir müssen noch mehr Kühe kaufen, wenn wir unser Futter auch gut und wie jetzt üblich an Mann bringen und die Unsauberkeit der Küherei von uns wegbringen wollen. So warten uns der Verlegenheiten noch viele. Der leidige Mangel ist noch da. Aber der Gott, der bis hieher geholfen, wird auch ferner helfen. Er hat noch Tau und Regen in seinem Himmel, damit arme Kinder Speise haben zu ihrer Zeit. Er prüfet wohl, aber dann kommt auch das Ende der Prüfung, der Segen, der im Ausharren liegt. Er läßt wohl Mangel leiden, aber dann öffnet er wieder, wie den Himmel zu warmen Regen, warme Herzen zu freundlichen Gaben zu rechter Zeit. Und diese Gaben werden immer freundlicher, immer reicher fließen, je mehr vor den Augen der Menschen die Einsicht aufgeht von der Größe der Not und daß Unternehmungen wie die unsrige nicht bloß sogenannte

gemeinnützige Proben seien, nicht politische Grillen, nicht Amts- oder Bauernspekulationen, sondern ein treues Handbieten an einem Werke, das alle angeht, welche das Vaterland lieben, alle, welche christliche Liebe zu ihren armen Brüdern im Herzen tragen.

So bin ich überzeugt, wir werden durchkämpfen; Gott, Brüder und unser Mut werden uns durchhelfen: wir werden zu den Zeiten gelangen, wo Herr Schäfer und wir uns ganz einigen werden, wo wir für Anstalt und Kinder in gleichem rechtem Maße werden zu sorgen vermögen, wo wir Gott danken und preisen werden, daß wir das Vergangene alles überstehen mußten, wo wir, wenn wir zusammensitzen, wie alte Schlachtenbrüder das größte Vergnügen daran finden werden, von den vergangenen Zeiten zu erzählen und den überstandenen Strapazen.

Und damit andere wissen, daß nicht im Stiften, sondern im Ausharren das Schwerste liege, daß der Anfang wohl schwer sei, aber der Anfang nicht nur einen Tag währe, sondern jahrelang, damit Klippen und auseinandergehende Richtungen nicht unerwartet aufstoßen und mutlos machen, damit ungünstige Stimmungen über Stiftungen solcher Familien nicht entmutigen, sondern im Gegenteil begeistern, habe ich das alles in wahren Treuen erzählet. Und besonders den Bewohnern des Amtsbezirks Wangen zu Lieb und Ehren, die auf ähnliche, aber günstigere Weise jetzt angefangen haben, wie wir vor bald fünf Jahren, denen aber auch noch manches warten wird zur Prüfung ihres Ausharrens; zu Lieb und Ehren aller bestehenden Anstalten habe ich in wahren Treuen erzählt, damit man erkenne, daß in Berichten von solchen Sachen die Wahrheit und das innere Leben die Hauptsache sei, und daß man wiederum prüfe, ob nicht hier oder

dort das Bestehen der Anstalt und eine schöne Rechnung oder hinwiederum die Kinder auf Kosten der Familie und der Familie Stand das Hauptaugenmerk geworden.

Jetzt, nach zehn Jahren, darf der Zusatz gemacht werden, daß die Hoffnung nicht getäuscht, der Mut nicht gesunken ist, die Anstalt alle politischen Stürme nicht bloß überlebt hat, sondern von ihnen unberührt geblieben ist und jetzt auf festern Füßen steht, als je zuvor. Die ausgetretenen Zöglinge machen zum größern Teil der Anstalt Ehre, einer ist bereits auch Armenvater. Sie haben sich schon zusammengethan zu einem Bunde, sich unter einander und den austretenden jüngeren Brüdern zu helfen nach Vermögen. Herr Schäfer steht der Anstalt nicht mehr vor; die Handwerksrichtung mußte aufgegeben, die Landwirtschaft zur Hauptsache gemacht werden, und wie wir glauben nicht zum Schaden der Anstalt. Zur Aufnahme meldeten sich in der letzten Zeit mehr Zöglinge, als man annehmen konnte. Es ist ein Gehülfe des Vaters angestellt. Die Kosten des jährlichen Unterhalts eines Zöglings belaufen sich auf ungefähr achtzig Franken.

Achtes Kapitel.

Der Bund.

Der Gedanke, den Pestalozzi hatte, ging also nicht unter, verhallte nicht wie ein ödes Geschwätz. Er wurzelte, keimte, erstund und entfaltet sich jetzt. Er entfaltet sich hier und dort: in der Schweiz, in Deutschland, in England. Und wie die Blume nur in kleinem Kreise duftet, von ferne in ihrem

niedern Wuchſe nicht geſehen wird: ſo leben dieſe Anſtalten auf, von wenigen gekannt, ſegensreich nur für einen kleinen Kreis. Im gegenwärtigen Weltgetümmel achtet man das Kleine nicht: auf Dampfſahrten bemerkt man nur Kirchtürme; Hütten gewahrt man nicht. Wenn ein großes Werk mit kleinen Mitteln begonnen werden ſoll, ſo zweifelt und zaudert der Menſch; wenn er alleine ſich ſieht einer ſchweren Gefahr gegenüber, ſo zaget er, ſein irrend Auge ſucht Gefährten. Wenn man daher jetzt mahnt und ruft, der einbrechenden Not zu wehren, ſo ſtutzt wohl die unthätige Menge. Ruft man nur oberflächlich, im allgemeinen auf, ſo bleibt ſie kaltblütig und meint, was ſie noch nicht brenne, ſei noch nicht nötig zu löſchen; zeichnet man die Gefahr in ihrer Größe und Nähe, ſo läßt die vorhin ſo kaltblütige Menge erſchrocken die Hände ſinken und verzweifelt an der Möglichkeit zu helfen.

Nun, glaube ich, ſei der Zeitpunkt da, die einzelnen Blumen zu einem Kranze zu winden, damit der Menge augenſcheinlich werde, wie groß bereits der Garten ſein müſſe, aus dem die Blumen gepflückt worden, auf daß ſie Mut faſſe und Glauben, den Garten erweitern zu helfen, Sümpfe und Heiden in Gartenland zu verwandeln. Ich glaube, wenn man einfach und deutlich und in ehrbarer Treuherzigkeit, fern von allem pompöſen Stil, mit welchem weltſche Penſionen ſich ankündigen, in welchem man die meiſten Berichte abfaßt, weil man meint, mit ſolchem Getön den meiſten Eindruck zu machen; wenn man ſo in ehrbarer Treuherzigkeit darſtellen würde, was an vielen Orten bereits an dieſem Werke gearbeitet worden, und von Zeit zu Zeit berichten würde über Fortſchritte und Rückſchritte, über den Segen Gottes und die eigenen Fehler: ſo bin ich überzeugt, die Menge würde ſtaunen über die Größe

des begonnenen Werkes, ihr Glaube würde erwachen, ihre Teilnahme lebendig werden. Eine Anſtalt mit einigen zwanzig Kindern kann man nur mit mitleidigem Lächeln anſehn, wenn man ſie vereinzelt der großen verwahrloſten Menge gegenüber betrachtet: Ihr guete Lüt, das bſchüßt ech nüt, ſagt man unwillkürlich. Betrachtet man ſie aber als einen kleinen Teil eines großen Ganzen, weiß man, daß an fünfzig, hundert Orten das gleiche geſchieht: da kömmt der Reſpekt, die Sache erhält eine ganz andere Geſtalt, es wird einem unwillkürlich der Glaube aufgedrungen, das müſſe doch helfen, und wenn das nicht helfe, dann ſei allerdings alles verloren. Wenn man nun z. B. kund und zu wiſſen thut, daß im Kanton Bern mit ſeinen viermalhunderttauſend Einwohnern bereits weit über vierhundert Kinder auf dieſe Weiſe erzogen würden: müſſen da die meiſten ſich nicht verwundern und ſagen, das hätten ſie nicht gewußt, ja, und das müſſe doch helfen? Und wenn man zu dieſem Glauben kömmt, ſo kann man im Kanton Bern durch Unterſtützung der beſtehenden, durch Stiftung neuer Familien nicht ſchwer die Zahl verdoppeln: und wer will dann ſagen, in zwanzig, vierzig, hundert Jahren helfe das nichts?

Die Chriſten unternehmen die Heidenbekehrung und glauben an ſie, und ich glaube auch daran: vielleicht wird ſie in tauſend oder dreitauſend Jahren vollendet. Nehmt nun, welch koloſſales Werk dies iſt, welchen Glauben dieſes Werk fordert, gegenüber dem, die mitten unter uns wie Heiden aufgewachſenen Kinder zu Chriſten zu machen! Wir bewundern die Fortſchritte der Miſſionen, ihre Berichte erregen Staunen, wecken unſere Teilnahme, ziehen dem koloſſalen Werke uns zu, und was wir nicht mit eigenen Augen zu ſehen, zu prüfen vermögen, das ſuchen von Zeit zu Zeit reiſende Brüder uns zu

vergegenwärtigen. Nun, meine ich, sollten alle, welche an die christliche Auferbauung armer Kinder Hand angelegt haben, sich auch zusammenthun und vereint darstellen, was vereinzelt so schön emporblüht. Ich meine nicht, daß man sich in einen Verein zusammenthun, daß man alle Bestrebungen nach einem Model formen, alle Richtungen in eine zwingen solle — sondern daß man gemeinsam alle diese Bestrebungen und Richtungen zusammenstellen und als Arbeiten an einem Werke dem Publikum vor Augen stellen solle, und dieses nicht einmal, sondern von Zeit zu Zeit in ehrbarer Treuherzigkeit. Diese Berichte würden ja auch eine Art Heidenböte sein und sicher gerne gelesen werden und sicher die Überzeugung in vielen wecken, daß der Glaube noch immer Berge versetze. Wie das auszuführen sei, das mögen doch die bedenken, denen das Werk am Herzen liegt und deren Stellung und Wohnung sie zu einer solchen Berichterstattung befähigt, sie befähigt, das einzelne allenthalben zu vernehmen und mit den Leitern des einzelnen sich zu befreunden.

Wohl, wahrlich, das wird und muß helfen.

Und wenn dann noch eines hinzukommt, was ich hier nur andeuten kann, so wird wahrlich Unglaubliches geschehen, und dessen Früchte müssen bald sichtbar werden. Wenn nämlich jeder, der eingesehen hat, daß nur durch christliche Erziehung dem Volkselend abgeholfen werden kann, nun nicht bloß Geld giebt zu diesem Werke, sondern diese seine Meinung geltend macht in allen seinen Verhältnissen, in seinem eigenen Hause, gegen seine Kinder und ganz besonders gegen seine Dienstboten, sie geltend macht in Gemeinde und Staat, wenn er selbst oder durch andere heilloses Verfahren von Gemeindsbehörden schriftlich und mündlich rügt: so wird diese freimütige, feste Willensäußerung einen wunderbaren Einfluß auf

die öffentliche Meinung, auf alle Verhältniſſe haben, ja, ſie wird recht eigentlich die Atmoſphäre bilden, welche das begonnene Werk ſchützend und nährend trägt. Da braucht's wiederum keine Statuten, keinen äußerlichen neuen Bund, ſondern jeder werde ſich nur des alten Bundes bewußt, den er mit Chriſtus geſchloſſen, und ſtelle ſich dieſem gemäß allenthalben und gegen jedermann ohne Welt- und Menſchenfurcht dar und halte das Chriſtentum höher als jede Mode, jeden Brauch.

Wie nun jedem Teilnehmer das Bewußtſein eingegraben werden ſoll, daß ſein Thun nicht ein vereinzeltes, ohnmächtiges ſei, ſondern ein Beitrag zu einem großen, bereits mächtig gewordenen Gotteswerk, ſo muß ganz beſonders dieſes Bewußtſein ſich eingraben den Vätern und Müttern der armen Kinder. Dieſes Bewußtſein muß ſie heben und tragen, muß ſie ſo manchem entſagen laſſen unbeſchwert, muß alle Tage ihre Liebe neu werden laſſen über den armen Kindern, die ſo oft dieſer Liebe lange ihre Herzen nicht werden öffnen wollen. Aber gerade darum ſollten beſonders ſie nicht vereinzelt ſtehen, die einen hier, die andern dort, ohne von einander zu wiſſen, ohne zu geben und zu empfangen, ohne Liebe zu einander, ohne Teilnahme an einander. Sie, eigentliche Haushalter Gottes, müſſen Hand in Hand ſchlagen in treuem, brüderlichem Sinne, nicht die eigene Ehre zu ſuchen, ſondern die Ehre deſſen, der ſie geſandt hat, nicht bloß das Gedeihen ſeines anvertrauten Teiles zu ſuchen, ſondern zu beten und zu trachten nach dem Gedeihen des Ganzen, von dem das Eigene nur ein kleiner Teil iſt. In dieſem brüderlichen Sinne, ohne Selbſtſucht und Dünkel, ſollen ſie lehren und lernen, jeder dem andern ſein Beſtes geben, jeder am Vorzug des andern ſeine Freude haben. Ihnen giltet auch, wie Jeſus

seinen Jüngern die Füße wusch, und was er dabei sagte: wer der Größte sein wolle, müsse der andern Diener sein, und wenn sie seine Jünger sein wollten, so müßten sie sich lieben, sich dienen unter einander. Hier darf die Separation nicht bestehen, wie sie zwischen Haushaltungen ist, wo eine Hausfrau der andern ihre besten Künste verbirgt, über die Mißgriffe der Nachbarin sich freut, weil sie um so größer zu werden hofft durch die Fehler derselben. Ja, wo solches geschehen sollte, da hat der Teufel sein Spiel, da wird wirklich ein Frevel begangen am Heiligtum. Wo aber gar kein Verband ist zwischen Müttern und Vätern, da ist es nicht gut, da zieht sich gerne das Herz zusammen, der Gesichtskreis verengt sich, Vorurteile bilden sich, das eigene Gute wird zu groß, die drückende Bürde scheint zu schwer, Dünkel oder Mißmut erwachen. Oder es lagert sich so nach und nach eine gewisse Schwäche, ein sich Gehenlassen über die ganze Familie; es entsteht statt frischem Leben ein Ziehen und Schleppen, statt fröhlichem Wesen pedantische oder düstere Gesichter, und der Schlendrian frißt um sich wie der Schwamm in einem neuen Hause.

Nein, es müssen Väter und Mütter eine Familie bilden, treue Brüder und Schwestern; ihre Kräfte müssen sich ergänzen, ihre Liebe muß sich erfrischen. Und in dieser Liebe werden sie jung bleiben, wenn schon die Haare grau werden, und diese Liebe wird sie stark und rührig erhalten, wenn schon die Glieder alt und steif werden. Ich möchte sie alle bitten, sich zu suchen: sie werden sich sicher alle finden, wenn der rechte Geist in ihnen weht. Aber dieses sich Suchen und Finden soll wiederum kein Sich-zusammenthun in eine Kaste sein, ein sich emancipieren und selbständig machen von allen Vorständen, Kommissionen, Teilnehmern am Werke: das wäre

dumm, das wäre wahrhaft geſchulmeiſterlet, wäre der Sache das Grab gegraben, wäre ein Zeichen, daß man des Herren Sache zu der eigenen gemacht, ſie des Segens und des Geiſtes des Herrn beraubt.

Aber ſollen nicht auch die armen Kinder ſich bewußt werden, daß ſie einer großen Familie angehören, daß ſie gar viele Brüder und Schweſtern haben, daß die Liebe gar groß ſei, die ſie an ihr Herz genommen, daß nicht nur das Mitleid das tägliche Brot ihnen reiche, ſondern daß ſie erzogen würden zu Gliedern eines großen Bundes, der dem Vaterland Heil und Segen bringen, im Himmel ſein Erbteil finden will?

Soll dieſes Erziehen armer Kinder nicht geboren werden als ein Kind des ſich wieder aufſchwingenden, des wieder dem Himmel zuſtrebenden Zeitgeiſtes, der vor vielen hundert Jahren die Münſter geboren, die Klöſter aufgebaut hat? Soll es nicht das hehre Münſter ſein, in dem wir uns entſündigen wollen? ſoll es nicht der große Denkſtein ſein, den wir ſetzen wollen, nicht geſtorbenen Menſchen, ſondern dem Geiſte, der wieder in uns lebendig geworden?

In den Münſtern erhoben ſich die Menſchen zu Gott und weihten ihm ihre Seelen; die Münſter ſelbſt aber, Werke ihrer Hände, weihten ſie Heiligen, in denen ſie Gott ſich nahe getreten glaubten. Hohen Geiſtern vergangener Zeiten, in denen eine hohe Kraft zu Tage getreten, baut man tote Denkmäler auf in dieſer Zeit, ſie ſehen aus wie Grabmäler, etwas Entſchwundenem errichtet, das wir auf Erden nicht mehr ſehen werden. Unſer Münſter iſt zur Heiligung von Kindern zuſammengefügt; es ſtreben aus demſelben nicht hehre Türme zum Himmel empor, aber die Seelen der Kinder ſelbſt ſollen zum Himmel aufwachſen. Und dieſes Münſter, dürfen wir es

nicht auch einem Heiligen weihen? Dürfen wir es nicht als ein lebendig Denkmal dem Geiſte weihen, der die Idee wieder ins Leben rief: die Kinder Chriſto zuzuführen, daß ihnen das Himmelreich gehöre, daß dieſes Himmelreich ihnen aber nicht eingegoſſen, ſondern in ihren eigenen Herzen entfaltet werden müſſe; — dem Geiſte, der alles verließ, zu den armen Kindern eilte, deren Väter für das Vaterland verblutet waren, ſie um ſich ſammelte, für ſie bettelte, für ſie lebte, bis das Geſchick ihn weiter riß? Er ſelbſt richtete kein Werk auf, das ſeinen Namen trägt; er hinterließ aber ſeinen Geiſt auf Erden, der nun in ſo vielen lebendig wird. Und dieſem Geiſt, der den Namen Peſtalozzi trägt, wollen wir dem kein Denkmal ſetzen, kein Monument? Aber ein Grabmal dürfen wir ihm nicht erbauen aus Holz oder Stein; er iſt kein entſchwundener Geiſt. Dem lebendigen Geiſte muß ein Denkmal geſetzt werden, daß er lebt, ein lebendig Denkmal, ein Denkmal, auferbaut aus dem, was dieſer Geiſt geſchaffen, ins Leben gerufen hat. So ſei denn unſer Werk ſein lebendig Monument, unſere Anſtalten der unverwelkliche Lorbeerkranz, der ſein verklärtes Haupt umwindet, und alle fünf Jahre ſei der ſchöne, hehre Peſtalozzi-Tag, an welchem die Mütter und Väter mit ihren armer Eltern Kindern ſich ſammeln aus dem ganzen Schweizerlande auf einem Felde, mit Wald bekränzt, um da in freudigem Danke dem Vater im Himmel Opfer zu bringen, daß er einen Geiſt auf Erden geſandt habe, der wieder an die armen Kinder gemahnt, und daß man nicht vergeſſe, daß noch immer gelte, was unſer Herr und Meiſter geſagt: Laſſet die Kindlein zu mir kommen. Dieſer Tag wird neues Leben bringen in jede Familie, wird den Funken der Begeiſterung hell lodern laſſen, vielleicht für ſein ganzes Leben lang, in jedes Kindes Herz. Und wem da nicht auf-

geht sein Herz im Anblick der fröhlichen Jugend, und wer da nicht an die Bedeutung des Werkes glaubt und sein Beginnen segnet, dem wird nie sein Herz aufgehen. Und dieses Fest wird nie veralten, seine eigentliche Weihe wird es hundertmal herrlicher durch die erhalten, die als Jünglinge und Hausväter, Hausmütter mit all ihren Kindern kommen und loben und preisen die That, die an ihnen gethan worden, loben und preisen Gott, der ihnen, zum Elend Gebornen, das Himmelreich ins Herz hat pflanzen, dem Elend sie entreißen lassen.

Das ist ein wahres Nationalfest, der Schweizer würdig, würdig des ersten Mannes, den in letzten Zeiten die Schweiz geboren. Nur ein lebendig, jedesmal neu werdendes Denkmal, ein jedesmal neu und höher geweihtes Fest, das sei unser Pestalozzi-Tag, der Schweizer Ehrentag, der uns zum Leben heiliget, den Himmel uns näher bringt, zum heiligen Bund für alles Hohe und Heilige unsre Herzen weiht!

Wohl weiß Jeremias Gotthelf, daß er hier einen Traum in Worte gefaßt. Aber wie manches ist als Traum in die Seele, ins Leben getreten, verschwamm, aber es war auch ein Saatkorn und erstund nach Jahren wirklich in der Wirklichkeit! Man spotte des Traumes nicht, sondern arbeite getreulich am Werke: die Zukunft wird offenbaren, ob im Traum Leben war.

* * *

Ganz Traum waren die Worte nicht. Eine Pestalozzi-Armenanstalt ist entstanden, ein schweizerisches Denkmal der ehrwürdigen Eidgenossen. Dort sollen alle Jahre Eidgenossen sich sammeln, um neues Leben, neue Kraft zu schöpfen zu solchen Liebeswerken. Dort wäre der wahre Festplatz auch für die Kinder.

Neuntes Kapitel.

Letztes Wort.

Das Büchlein, die Armennot, wurde vor elf Jahren geſchrieben. Was liegt nun alles zwiſchen damals und jetzt! Damals war die Eiterbeule geſchloſſen, vielen Augen nicht einmal ſichtbar; der Körper des Patienten ſtand aufrecht, viele waren mit ſeinem Ausſehen wohl zufrieden. Wenn auch zuweilen ein Zucken durch die Glieder fuhr, ſo hielten viele dafür, es ſei ein vorübergehender Fieberſchauer, wie ſie durch alle Körper fahren, geſunde und kranke. Wenn man von dieſer Eiterbeule ſprach und brummete darüber, nach Urſachen und Heilmitteln forſchte, war es vielen eine Ärgernis, vielen eine Thorheit. In einem Lande ward dieſes arme Büchlein verboten, in einem Vereine, deſſen Mitglied der Verfaſſer war, verächtlich bei Seite geſchoben. So war es damals. Dann ward es anders. Die Eiterbeule ſchwoll, brach auf; durch Reizmittel aller Art, durch Hauen und Stechen entſtand der Bruch; ihre ſtinkenden Fluten ergoſſen ſich über Europa, drohten das Zerreißen aller Verhältniſſe, in den Zuckungen des Todes lagen Ordnungen und Staaten, es ſchienen die Tage wirklich gekommen, von denen die Schrift ſagt: „Und ich ſah, und „ſiehe, da war eine weiße Wolke und auf der Wolke ſaß einer, „der gleich war einem Menſchenſohn, der hatte eine goldene „Krone auf ſeinem Haupte und in ſeiner Hand eine ſcharfe „Sichel. Und ein anderer Engel ging aus dem Tempel und „ſchrie mit ſtarker Stimme zu dem, der auf den Wolken ſaß: „Schlage deine Sichel an und ernte, denn die Zeit der Ernte iſt „dir kommen, denn die Ernte der Erde iſt dir dürre geworden.

„Alſo ſchlug derjenige, der auf der Wolke ſaß, ſeine Sichel „an die Erde, und die Erde ward geerntet. Und ein anderer „Engel ging aus dem Tempel, der im Himmel war, und es „hatte auch derſelbe ein ſcharfes Rebmeſſer. Und ein anderer „Engel ging aus dem Altar, der hatte Macht über das Feuer, „und er rief mit großem Geſchrei, zu dem, der das ſcharfe „Rebmeſſer hatte und ſprach: Schlage dein ſcharfes Reb„meſſer an und ſchneide die Trauben des Weinſtockes der Erde „ab, denn ſeine Trauben ſind reif worden. Und der Engel „ſchlug ſein Rebmeſſer an die Erde und ſchnitt den Weingarten „der Erde und warf die Trauben in den großen Kelter des „Grimmes Gottes. Und die Kelter ward gekeltert außer der „Stadt, und das Blut ging aus der Kelter bis an die Zäume „der Pferde durch ſechszehnhundert Stadia“ — und wie es weiter abſonderlich heißt und zu leſen iſt in den folgenden Kapiteln der Offenbarung St. Johannis. Weil von allen Seiten nicht beachtet worden folgende Mahnungen des Apoſtels Paulus: „Ihr ſeid zur Freiheit berufen, lieben Brüder, allein „ergreifet die Freiheit nicht zum Anlaſſe dem Fleiſche, ſondern „durch die Liebe diene einer dem andern. Denn das ganze „Geſetz iſt in einem einigen Worte verfaſſet: Liebe deinen „Nächſten als dich ſelbſt. So ihr euch unter einander beißet „und freſſet, ſo ſehet zu, daß ihr nicht unter einander ver„zehret werdet;“ — ſo ſchien der Tag gekommen, wo wirklich einer vom andern gefreſſen werden ſollte, eine Menſchenfreſſerei, ein Kannibalentum nach ganz neuer Mode. Es entſtand wirklich ein großes Verzehren unter einander und erſt nachdem viele verzehrt worden, die Blutſtröme weithin ſich ergoſſen, aus der Stadt hinaus, weithin über das Land, ward dem Morden ein Ende gemacht, das Strömen des Fluſſes aus der Eiterbeule geſtillt. Aber die Wunde iſt nicht geſchloſſen,

weit aus einander klafft ſie noch, blutig und ſchauerlich; nicht einmal rein gewaſchen iſt ſie, das Nötige zu ihrer Heilung nicht vorgekehrt. Die Ärzte ſind verſchiedener Meinung, und was einer will, verdächtigt der andere. Die einen wollen die Wunde ausbrennen, wie man es mit Bißwunden von tollen Hunden pflegt, andere zu neuem Fließen reizen, wie es gehalten wird mit aufgebrochenen Stellen in einem ungeſunden Körper, andere ſie einfach zunähen mit gutem Zwirn und dann ſagen: Jetzt iſt es gut. Punktum und Sand drauf!

So ſtehen ſie da an der Wunde, die, die zu ihrer Heilung berufen ſind. Da ſteht man jetzt an einer ganz andern Stelle, als damals vor elf Jahren. Das Büchlein dagegen wird nicht umgeſchaffen, der Verfaſſer ändert nicht. Denn dasſelbe hat zum Armenweſen ſein damalig Verhältnis behalten, nur daß, was damals vorausgeſehen worden, jetzt in Erfüllung gegangen iſt. Würde dasſelbe jetzt geſchrieben, wäre die Form vielleicht eine andere geworden, der Gang der Gedanken ruhiger geregelt, die Macht, welche elf Jahre am Verfaſſer geübt, wäre auch am Büchlein ſichtbar geworden. Dasſelbe hätte möglicherweiſe eine breitere Grundlage bekommen, die Heilmittel wären allgemeiner behandelt worden, es hätte ſich kaum in die Darſtellungen der Armenanſtalten im allgemeinen und die Anſtalt in Trachſelwald insbeſondere zugeſpitzt. Ja es wäre vielleicht ſogar das neue Wort für die alte Sache, der Ausdruck innere Miſſion gebraucht worden, und das Büchlein hätte das Glück, den Schriften über dieſelbe beigezählt zu werden. Indeſſen dieſes alles ſind Nebendinge; in der Hauptſache iſt des Verfaſſers Anſicht die gleiche geblieben, und warum ſollte ſie es nicht? Hat nicht die Entwickelung der Dinge für ihre Richtigkeit gezeuget? Über die Natur der gegenwärtigen Armut herrſchen kaum mehr Zweifel, man ſieht ſie für eine giftige

Wucherpflanze an; man erkennt, wie eine unzählbare Masse von Armen das geworden ist, was der hungrige, faule Mensch ohne Religion, namentlich ohne christliche, ohne andern Besitz als tierische Triebe und einige Schlagwörter des Zeitgeistes, werden muß: gierige zähnefletschende Wölfe. Arme wird es immer geben, so will es Gott, aber diese Natur der Armen, die ist nicht von Gott, die ist vom Menschen. Jetzt wie damals ist der Verfasser der Ansicht, daß an dieser Natur die höhern Stände und die Regierungen die große Schuld tragen. Es gab eine Zeit, wo die Mehrzahl in den höhern Ständen nicht mehr Christen waren, des Christentums sich recht eigentschämten als einer gemeinen Sache für gemeine Leute und, statt bei diesen den christlichen Sinn zu pflegen, für die unchristlichsten Dinge sie gebrauchten, ihnen so recht handgreiflich unter die Augen stellten, was sie selbst vom Christentum hielten, das nämlich, daß erstlich dasselbe sie nichts anginge, daß zweitens die gemeinen Leute sich über dasselbe hinwegzusetzen hätten, sobald ein Höherer es ihnen gebiete, wenn der Gemeine nicht gewärtigen wolle, daß sein Leib getötet werde. Daß man weder einen göttlichen Richter, noch ein göttlich Gericht zu fürchten hätte, bewies man durch das eigene Beispiel. Wo das Christentum die Menschen nicht durchströmt und bindet, gehen sie aus einander, Kasten entstehen, vornehme und geringe, tiefe Klüfte trennen diese. So kam der Hochmut über die höhern Stände; die, die niedriger gingen, sah man kaum an, die Armen vollends nicht; persönliche Berührung hätte man für ein Unglück gehalten, und wenn man auch Gaben geben ließ, teilte man in gedoppeltem Maße Laster und Unglauben mit. Die Regierungen hatten zumeist den Sinn der höhern Stände, trugen ihn über auf ihr Regiment. Das Christentum schien ihnen soweit brauchbar, als es der äußern Zucht eine

gewiſſe Sanktion gab; alles Einwirken ins Leben war zumeiſt widerlich; alle Mühe, den chriſtlichen Sinn zur Geltung zu bringen, wurde zumeiſt als kirchliche Anmaßung verhöhnt oder niedergetreten. Sie gaben das Beiſpiel in Sonntags-Entheiligungen, ſetzten ihre eigenen Geſetze über die göttlichen, trieben Abgötterei mit Juriſten und Juriſterei, thaten als ſei die Menſchheit geſchaffen, um Staaten zu bilden, in denen Juriſten und Regenten leben könnten als wie im Himmel. Und zum Unglück über alles aus übte das Wort Aufklärung über viele eine zauberiſche Kraft, ſoweit es die perſönlichen Rechte nicht berührte. Um der Aufklärung willen ließ man die Schulen, höhere und niedere, heidniſch verlottern, ſuchte unter allem Volke die aufgeklärteſten, d. h. die ungläubigſten Menſchen aus, ſetzte ſie als Beamtete unters Volk, daß das Volk an ihnen ein Beiſpiel nehme, und zum Exempel, wie man ungläubig ſein, unchriſtlich und doch den Regierungen ſehr angenehm leben könne, ja vielleicht ſogar Orden kriegen und Penſionen.

Auf dieſe Weiſe kam in die Armut das tödliche Gift, machte ſie zu der furchtbaren Wucherpflanze Europas, welche Land und Leute verderbend umſchlingt. Dieſes war die Anſicht des Verfaſſers im Jahr 1839, dies iſt ſeine Anſicht geblieben bis auf den heutigen Tag, den 7. September im Jahr 1850. Vor elf Jahren ſah er gegen die drohende Not das einzige Heil in dem, in welchem alles Heil liegt, in Chriſto. Die ſichtbar gewordene Liebe allein konnte helfen und heilen, denn es giltet nicht bloß das Helfen, ſondern eben auch das Heilen; die brüderliche perſönliche Teilnahme der Habenden an den Nichthabenden, beſonders die liebevolle Sorge für ihre Kinder, bei welchen das Gift des Neides und des Haſſes noch keine Kruſte gebildet. Wie der Abfall zuerſt von oben kam,

ſollte auch oben die Umkehr beginnen, die Heilmittel bereitet werden, und wenn dieſe bloß in Geld oder Geſetzen, in Steuren oder Tellen, in dieſer oder jener Form geſucht würden, bereite man ſich nichts als bittere Täuſchung. So meinte es der Verfaſſer vor elf Jahren und hoffte wirklich guten Mutes auf dieſe Umkehr in der Liebe. Es ſchien ihm, als begönnen die Spitzen der Berge ſich zu röten, als verkünde ein lieblich weiches Morgenrot einen jungen ſchönen Tag, als ſteige Chriſtus wieder über den Völkern auf, als verkläre ſeine Liebe manch hohes Haupt. Da war's, wo der Verfaſſer ſich täuſchte; es kam ganz anders. Wie oft iſt der Morgen ſchön, ſcheint einen ſchönen Tag zu verheißen und täuſcht. Die Wolken ſteigen auf aus der Tiefe, kommen daher geflogen, es ballen ſich zornige Gewitter, ſtatt voll Sonnenſchein und Freude wird voll Sturm und Donner der Himmel, voll Schrecken der Menſch. Es war wie der Wächter zurief dem Manne von Sehir, als er ihn fragte: Wächter was ſagſt du von der Nacht, Wächter was ſagſt du von der Nacht? Es iſt zwar der Morgen kommen, aber es wird auch die Nacht kommen. Wo der gute Geiſt nicht iſt, da kommen die böſen Geiſter, und haben die Macht im Hauſe, in das ſie gezogen, bringen das Ungenügen, den Neid, ſtiften die Feindſchaften, reden aus Mutwillen, um Schaden zu thun, und drehen denſelben dick ineinander. Es war, als ſei der Tag ſchwarz geworden und Finſternis habe ſich gelagert über die Völker, einzelne Windſtöße wirbelten den Staub auf, machten die Augen trübe, beugten die Bäume, die Häuſer bebten. Schwer legte es ſich auf jede denkende Seele, ein wunderbar Bangen lähmte die guten Kräfte; das Morgenrot wurde von der Nacht verſchlungen. Die Eiterbeule ſchwoll; ſtatt mit heilendem verteilendem Balſam ward ſie von den böſen Geiſtern mit ätzenden Giften beſtrichen; ſie ſollte auf-

brechen, ſie ſollte, einem feuerſpeienden Berg ähnlich, einen Lavaſtrom ergießen, zu verzehren die ganze alte Welt und die Ordnung der alten Welt.

Damals, eben in Mitte dieſes fluchwürdigen Treibens, bald vier Jahre her mögen es ſein, ſollte dieſes Büchlein neu aufgelegt werden; im Wirbel der Zeiten unterblieb es. Damals, als es trüber und trüber ward auf Erden, ſchrieb der Verfaſſer ins Vorwort: „Es ſchien die Zeit zu nahen, wo der Reiche zum Engel der Armen wird, der Arme Gott lobet und preiſet, der Liebe und Treue wegen, welche ihm durch den Reichen wird.“ Aber anders ward es. Ein wild wüſt Wetter hat den ſchönen Maien verſchlungen; wo Leben war, ſitzt jetzt der Tod. Schwarmgeiſter brachen aus der Tiefe, entfeſſelten die böſen Geiſter in des Menſchen Bruſt, die alte Gier nach dem, was des Nächſten iſt, fletſcht neu die Zähne; der Sinn, der Gott und Menſchen haßt und das Eigene ſucht, ſetzt ſich wieder feſt auf ſeinem alten Throne; von dieſes Thrones Stufen gehen aus durch das Volk die Lügen-Propheten, von denen Micha ſagt: Sie verführen das Volk, beißen mit den Zähnen, predigen Frieden und rufen den Krieg aus gegen den, der ihnen nichts giebt; Propheten, welche die Freiheit des Fleiſches predigen, das Heil, das von außen kommt, das alte Heidentum, welches zu ſich in den Kot die Götter zieht, welche verhöhnen der Chriſten Gott, der zu ſich hinauf nach dem Himmel die Menſchen ziehen will, welche verkünden die Rechte des Tieres zu allem, was ihnen vor Schnauze oder Schnabel kömmt, und dieſe tieriſchen Rechte Menſchenrechte nennen. Wo im Taumel der Überraſchung die Macht in ihre Hände kam, da ſtachelten ſie all ihre Unterthanen auf, hetzten ſie mit ſchauerlichem Geſchrei auf Ariſtokraten, Pfaffen, Jeſuiten und Reaktionäre, und darunter verſtunden ſie alle, welche Ordnung

wollten und Christum festhielten. Eine unduldsamere Brut war nie unter dem Himmel, als die, welche jetzt so wild nach unbedingter Freiheit schreit, welche so frech unbeschränkte Rechte fordert. Wann die Stunde kömmt, in welcher Gott der sumsenden Menge die Augen öffnen, ihr die Schlangen zeigen wird, welche sie verführen, weiß er allein. Aber die Stunde ist da, wo jeder Christ den Schlotter sich vom Leibe schütteln muß, sein Licht nicht mehr unter den Scheffel stellen darf. Die Kinder der Welt fahren mit Fahnen in der Welt herum wie Herolde der Thorheit zu Fastnachtzeit; die Kinder Gottes aber sollen ergreifen die Kriegsrüstung Gottes, auf daß sie in bösen Tagen Widerstand thun, alles wohl ausrichten und bestehen mögen, umgürtet mit Wahrheit, gepanzert mit Gerechtigkeit, gewaffnet mit dem Schilde des Glaubens, dem Helme des Heils, dem Schwerte des Geistes und dem Worte Gottes.

„Vor der Tenne ist die Wurfschaufel wieder und will die Tenne fegen. Wer nicht gefegt werden will, der lasse den Zweiherrndienst, die Feigheit der Zeit, und sei ein Christ, frei und frank, in Wort und That.“

So schrieb der Verfasser, als die gewitterschwangere Wolke am Himmel sich türmte, die Beule an der Menschheit aufschwoll. Was die Schwarmgeister wollten, geschah: die Beule sprang, der Sturm brach los, Revolution um Revolution wälzten ihre trüben Fluten über die Erde, spritzten ihren Schaum bis zum Himmel auf.

Da sandte Gott auch seine Gerichte; sie donnerten über die Völker, sie beugten hohe und niedere Häupter; die Wut wandelte sich in Wimmern; es ward offenbar die Macht des Herrn und die Ohnmacht der Menschen. Stiller ist es wieder auf Erden geworden, die Stürme legen sich, den Donner hört man nur noch in der Ferne, Atem sucht die erschöpfte Mensch-

heit; es ſehen die Augen ſich um nach dem, was geweſen, was geblieben. Und dieſe ſehen die Gräber von Tauſenden, ſehen zehntauſend Arme, wo früher tauſend geweſen, ſehen Not, wo früher reichliches Brot war, ſehen verſchüttet zahlreiche Quellen des Erwerbs, ſehen Paläſte in Trümmern, ſehen in Aſche und Schutt Millionen, Millionen Eigentum. Einem verhagelten Saatfelde gleicht die Erde, faſt einer Prairie, deren dürres Gras das Feuer verzehrt, alles Leben getötet, die nun, nachdem das Feuer verglommen, da liegt wüſt und ſchwarz, in grauen ſtinkenden Rauch gehüllt. So ging es und ſo iſt es, und alles Warnen war vergeblich, jedes Menſchen Stimme verhallte ungehört im Toben der Menge, jedes Haupt mußte ſich beugen vor Gottes Donner und jeder Mund ſprechen: Gott ſei mir armen Sünder gnädig. Iſt's möglich, ſo gehe der Kelch an uns vorüber, doch nicht unſer, ſondern dein Wille geſchehe. Es war lange, als verhallten auch die Gebete der Menſchen im Donner der Kanonen, als habe Gott ſein Auge in Pulverdampf verhüllt, wolle die Schwerter der Reiter mähen laſſen in blutigem Felde, bis geſchnitten ſei das ganze Feld. Verziſcht im Blute ſind die losgebrochenen Kräfte, im Gefühl der Ohnmacht iſt der Zorn erblaßt; die zerriſſenen Dämme werden unterſucht, ſollen geſchützt werden durch neue Wehren, das Uebergebliebene wird zuſammengeſucht, ernſte Augen durchforſchen das rauchende Feld. Wollte Gott, es würde hier geſchehen, wie es auf der Prairie geht, es würde aus dem Tode junges Leben erblühn. Dort iſt kaum das dürre Gras verbrannt, kaum hat der glühende Boden ſich abgekühlt, regt es ſich wieder in der Erde, es keimt und grünt und bald bedeckt ein wunderbarer Teppich, von Gott ſelbſt gewoben, die wüſte, die ſchwarze Stätte. Im Gebiete der menſchlichen Kräfte thut aber Gott nicht alles, thut nichts alleine; er giebt

nur den Segen zu dem, was der Menſch thut in ſeinem Sinne, oder wendet zum Beſten, was der Menſch thut in verkehrtem Sinne. Es ſcheinen die Menſchen dieſes zu faſſen, nicht müßig ſein zu wollen; ſie ſtehen am rauchenden Felde, überſchauen es von den alten Dämmen, reden und raten, was geſchehen müſſe, den Schaden zu heilen oder künftiger neuer Not vorzubeugen. Aber in ihr Reden hinein ziſchen zornig und racheſchnaubend die finſtern Geiſter, mit ihrem Geifer möchten ſie auf der Brandſtätte erzeugen eine vergiftete, alles zerſtörende Saat. Aber es wird ihnen nicht gelingen, ihr Schnauben und Ziſchen wird zu Schanden werden. Dieſes glauben wir beſtimmt und ſicher, doch nicht um des vielfachen Rats der Ratenden willen, nicht weil wir meinen, daß Erfahrung die Menſchen jetzt beſonders klug gemacht, ſondern weil wir an die Macht der Liebe glauben, welche den glimmenden Docht nicht auslöſchen, das ſchwache Rohr nicht zerbrechen wird, welche ja nicht den Tod des Sünders will, ſondern daß er lebe und ſich bekehre, welche das Verlorne ſucht, und nicht, um es zu richten, ſondern um es ſelig zu machen; weil wir glauben an die Macht des Herrn, die nicht vergehen wird wie eine Morgenwolke, ſondern den Sieg davon tragen, alle ſeine und meine Feinde zu ſeinen Füßen legen wird; weil wir an die Beſtändigkeit des Chriſtentums glauben, welches ſo manche Nacht, ſo manchen Sturm beſtanden und aus Nacht und Sturm immer verjüngt und verklärt hervorgegangen wie aus einem himmliſchen Bade, das nichts wegnahm als Schlacken der Welt und der Menſchen, und es neu leuchten ließ in ſeinem göttlichen Glanze.

Es iſt und bleibt alſo das Chriſtentum in vollem Sinne des Wortes der einzig wirkſame Balſam für die eiternde Wunde; da würde der Verfaſſer kein Düpflein ändern an ſeinem

Büchlein, ſein Glaube iſt unverändert der gleiche geblieben: Chriſtus iſt und bleibt der einzige Heiland für die ſieche Welt. Aber wie der Strom der Zeit das Bett des Übels breiter und tiefer gegraben, würde er das Büchlein nicht mehr hinſpitzen auf die Rettungsanſtalten verwahrloſter Kinder, welche nur ein einzelner, aber ſehr wichtiger Beſtandteil der chriſtlichen Beſtrebungen für die verwahrloſten Brüder ſind und bleiben müſſen, ſondern das Büchlein würde breiter werden wie des Übels Bette, würde wohl alle Lebensgebiete umfaſſen; es würde eigentlich ein anderes Buch werden, gleich in ſeinem Grundſatze, aber in anderer Geſtaltung, dem Stand der Dinge gemäß, der jetzt ein anderer iſt als damals. Das will nun der Verfaſſer nicht machen; er traut ſeinen Leſern zu, daß das, was in dieſem Büchlein geſagt iſt, ſie ſelbſt anwenden können auf das ganze Leben. Er teilt zwar ſeine Leſer nicht ein in Gebildete und Ungebildete, verbittet ſich die einen entſchieden und bittet die andern eben ſo entſchieden, aber etwas höflicher, ſondern er liebt alle Leſer, welche Augen haben zu ſehen, Ohren zu hören, und einen Verſtand zu begreifen, und ſolche ſind, wie er aus Erfahrung weiß, wenigſtens ſo zahlreich unter den Unmündigen, als unter den Weiſen der Welt, welche auch dem Geſetz unterliegen, daß die Gegenſätze ſich berühren und bekanntlich oft vor lauter Weisheit zu Thoren werden. Der Verfaſſer möchte ſich bloß einige Schlußbemerkungen erlauben, durch das Vergangene und das Gegenwärtige ihm aufgedrungen, von denen er hofft, daß ſie offenere Ohren und freundlichere Aufnahme finden werden, als ſie vor zehn Jahren gefunden haben würden, und zwar hofft er dieſe Ohren zu finden bei Gebildeten und Ungebildeten, bei allen, welche einen aufrichtigen Sinn haben, und denen es wirklich um Wahrheit zu thun iſt.

Wo er im vorigen Kapitel ſtehen geblieben, bei den Armen-, Erziehungs- oder Rettungsanſtalten armer oder verwahrloſter Kinder, will er anfangen. Dieſe bewähren ſich wirklich nicht als eine vorübergehende Frucht eines veränderlichen Geiſtes, des Zeitgeiſtes. Sie ſind keine Modeſache, ſie ſind ein Bedürfnis, eine Notwendigkeit geworden und werden es ſo lange bleiben, als die Zahl der verwahrloſten Ehepaare mehr Kinder zeuget und weder ernähren noch erziehen kann, als in frommen Familien zweckmäßig können erzogen werden. Dieſe Erziehung wäre allerdings als die naturgemäßeſte auch die beſte. Auf Bauernhöfen, bei einfacher Koſt, harter Arbeit und gottesfürchtigem Exempel, werden die Kinder unbeſtritten am beſten erzogen, aber ſolche Höfe reichen bei weitem nicht hin. Bauern nehmen bekannt gewordene ſchlechte Kinder nicht in ihre Familien auf. Dieſe werden anderweit verdinget, und aus verdingten Kindern dieſer Art beſteht wenigſtens die Hälfte der Zöglinge in Armenanſtalten, und mit wenigen Ausnahmen ſind ſie die verdorbenſten, welche aufgenommen werden müſſen. Das iſt ganz wahr, daß nicht alle Armenanſtalten was taugen, daß etwelche Bankrott gemacht oder machen werden, aber unter jeder Baumart giebt es faule Bäume, deswegen läßt unſer Herrgott die Art doch beſtehen. Eine Anſtalt muß in jeder Beziehung auf den Fels gegründet ſein, dem weder Wind noch Waſſer was anhaben; die Lebensweiſe muß ſtreng und einfach ſein, ans Beſſere gewöhnt man ſich ſchnell; die Zucht ſcharf, aber ſo, daß die Liebe darin ſichtbar wird und Beſſerung wirket. Die Zöglinge müſſen ſtark werden inwendig und auswendig, daß ſie jegliches Leben ertragen mögen und nicht verdorren und abfallen, wenn die Sonne höher ſteigt. Endlich muß ein lebendiger Geiſt in der Anſtalt wohnen und über derſelben wachen, ſonſt entſteht Faulheit und Fäulnis, dann

hebe man sie auf alsbald, ehe Aergernis von derselben kömmt und Kinder darin faulen.

In der neuern Zeit hat man sich auch mehr und mehr der verwahrlosten Familien im Proletariat angenommen, geistlich und leiblich, hat dieses Werk innere Mission benamset, d. h. Sorge für die Heiden im Lande. Darüber ein Wort. Wir betrachten das Werk an sich allerdings für eine schöne Blüte des neu erwachten christlichen Geistes, nur werde man nicht ungerecht, meine, das Werk an sich sei neu. Neu ist nur die Benennung; an der innern Mission wurde immer und immer gearbeitet. Möglich ist's freilich, daß die, welche ihre Augen hauptsächlich auf die äußere Mission richteten, das Wirken an der innern weniger bemerkten. Je lebendiger man von dem Schaffen in diesem Felde ergriffen wird, desto mehr muß gewarnt werden vor unzeitigem Eifer, ungeschicktem Treiben. Nirgends mehr als hier giltet das Wort unseres Herrn: Seid klug wie die Schlangen, aber ohne Falsch wie die Tauben. Hier hat man es zwar nicht mit Gebildeten, aber mit sehr schlauen Leuten zu thun, welche jede bemerkbare Schwäche auf die verschlagenste Weise zu benutzen wissen, wie listige Kinder die Blößen der Eltern. Man muß sich sehr wahren, daß, während man andere arznen will, man nicht selbst pestkrank wird, oder, wie Paulus sagt, daß man nicht selbst verwerflich wird, während man andern predigt. Man sei ja sehr vorsichtig, daß man nicht Heuchelei fördere und Falschheit pflanze und mit reichen Gaben beide lohne als wahrhaftige Früchte echter Buße und Bekehrung. Es treiben dieses schöne Werk eine Masse von Menschen und Damen mit einem Unverstand, daß einem die Haare zu Berge stehen. Sie mahnen viel an die ehemaligen Weihnachts- oder Neujahrkinder, welche in den Häusern umgingen, sich von den Kindern

beſchauen und begrüßen ließen als wunderbare Weſen von oben und den gläubigen Kindern Geſchenke ſpendeten mit vollen Händen. Die jetzigen Neujahrkindlein tragen eine ſelbſtgemachte Puppe in den Häuſern herum, nennen ſie Chriſtus, laſſen ſie küſſen und anbeten, und wer es thut, der kriegt allerlei als Lohn für ſeine Gläubigkeit. Es machen ſolche Leute zuweilen ein recht unanſtändiges Aufſehen mit ihrer Teilnahme und Sorge für die Armen, ſtellen ihre eigenen Perſönchen in den Vordergrund, wie keine Tänzerin es beſſer machen kann. Und hinter dieſer Zudringlichkeit oder Vordringlichkeit ſteckt oft keine Barmherzigkeit; ſie ſchröpfen andere, geben ſelbſten nichts, ziehen beim Sammeln oder Verteilen fremder Gaben Glacéhandſchuhe an, weiße wo möglich, legen dabei ihren Arm gerne in den eines ritterlichen Jünglings, bekommen nach vollbrachtem Werk Herzklopfen, fallen in Ohnmacht, wie man auf keinem Theater ſo ſchön es zu ſehen kriegt, und das alles um des Heilands und ſeiner Armen willen. Man hüte ſich doch ja, Chriſtus lächerlich zu machen, damit verdirbt man alles. Die Armen macht man verſtockter, boshafter, man verdirbt den Weg den Berufenen.

Gerade dieſes führt uns auf den Punkt, wo wir mit der innern Miſſion, wenn wir ſie anders recht verſtehen, nicht übereinſtimmen. Die innere Miſſion befaßt ſich mit den untern Ständen, nimmt die unterſten Schichten des ſogenannten Proletariats in Angriff, als ob nur da Heiden im Lande ſeien, als ob daher das Übel gekommen, darum auch von daher das Heil kommen müſſe. Das iſt nun nicht ſo, ſondern umgekehrt: das Übel, Abfall und Unglauben ſind von oben gekommen, haben im Beiſpiel von oben in den untern Ständen ihre Berechtigung gefunden; von oben muß das Heil kommen, muß dem Heidentum ſeine Berechtigung entzogen werden.

Zu diesem von oben zählt der Verfasser voraus alle Regierungen, seien sie nun dargestellt durch Könige, Herzoge oder Ratsherrn. Zu den Königen von Juda und Israel traten die Propheten, die kleinen und die großen, hielten ihnen ihre Abgötterei vor, machten sie verantwortlich für des Volkes Abfall, und welche Wirkung das Exempel des Königs auf das Volk hatte, das kann in ihren Schriften lesen, wer noch eine Bibel daheim hat. Es ist allerdings wahr, unter den römischen Kaisern, als sie noch Heiden waren, entwickelte das Christentum die größte innere Kraft, ergriff am mächtigsten die Menschheit. Aber es ist eine ganz andere Sache, wenn eine Regierung heidnisch heißt und heidnisch ist, als wenn eine Regierung sich eine christliche nennen läßt, christliche Ansprüche macht, dabei dann heidnisch ist und heidnisch regiert, so wie man zu einem Feinde in ein ganz anderes Verhältnis kommt, wenn man ihn innerhalb den Thoren hat, statt wie früher außerhalb denselben. Die Regenten wirken doppelt ein auf das Leben der Völker, erstlich durch ihr Regiment und zweitens durch ihr Leben. Wir erinnern an das schöne Wort vom Apostel Paulus: Jedermann sei unterthan den obschwebenden Obrigkeiten, denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott; wo aber Obrigkeiten sind, die sind von Gott verordnet (von Gottes Gnaden). Denn sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe über den, der das Böse thut.

Daher ist's auch noch so schön in unserem Staate, daß der höchste Beamtete und der niederste Treue schwören im Namen dessen, von dem alle Obrigkeit kommt, seine Oberherrschaft anerkennen, gleichsam in seinen Diensten stehen, von ihm endlichen Lohn oder Strafe zu gewärtigen haben. Aber wenn das Salz dumm wird, mit was soll man salzen? Wenn die Obrigkeit abfällt von Gott, nur in ihrem Namen regiert

und nicht in Gottes Namen, nur ihre Gesetze gehalten wissen will und die göttlichen Gesetze fast wie die eines Usurpators abschafft oder untergräbt und ungestraft untergraben läßt, ja wenn sie recht eigentlich darauf ausgeht, das christliche Gewissen zu verdummen und stumm zu machen, wenn sie Heere Ungläubiger unter das Volk sendet, kommandiert von Generalen, Präsidenten, Rektoren und Konrektoren, welche augenscheinlich alles christliche Gefühl abstumpfen und alle christlichen Ansprüche verhöhnen sollten, was dann, fragen wir, was dann? Da war eine furchtbare pharaonische Verblendung! Wehe dem, der eine Autorität sein will und sein soll und er untergräbt die Autorität dessen, von dem er seine Autorität hat und auf dem dieselbe beruht. Wie manche Mutter hat dies schon erfahren, welche die Kinder gegen den Vater aufwiegelte und in Hintansetzung seines Willens das Exempel gab. Gerade dieses ist eine Hauptquelle des Elendes und der Armut, daß das Ansehen jeder Autorität vernichtet ist, daß jede Autorität als natürlicher Feind gehaßt und verfolgt wird, daher auch der Zucht der Aufruhr gegenüber steht. Und wer ist am furchtbarsten dabei gefährdet, und wer hat den Anfang davon gemacht, und wer hat das Exempel gegeben? Nun der Anfang wurde freilich nicht in diesem Jahrhundert gemacht, aber es stehet ja geschrieben, und zwar, um die Väter weise und vorsichtig zu machen: Ich strafe die Bosheit der Väter bis ins dritte und vierte Geschlecht. Alle Warnungen waren umsonst, es kam dahin, daß, wenn christliche Aergernisse vom Regiment kamen, man sie stillschweigend hinnahm mit der Rechtfertigung: Was will man, man hat lange dagegen geredet, man hat nichts davon gehabt als Verdruß, schweigen wird das Beste sein. Solche Tröstungen des Gewissens sind schlecht, mit Stillschweigen und Zusehen macht man sich der Sünden teilhaftig.

Aber was will man, die Naturen ſind ſelten, welche unter fortdauerndem Donner und Blitz der Ungnade unentwegt bleiben, das Haupt aufrecht tragen und die Wahrheit frei ſagen. Es iſt eine große Gabe Gottes, mit denen er ſeine Propheten ausſtattete, daß ſie die Wahrheiten ſagen durften, daß ſie der Wahrheit treu blieben im Widerreden der Welt, daß ſie ausharrten und fortredeten, wenn alles umſonſt, ja wenn ſelbſt Gott ſie zu verlaſſen ſchien, doch auf ihn vertrauend. Jonas war kein ſolcher Prophet, iſt indeſſen nicht ohne Nachkommen geblieben.

Eben ſoviel als das Regiment iſt das Leben der Regenten von Einfluß auf das Volk. Den göttlichen Geſetzen iſt der Regent unterworfen wie der Geringſte im Volke. Unſer Gott nimmt das Angeſicht nicht auf, iſt kein Gott der Ausnahmen, wie das Exempel an David zeigt. Ärgerniſſe müſſen ſein, heißt es, aber wehe dem, durch den ſie kommen! Wer eines dieſer Kleinen ärgert, dem wäre beſſer, es würde ihm ein Mühlſtein an den Hals gehängt und derſelbe verſenket, wo das Meer am tiefſten iſt. Das Ärgernis, welches vom ſchlechten Leben eines Regenten kommt, geht durchs ganze Volk faſt bis in die Wiege des Säuglings hinunter. Was dem Regenten erlaubt iſt gegenüber den göttlichen Geſetzen, das iſt dem geringſten ſeiner Unterthanen ebenſo gut erlaubt; was er ſeinen Beamteten gegenüber den göttlichen Geſetzen nachſieht und an ihnen duldet, das muß er dem geringſten ſeiner Unterthanen nachſehen und es an ihm dulden. Alle die, welche in des Königs Solde ein ſchlechtes Leben führen und Ärgernis geben, die ſündigen in des Königs Sold, und das Ärgernis wird am König genommen, der zur Sünde das Geld ſchießt.

Hier muß die Bekehrung beginnen, hier iſt der Haupt-

acker der innern Miſſion und nicht das Proletariat. Das iſt nichts, einem armen Mannli die Hölle heizen oder ihn einſalben mit Verheißungen von Gnade und einer wöchentlichen Unterſtützung, wenn er ſich bekehre. Aber einem Regenten oder Regentlein, es kömmt auf eins heraus, die Wahrheit ſagen wie Nathan dem David, und zwar ohne Hoffnung, es werde in die Zeitungen gethan, in Zeiten, wo ſolche Artikel weder Zweckeſſen, weder Ehrenbecher, noch derartige Demonſtrationen eintragen, das iſt ganz was anderes. Aber wir haben große Ahnungen, es gebe auch ſolche, welche ein ſtark Wort gegenüber dem armen Mannli haben, ein ordentlich ſchweißtreibend Wort, und die hätten wiederum einen ſehr ſtarken Scharwenzel gegenüber von Regenten und abſonderlich von hohen Damen, welche gewöhnlich Teil am Regieren haben, wenn auch nicht einen konſtitutionellen, ſo doch einen unabtreiblichen, nicht zu nehmenden. Da muß alle Tage gepredigt werden, daß, wenn wir ein chriſtlich Volk bleiben wollen, Schafe ſeiner Herde, die Regenten chriſtlich regieren müßten und einen chriſtlichen Wandel führen, daß aller Weisheit und alſo auch aller Staatsweisheit Anfang ſein müſſe: Gott fürchten und ſeine Gebote halten.

Wir kennen keine Staatsmoral, und wie weit man damit kommt, des hat Gott im Kanton Bern ein Exempel ſtatuiert. Wir können eben ſo wenig glauben, daß ein Staat nicht chriſtlich regiert werden könne, als wir glauben, unchriſtliches Zeug und unchriſtliches Weſen könnten irgendwie und in irgend einem Zweige das wirkliche Wohl eines Staates nicht bloß ſcheinbar, ſondern dauernd fördern, ſo wenig als wir glauben, der Bauer, welcher den andern um hundert Thaler betrügt, habe von dieſem Betrug einen wirklichen dauernden Nutzen oder Schaden bis ins dritte oder vierte

Geſchlecht. Alſo hier werde angefangen; ein chriſtliches Heer Soldaten und Beamteten, chriſtliche Finanzen und chriſtliche Schulen, höhere und niedere, eine chriſtliche Juſtiz, eine chriſtliche Politik, eine chriſtliche Verwaltung, ein chriſtliches Leben, das iſt der Hauptſchritt zur Bekämpfung des Notſtandes, zur Bekehrung des — Proletariats.

Dann muß aber auch gepredigt werden den höhern Ständen in all ihren Arten und Abarten. Sie ſind in Beziehung auf die untern Stände ungefähr, was der Luftkreis zur Erde. Iſt der Luftkreis hell und klar, ſcheint die Sonne durch, ſo wird es freundlich auf derſelben und ein fruchtbringend Leben regt ſich in ihrem Schoße; iſt der Luftkreis trüb, hängen ſchwarze Wolken an ſeinem Gewölbe oder iſt er mit grauem Nebel angefüllt, dann iſt es trüb auf Erden, und freundlich und lieblich wird es nicht, bis es oben wieder hell wird, die Sonne wieder Bahn auf die Erde findet. Da oben nun iſt das Leben dick und trüb geworden, da war eine Ungläubigkeit zum Grauen, eine Hintanſetzung aller göttlichen Geſetze, wie ſie vielleicht im unterſten Proletariat kaum gefunden wird; was dieſen Teil der Geſellſchaft zuſammenhielt, war eine gewiſſe Berückſichtigung des Anſtandes, Sorge für die Familie, die Standesehre und perſönlicher Ehrgeiz. Aber nicht nur ſtand man den untern Ständen in der Sonne, ſondern ſie wurden zur Befriedigung der Laſter beigezogen, und hatte man ſich ihrer bedient, warf man die Einzelnen achtlos und unbekümmert weg, wie die Schalen ausgepreßter Citronen, und zwar an Leib und Seele verdorben ins Proletariat hinein. Doch es ſoll hier nicht gepredigt werden; bloß zeigen wollte der Verfaſſer, warum gerade hier gepredigt werden müſſe. Werden die höhern Stände nicht be-

kehrt und christlich, so ist die Bekehrung der untern eine Unmöglichkeit, alle Arbeit ist eitel, das Volk geht zu Grunde.

Man vergesse ja nicht, wie es Christus und den Juden ging. Christus ging nach alter Propheten Sitte auch den Ersten im Volke nach, wie Johannes dem Herodes. Aber die Ersten im Volke wollten ihn nicht hören; er gewann wohl viel Volk, aber viel Volk ging wieder hinter sich, aus Furcht vor den Obern. Christus sah das wohl ein, darum weinte er über dieses Volk, darum sagte er, es werde das Heil von ihm genommen und den Heiden gegeben werden. Darum erkannte Caiphas, es sei besser, einer sterbe, als daß das ganze Volk verderbe; darum schrie das ganze Volk: kreuzige ihn, kreuzige ihn, sein Blut komme über uns und unsere Kinder! Und es kam das Blut über die Kinder, und das Heil kam den Kindes- und Kindeskindern noch jetzt nicht wieder, darum, weil die Obersten des Volkes die rechte Stimme nicht hören, das Licht der Welt nicht wollten scheinen lassen in die Finsternis, und weil sie es noch jetzt nicht wollen, so ist es noch jetzt nicht wiedergekommen.

In der Christenheit dagegen scheint es besser sich zu gestalten, tagen zu wollen von oben, Licht durchzubrechen, wo es sonst so dunkel war. Das kömmt vom Herrn; aber was die Menschen selbst vollbringen können, thut, wie gesagt, der Herr nicht. Da oben also beginnt zu predigen und zu missionieren, aber nicht mit Puppen und Kinderspiel, sondern in der Würdigkeit der alten Kirchenhelden und mit den Worten, die da Kraft haben wie zweischneidende Schwerter, durch die alte Verstockung gehen, Ströme der Buße quellen lassen über die durch die Winde der Welt ausgetrockneten Felder Gottes, die Schranken brechen, welche zwischen den Ständen sich aufgetürmt, der Bruderliebe den Weg versperrt. Der Verfasser

gehört bekanntlich nicht zu denen, welche eine Ausgleichung in der Materie wollen und eine Gleichstellung aller Menschen im Besitz und Genuß begehren. Er will eine Einigung in der Liebe und eine echte Gemeinschaft der Heiligen. Damit dieses möglich werde, muß allerdings auch etwas Äußeres geschehen, und zwar hauptsächlich eins, an welches man wenig denkt und am allerwenigsten, daß es hierher gehört: es muß wiederum geachtet werden von allen und angestrebt von allen das vierte Gebot: Gedenke des Sabbaths, daß du ihn heiligest. Sechs Tage sollst du arbeiten und schaffen alle deine Werke; am siebenten Tage ist der Tag des Herrn, da sollst du und deine Leute und dein Vieh und der Fremdling, der bei dir wohnt, innerhalb den Thoren deines Hauses, kein Werk thun; denn in sechs Tagen hat der Herr geschaffen Himmel und Erde und am siebenten hat er geruhet. Deswegen hat der Herr den Sabbath gesegnet und geheiliget. Der Herr ist der Herr der Zeiten; er zählt dem Menschenkinde die Tage zu; an ihm ist's denn doch wohl, ihren Gebrauch zu gebieten. Er will, daß sechs Tage gearbeitet und am siebenten geruhet werde, und ungestraft verletzt man keins seiner Gebote. Es mögen viele Leser diese Worte seltsam ansehen, vielleicht gar meinen, ganz richtig im Kopfe des Verfassers werde es denn doch nicht sein. Der Verfasser meint es sehr ernst und glaubt, er denke richtig. Gott macht keine Ausnahmen, und wer das tägliche Brot ohne Arbeit hat, soll, wie der Apostel Paulus sagt, arbeiten, damit er habe für den Dürftigen in seiner Not, und wer nicht arbeitet, soll gar nicht essen. Es ist nichts, welches so scharf einen Stand vom andern scheidet, als wenn einer arbeitet, der andere nicht. Einer begreift den andern nicht mehr, die Teilnahme verglimmt, es entsteht Haß und Neid auf der einen, Geringschätzung auf der andern Seite.

Es ist sehr merkwürdig, wie der Arme vor dem Reichen, der arbeitet, immer noch eine Art von Respekt behält, ihn wenigstens nicht hasset wie den, der gar nichts thut; dieser hauptsächlich ist's, dem der Arme Genuß und Besitz nicht gönnt.

Wer nicht arbeitet, kann kein ehrbar Leben führen.

Als Jesus eines Morgens in die Stadt ging, hungerte ihn. Und als er einen Feigenbaum am Wege sah, ging er hinzu, aber er fand nichts daran, denn allein Blätter. Da sprach er zu ihm: Nun wachse auf dir hinfort nimmermehr Frucht. Und der Feigenbaum verdorrete alsbald. Wenn der Verfasser den Müßiggang in den höhern Ständen sah, hat er oft an den Feigenbaum gedacht, und wie er alsbald verdorrte, als Jesus keine Frucht an ihm fand. Wenn der Verfasser Herren und Damen sah, untauglich zu allem Guten, die nichts konnten, als ihre Person z'weg rüsten und z'weg stellen, keine Arbeit kannten, als die Zeit vertreiben, einen Tag nach dem andern so gleichsam umbringen, so hat er auch an den Feigenbaum gedacht, der geschmückt war mit Blättern, aber keine Früchte trug. Der Verfasser will keine Abhandlung schreiben, er bleibt daher stehen bei der Behauptung: wollen die obern Stände Buße thun und sich bekehren, so müssen sie anfangen, getreulich zu arbeiten die Zeit, die Gott dafür gegeben hat. Aber sie müssen noch eines thun: sie müssen den siebenten Tag, den Tag des Herrn, wieder heiligen samt ihrem ganzen Hause.

Wer sechs Tage arbeitet, dem ist der Sonntag ein Labsal des Herrn; wer den Sonntag heiligt, dessen Arbeit ist gesegnet während den sechs Tagen. Der Sonntag ist unter den Tagen, was der Sauerteig im Mehl, aus welchem das Brot gebacken wird. Wir möchten fragen: wann war der Handwerksstand geehrter und reicher, damals, wo der Meister

mit dem ganzen Hauſe den Sonntag feierte, oder jetzt, wo die Meiſter ſamt ihrem ganzen Hauſe von Sonntagsheiligung nichts wiſſen? Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen, ſoll der Wahlſpruch einer jeden Familie werden. Keine Bildung geht über die Sonntagsfeier, das Gebet und die Verkündigung des Evangeliums hinaus, es ſei denn eine ungeſunde, die zur Thorheit führt; kein Haupt iſt ſo hoch, dem das Wort des Herrn nicht giltet: Und wenn ihr nicht werdet wie dieſes Kind, ſo werdet ihr das Reich Gottes nicht ſehen. Und gerade in der Sonntagsfeier, im Gebrauch der Sakramente, im Gehen zum Tiſche des Herrn liegt eine Macht zur Einigung der Gemüter, zur würdigen und ſchönen Verbindung von Armen und Reichen, Hohen und Niedern, wie ſie in keiner Verfaſſung zu finden, in kein Geſetz zu bringen iſt, wie man überhaupt an vielen Orten, wo man nur noch dem Namen, nicht dem Weſen nach chriſtlich iſt, keine Ahnung von der Möglichkeit einer ſolchen freundlichen Vermittlung auf den Gebieten des Gemütes hat.

Das ſind nur Andeutungen, die zum Prüfen und Nachdenken gegeben werden. Es giebt noch eine Klaſſe, welche wenigſtens ebenſo verſunken iſt als das Proletariat und zu deſſen Verdorbenheit jetzt mehr noch beiträgt als die obern Stände. Es iſt das große Regiment von Taugenichtſen, welches ſich täglich rekrutiert mit den ſchlechteſten Subjekten aus allen Ständen, die weder beten noch arbeiten, nichts Heiliges mehr kennen, aber ja freilich ſich groß gebärden, die Gebildeten heißen, auf den Wolken des Zeitgeiſtes durch die Straßen fahren, mit den Schlagwörtern desſelben um ſich ſchlagen, daß an keinem Hauſe mehr das Pflaſter hält, daß es Ziegel von den Dächern ſprengt. Sie ſind die Kneipenpfaffen, die Mönche der Kaffeehäuſer, denn ſie verlaſſen ſie ſelten, ſie ſind

die Theaterengel, sind die Hetzer der Hefe des Volkes, die Schreiber der schlechtesten Blätter, die Missionäre des Unglaubens und der Zerrüttung, als: Flüchtlinge, Handlungsreisende, Hausierer, wandernde Pädagogen, Handwerksbursche und sonstige Landstreicher. Die Massen dieser Menschen finden sich hauptsächlich in großen Städten vor, da zu Tausenden, in kleinerer Zahl durch das ganze Land, besonders in größern Ländern. Das ist die dünkelhafteste Menschensorte; wir wissen nicht, ob hier ein verständig christlich Wort guten Boden finden würde. So verderblich diese Menschen einem Lande sind, so beweinenswert es ist, daß zur Seligkeit berufene Menschen in einen solchen Zustand fallen können, so notwendig für das Wohl des Landes, für Gesittung und Ordnung das Wegräumen dieser Klasse wäre, so möchten wir dieses Werk nicht der innern Mission zuweisen; die vagabundierenden Haufen sind durch sie kaum zu fassen, wenn auch zuweilen Ausnahmen gelten mögen. An diesen muß wirken die Bußzucht Gottes, die Läuse und das Ungeziefer Ägyptens und die Zucht des Regiments. Nur bei der Unzucht des Regiments war die Entstehung einer solchen Menschenklasse möglich; nur da, wo man verdorbene Schulen, unchristliches Wesen und Leben nicht beachtete, vielleicht direkt oder indirekt förderte, Unsittlichkeit, öffentliches Ärgernis nicht strafte, nur da war das Entstehen so großer Massen solchen Volkes möglich. Das Regiment hat aber auch seine Schuld gebüßt, denn gerade diese verwöhnten meisterlosigen Kinder waren die ersten, welche die Hand erhoben gegen die Väter, die Throne zum Wanken brachten, aller und jeder Ordnung den Krieg erklärten; denn ein geordneter Zustand ist ihnen, was Fischen das trockene Land, was Eulen ein Leben ohne Nacht und ohne Wald.

Da, ihr Herren Regenten, ist ein großes Feld voll Unkraut, und zwar nicht ohne eure Schuld. Da thut Buße und reutet wieder und jätet, da führt die rechte Zucht wieder ein und zwar ohne juridische Ablaßkrämerei, ohne eigene Abgötterei, in welchem Dienste es keine andern Sünden giebt, als politische.

Hier will der Verfasser dieses Kapitel schließen, welches, wie schon gesagt, keine weitere Abhandlung über die Sache selbst, sondern bloß Andeutungen über den Stand der Dinge enthalten soll. Sollte jemand sich ärgern über das, was von der innern Mission gesagt ist, dasselbe unpassend oder gar feindselig finden, so wäre dieses dem Verfasser sehr leid. Denn so war es nicht gemeint. Der Verfasser kannte das Werk der innern Mission und glaubte seine Hand daran zu haben, lange ehe das neue Wort entstund, wider welches er durchaus nichts hat; nur ist in demselben das Heil nicht, so wenig als in einem andern Worte. Er kennt die Sitte dieser merkwürdigen Zeit wohl, alte Sachen mit neuen Worten zu bezeichnen; wenn er sie auch nicht liebt, will er sie doch andern nicht wehren. Seine Worte galten bloß der einfältigen Meinung, als sei vor dem Wort das Werk nicht gewesen, hätte daher auch niemand es gefördert, und der einseitigen Richtung, welche das neue Wirken zu nehmen scheint. Daß dieses Wirken ein allgemeines und lebendigeres geworden, giebt er mit Freuden zu; daß die Liebe zu den Brüdern und die Sorge für das Heil der Seelen mächtiger wieder aufflammt unter den Völkern, des freuet er sich von ganzer Seele und preiset Gott von ganzem Herzen und ganzem Gemüte für die Gnade, daß er das Licht wieder gegeben, eben als die Kleingläubigen wähnten, es wolle Abend werden und der Tag neige sich.

Ein

Sylveſter-Traum

Von

Jeremias Gotthelf

Zum Könige der Erde hat Gott den Menſchen geſetzet. Zum Sklaven des Irdiſchen wird der Menſch und weiß es nicht und träumt es nicht, bis er erliegt des ſelbſtgewählten Tyrannen erbarmungsloſer Tyrannei.

Wenn am Himmel unbedeckt die Sonne ſteht, Licht und Wärme ſtrahlend, ſo erglänzt die Erde; ihre Züge verklären ſich; fröhliches Lächeln, reiches Leben ſtrömt ſie aus. Birgt die Sonne ſich, ergießt aus ſchwarzer Wolken ſchwerem Schoße der Regen ſich, ſo erbleicht die Erde; ihre Züge verdüſtern ſich; zur trauernden Witwe wird ſie, unterm ſchwarzen Witwenſchleier rinnen ihre Thränen.

Das Schickſal, ſeine Lebensverhältniſſe, nennt der thörichte Menſch ſeine Lebensſonne. Ja, wenn dieſe Sonne hell und heiter am Himmel ſteht, aus ihrem Füllhorne Liebe, Reichtum ſpendet, volles Licht wirft auf den Lebensweg, ja, da ſtrahlt in Freude und Glück der Menſch, ſprüht in feuriger Lebensglut fröhliche Funken rings um ſich, dem glühenden Eiſen gleich. Aber wie das Eiſen kalt und hart und ſchwarz wird, wenn des Ofens Glut nicht mehr über ihm iſt, wie die Erde bleich wird und finſter, wenn die Sonne nicht mehr ſtrahlet über ihr, ſo geht es auch dem Menſchen, deſſen Schickſal ſeine Sonne iſt. Verdunkelt ſich dieſes, flieht die Liebe, ſchwindet der Reichtum, verſchlingt die Erde wieder, was ſie gegeben, dann erlöſchen Glut und Freuden, düſtere Sorgen umlagern

das Gemüt, bitteres Weh träufelt aus den Augen; dumpf und einförmig rauſchen durch das Leben die Klagen der nutzlos trauernden Seele.

Ein unbewölkter Himmel wölbte ſich über meiner Wiege, eine heitere Sonne ſtrahlte einen heitern Sinn mir ins Herz hinein. Freundliche Eltern erfreuten ſich meiner, ſchmückten meine Tage; mein Frohſinn zog die muntere Jugend an und Freunde ketteten ſich an mich. Die ganze Welt lächelte mir, beſtreute meine Bahn mit Blumen, und dieſe Blumen wurden zu ſüßen Mädchenaugen, und das ſüßeſte dieſer Augenpaare grub ſich mir ins Herz hinein, ſiedelte als meine Geliebte darin ſich an, und die Geliebte ward zum Weibe, und wohnete nun in meinem Hauſe, und das Haus ward mir zum Himmel. Kleine Engel bevölkerten ihn, und kein dunkler Schatten fiel auf das Haus, keine Schlange ſchlich ſich ein, kein Engel mit dem Flammenſchwerte jagte Gefallene aus.

Aber plötzlich hob ſich eine ſchwarze Wolkenwand und trat vor meine Sonne, und in dieſer Wolke ſaß der Tod, und dieſe Wolke ſtund ſtill über meinem Hauſe, wollte nicht weiter, und Haupt um Haupt ſchlug mir der Tod, und als keines mehr zu ſchlagen war, als das meine, da wollte der Tod das meine nicht, er eilte weiter. Aber über meinem Hauſe ließ er die Wolke ſtehn, und keine Sonne ſah ich mehr, kein freundlicher Blick gab mir Licht, gab mir Kraft.

Wenn Gewitter ſchwarz und drohend heraufquellen am Himmel, der Sturm ſie peitſcht mit mächtiger Hand, Blitze durch die Nacht zucken, der Donner durch den Sturm brüllt, der Sturm den Donner übertoſet, ſo flammen Hüttten auf, Leben gehen unter, Ströme brauſen durch die Thäler und bebend betet der Menſch: Vater, ſchone, rechne nicht nach meiner Schuld! Und es ſchmettert in die Bitten der Donner,

um die bebenden Lippen zucket des Blitzes Schein, und ein bebend Laub zittert der Menſch in der Elemente Sturm und fühlt es wieder, daß er ein ohnmächtig Sandkorn iſt in des Schöpfers Hand. Aber weiter, über des bebenden Beters Haupt, toſet der Elemente Schlacht. Die Donner verrollen, die Blitze verleuchten, im Weſten hebt der Vorhang ſich wieder, hell lächelt die Sonne, und je heiterer ſie lächelt, um ſo ſchwärzer wird die fürchterliche Wolkenwand im Oſten; aber ſie ſenket ſich tiefer und tiefer und um ihren ſchwarzen Scheitel legt ſich der wunderbare Kranz, aus himmliſchen Farben gewoben, der uns verkünden ſoll, daß des Himmels Pracht und Freude der Erde Nacht und Elend umranden. Dann flieht die Angſt; froh ſehen jung und alt zum himmliſchen Bogen auf, rühren neu belebt im Sonnenlicht die wackern Hände, und fühlen es erſt, wie beten und arbeiten ſo nahe beiſammen liegen, ſo treu ſich einen.

Solcher Art ſind die meiſten Gewitter in der Natur, ſolcher Art die meiſten im Menſchenleben, es erlebt ſie jeder. Seine Sonne verdunkelt ſich, der Sturm brauſet über ihn, ein Gewitter entladet ſich über ihm, drohet ihm, ſchädiget ihn, ſchlägt ihn nieder; aber die dunkle Nacht enteilet, die Wolken ſenken ſich, die Sonne bricht durch, es richtet der Menſch ſich auf; die Kräfte kehren wieder, die Wunden heilen. Heiter wird ihm der Himmel wieder, ein gekräftigt Leben ſtrömt durch ſeine Glieder.

Doch andere Gewitter giebt es auch.

Ein Wetter ſauſt daher, ein anderes ſtürmt ihm entgegen, ein drittes eilt dem erſten nach, durcheinander zucken die Blitze, in einander rollen die Donner, rund um ſtürmt der Sturm, auf eine Stelle gebannt tobt die Gewitterſchlacht, die Donner verſtummen nie, die Blitze erlöſchen nie; zer-

borſten iſt der ungeheure Wolkenſchoß; Hagel ſchlägt nieder, Waſſerſtröme ergießen ſich, die Erde zittert, erſchlagen liegen die Bäume des Waldes, das Korn im Felde, im Sumpf der Schilf und laut donnert die Flut durch die Wieſen. Da betet wiederum der Menſch, ſchaut nach der Hand, welche die Wolken zerreißt, die Sonne ſcheinen läßt, den Bogen der Gnade baut; aber die Hand kömmt nicht, die Wolken zerreißen nicht, die Donner verſtummen nicht, die Blitze erlöſchen nicht, die Ströme verſiegen nicht. Auf die Erde kniet das Gewitter nieder, foltert mit Feuer, mit Waſſer, mit Sturm die Erde; die drei ſind eins geworden, wollen los werden die Erde, die ſie nähren und kleiden ſollten; und ermattet das Feuer, ſchweigt erſchöpft der Sturm, ſo bleiben die Wolken liegen auf der Erde trüb und ſchwer und gießen ihre Fluten über ſie aus ſonder Unterlaß. Und die Erde ſtöhnt, ihre Kräfte gehen aus, ihre Früchte ſind längſt dahin, hoch auf ſpritzen die Waſſer, und noch immer ſäumet das Gnadenzeichen, der ſchwarze Wolkenberg zerreißet nicht, will ſich nicht randen; will wohl Gott der Erde Untergang?

So hat der bange Menſch ſchon oft gefragt; noch hat ihn Gott nicht gewollt.

Aber über dem Leben manches Menſchen ſtand ein ſolches Gewitter und der Menſch ging unter. Das Gewitter ſtockte über ihm, ſchlug Schlag um Schlag auf ihn ein, ſchlug ihn nieder, legte auf ihn ſich nieder, gönnte ihm keinen ſonnigen Augenblick mehr, folterte ihn in graulicher Gramesnacht und brach ihm das Herz, hemmte endlich des längſt gebrochenen Herzens Schlag und warf ihn in Grabesnacht. So ging es manchem Menſchen, der gegen ſolche Gewitterwut keine Hülfe wußte.

Ein ſolches Gewitter hatte zornig über mich ſich gelagert,

und der Tod war in mein Haus gebrochen, einem gierigen Wolfe gleich. Die Eltern hatte ich zu den Toten gebettet; zu ihren Häupten legte sich mein Weib; rings um sie, ein Kranz weißer Totenblumen, schliefen meine Kinder, welche die Mutter sich nachgezogen. Weiter hin ruhte mancher Freund, und die noch lebten, flohen mich einem Toten gleich. Meine Seele war in den Gräbern, wo meine Sonne niedergegangen war; für das Leben war mir der Sinn ausgegangen und auch für die Lebendigen. In meinem Hause fand ich keine Ruhe, aber auch keinen Trost in den Gräbern; ich lebte ein Scheinleben, in seiner Schauerlichkeit ähnlich dem Scheintode.

So war bald ein Jahr vergangen, seit die letzte Blume mir abgeblühet war, und noch waren meine Augen dunkel, noch keinen Sonnenblick hatten sie aufgefangen und mir ins Herz getragen. Unbemerkt glitten die Tage an mir vorbei, unbewußt regierten mich frühere Angewöhnungen; dumpf lag der Schmerz über mir, kein Reiz regte mein Leben auf.

Der Winter war gekommen in ungewöhnlicher Milde; noch war das Gras grün in den Wiesen, Blumen blühten in den Baumgärten, an sonnigen Abhängen reiften Erdbeeren. Aus dem öden Hause lockte mich unwillkürlich die warme Sonne, lockte mich an den Gräbern vorbei ins Feld hinaus, weiter und weiter. Fast war es, als ob die milde, weiche Wintersonne, wie leise Liebesworte, sich schmeichle bis ins Herz hinein. Der dumpfe Schmerz ward zur wohl empfundenen Wehmut; ein gebundener Quell löste seine Bande, drang durch die kalten steinernen Wände, die ihn umschlossen hielten, rann mir wieder hinauf ins trockene Auge und volle schwere Tropfen, wie sie im Frühjahr fallen als Boten des wiedergekehrten Lichtes, rieselten zum weichen, warmen Boden nieder, Liebesgrüße, Perlenschnüre, die ich den Meinen da unten

ſandte. Die da unten aber empfangen freudig die Boten, und es wurzeln die Perlen, blühen als köſtliche Blumen empor, funkelnde Diamanten tragend in ihren Kelchen, bringen Zeugniſſe, daß Leben ſei bei denen, um die wir weinen, bringen diamantne Proben, aus dem wunderbaren Diamantenfelde, das denen aufwächſt im ewigen Leben, die hier reine Thränen weinen, das als ewiger Schatz in himmliſcher Blütenpracht ſie erwartet, wenn ſie getreu bleiben bis ans Ende.

So wanderte ich in milder Wehmut und ſtillem Sinnen, bis meine Füße keinen Weg mehr fanden, niederes Gebüſch meine Schritte hemmte.

Ich ſtand auf eines waldigen Hügels Rand; vor mir lag das prächtige Aarthal, durchſtrömt von der klaren, blauaugichten Aare, der ſchönen Berner Oberländerin, die, eine bald ſittige, bald mutwillige Braut, ihrem berühmten Bräutigam, dem mächtigen Sohne der Graubündner Berge, dem edlen Rheine entgegenzog, reichen Brautſchatz mit ſich führend. Dem edlen grünen Schweizer Rheine gattet ſich die ſchweizeriſche Maid. Und der edle Rhein, um den Deutſch und Welſch ſich ſtreiten, will Schweizer bleiben. Wohl ſprudelt er in mächtiger Thatkraft über unſere engen Grenzen, dient freundlich manchem Herrn: aber wenn die üppige Meeresflut ihm ihre rieſigen Arme entgegen ſtreckt, ſich mit ihm gatten will, ſo birgt der edle Rhein lieber ſein edles Haupt im Sande, ehe er Name und Eigentümlichkeit in der zornigen Umarmung begräbt. Abſchied nehmend, Segen empfangend, Segen wünſchend, drängen freundliche Dörfer ſich an die dahin ziehende Braut und grüne Matten umſchlingen die Dörfer, und muntere Bäche rauſchen durch die Matten, und viele Kirchtürme, ernſt und feſt, erheben ſich im Gelände, dem Menſchen zur Mahnung, daß nicht alles fließen, rauſchen, verblühen ſolle auf Erden,

ſondern feſt und gleich, Sommer und Winter, der Sinn bleiben ſolle, der von oben ſtammt, nach oben ſtrebt, in jedem Menſchen wohnen ſoll, wie im Dorfe der Kirchturm ſteht.

Um mich ſchlangen der Solothurner und der Berner Gebiete ihre Arme in einander, wie zwei Schweſtern, von Einer Mutter geboren, die ſich nicht laſſen können, auch wenn jede zu einem eigenen Mann gekommen.

Hinter mir lag der heimelige blaue Berg, halb Berner, halb Solothurner, hinter dem die dünnblütigen Franzoſen wohnen; den uns Gottes eigene Hand aufgemauert hat als Scheidewand zwiſchen ihrem Sinn und unſerem Sinn, zwiſchen ihrem Lande und unſerem Lande. An deſſen Fuße mir zur Rechten lag das uralte Solothurn, aber nicht altersgrau, ſondern heiter und jungblütig. Unter mir zur Linken, an des Berges Wange hing der Pipine zerfallene Burg, wo kein Karlshof mehr gehalten wird, Luſt und Minne nicht mehr in kaiſerlicher Herrlichkeit emporſprudeln werden, während in der armütigen Hirten Gedächtnis das Andenken an des großen Kaiſers Hoflager nicht erlöſchen wird.

Vor mir zur Rechten, aber jenſeits der Aare, lag die wollüſtige Waſſervogtei der Solothurner, mit ihren klaren Bächen und ſchmutzigen Dörfern, mit dem ſchweren Boden und den leichten Menſchen.

Zur Linken lag der Berner kornreiches Gebiete, wo man ſo weite Beutel findet, wie ſelten ſonſt im Lande, und oft ſo enge Herzen, wie allenthalben anderwärts, und Wangens Türmlein und Aarwangens feſtes Schloß ließen mich raten, welcher Sinn der mächtigere geweſen in der Berner Gebiete, der, welcher Schlöſſer feſtigt, oder der, welcher Türme an die Kirchen baut.

Das freundliche, üppige Gelände ſtieg allmählig empor und ward zu der hehren Terraſſe, die Gottes ſelbſteigene Hand ſich auferbaut im Schweizerlande; die von Stufe zu Stufe zu den rieſigen Paläſten führt, welche über die Wolken reichen, auf welchen der Herr thronet in feurigen Wettern, in freundlicher Abendröte, deren wunderbare Majeſtät die Seele mit Staunen füllet, die dem Gemüte zu Tempeln werden der Anbetung. Dieſe eigentümlichen Gotteshäuſer ſind des Schweizers Himmelsleitern, auf denen auf und nieder ſteigen die Engel des Friedens und des Vertrauens, auf denen er ſelbſt emporſteigen ſoll zu dem, der ihm nicht nur Engel ſendet, ſondern mit ſelbſteigener Hand ihn ſchützet und wahret.

Dieſe Herrlichkeit lag vor mir, verklärt in goldenem Sonnenſchein.

Unten regte ſich ein emſig Leben, die Häuſer glichen Bienenſtöcken, bei denen das Aus- und Eingehn kein Ende nimmt. Eine wilde Jugend tummelte ſich auf den Straßen, um die Häuſer wurde emſig gekehrt und eifrig die Bänke gereinigt. Es wollen die Berner reine Häuſer, vor allem am Sonntag, damit, wenn der Herr Heerſchau hält über ſeine Knechte, er einkehre ins reine Haus mit ſeinem Segen; ſie wollen dieſe reinen Häuſer ſich ſelbſt zum beſtändigen Wahrzeichen, daß rein auch die Herzen ſeien, damit der Herr einziehe ins reine Herz mit ſeinem Geiſte, ſo wie ins reine Haus mit ſeinem Segen.

Da klangen über das geſchäftige Gewimmel die Glocken; aus allen Türmen begegneten ihre Klänge ſich, und in ihren reinen Tönen ſchien der Menſchen Treiben ſich zu läutern, zu heiligen. Feierlicher bewegten ſich die Frauen, ordnend und reinigend; feierlicher ſchaute die Landſchaft mich an. Die Töne verhallten nicht, aus immer weiteren Kreiſen ſchwoll

der Glocken Geläute heran, schwoll in ernsten Weisen als gewaltiger Lobgesang zum Himmel auf. In den ernsten Lobgesang brauste der wilden Jugend Jubelruf, die sich zu den Türmen drängte zum stündigen Glockengeläute, die die Kirchhöfe füllte, oder in verwegenen Spielen Luft machte der Lust in ihrer Brust.

Ich wußte nun, es war Sylvesterabend, das scheidende Jahr ward zu Grabe geläutet, und eine ganze Stunde lang riefen alle Glocken den Menschen mahnend zu: zu eilen und nicht zu säumen, dem scheidenden Jahre mitzugeben in sein Grab, was Haus und Herz beschwert, was Haus und Herz verunziert, was des Herzens, des Hauses Frieden stört; ihm mitzugeben Zeugnisse unseres Thuns, damit, wenn Gott es rufet vor seinen Thron zur Rechnung, es auch unsere Namen aufgeschrieben habe bei den Namen derer, die ihre Tage mit Weisheit gezählet, und mit Fleiß bestellt das Ackerfeld, auf dem die ewigen Schätze wachsen.

Nicht ungehört verhallten die Töne. Manch Auge schaute mit Ernst in sich hinein, manch Herz wogte auf in heiliger Andacht, und ernste Männer und sinnige Frauen sah ich durch die Massen schreiten, sorgfältig Gaben suchend zu Pfändern der Versöhnung, zum Zeichen, daß im neuen Jahre die alte Liebe die gleiche bleiben solle.

Ich aber hatte niemandem etwas zu bescheren, nichts zu bereiten auf den folgenden Tag; öde war mein Haus, und meine Liebe ward auf Erden nicht mehr neu.

Wehmütig schaute ich hinab ins Gewimmel, horchte wehmütig den herauf quellenden Tönen, aber immer mächtiger drängten sich aus dem Hintergrunde meiner Seele die Bilder der Vergangenheit. Leise sank zwischen Auge und Seele der Schleier, der beide von einander scheidet.

Es ſieht das Auge, aber die Seele empfängt ſeine Bilder nicht; ſie zeuget eigene Bilder und ſchaut ſie an mit dem Auge, das noch niemand geſehen. So geſtaltet ſich ein ſeltſam Leben, es iſt nicht Traum, nicht Wachen, es iſt ein Weilen in ſelbſterſchaffenen Welten.

In meiner Seele gingen die vergangenen Sylveſtertage auf mit all ihren Freuden. Ich ſah den friſchen Knaben wieder, an dem freudetrunken der Eltern Augen hingen; ſah den Reichtum der Liebe, die ihm ward; ſah der Eltern Glück ſich ſpiegeln in ſeinem Glück. Die Gefühle jenes Sylveſterabends kamen über mich, wo mein Ahnen mir zur Gewißheit ward; wo mir aufging in ſüßer Liebe der heilige Tempel eines reinen Mädchenherzens, geſchmückt mit den wonnereichen Gebilden der Liebe; wo mir der Altar aufgerichtet ſtand, und darauf das Feuer brannte, das nie erlöſcht in eines treuen Weibes Seele; wo ich zum Gott auf Erden ward, weil ich vernahm, daß mein eine Seele ſei.

Aber höher auf ſchwoll mein Glück. Es kamen die Sylveſtertage, wo ich Tannenbäumchen rüſtete, ſie ſchmückte mit goldenen Nüſſen, mit Händen voll Geſchenke an die Wiegen meiner Kinder trat, das Beſcheren vergaß und nicht ſatt wurde, zu ſchauen, wie ſie ſo friedlich ruhten, heiteres Lächeln um ihre roſigen Geſichtchen ſchwebte; wie ſie die Ärmchen ausſtreckten, weil ſie im Traume Vater und Mutter ſahen, und Vaterluſt und Vaterfreude quollen immer wärmer in mir auf. Und wenn ein Vater ſo recht ſeiner Kinder ſich freut, bebt ihm da nicht ſeine Stimme? ſein Auge, füllt es ſich nicht aus dem Borne der Freude?

Als die Thräne, das Kind des ſchönen Bildes in meiner Seele, ins Auge trat, erkaltete ſie ſchnell, ein Kind einer anderen Welt, im kühlen Abendwinde. Ihre Kälte weckte

mich, der Schleier hob sich wieder: ach! ich war allein, verronnen waren meine goldenen Tage. Ich saß allein auf einem Hügel überm Aarethale, ein Käuzlein strich an mir vorüber, eine an warmer Quelle verspätete Schnepfe streifte an dem Waldesrand, aus dem geheimnisvollen blauen Grunde traten die Sterne, diese Rätsel Gottes, die kühnen Schiffer auf dem blauen, unendlichen Meere; sie nickten freundlich dem Schwesterchen Erde zu, als wollten sie es ermuntern, zu glauben und zu vertrauen dem gewaltigen Steuermanne, der mit leisem Ruderschlage Welten lenket und die Menschen steuert dem sichern Ufer zu, wo die Stürme schweigen, die Fluten sich ebnen, die Irrwege nicht mehr sind.

Nichts zog mich heimwärts; aber die übliche Stunde der Gewohnheit rief, ich folgte. Dunkel war es auf Erden, voller Steine waren die Wege, und immer zahlreicher traten an des Himmels Rand die Sterne, als ob sie den stolpernden Wanderer betrachten wollten, der so mühselig seine Glieder schleppte. Der junge Mond lag hinter einer Wolke, aus dem dunkeln Grunde hob sich eine finstere Masse: es war mein einsames Haus, und schwärzer als alles, ausgebrannten Augen gleich, starrten die Fensterhöhlen hinaus in die Nacht. Hinter keinem Fenster schimmerte Licht, kein düsteres Lämpchen flimmerte durch die Gänge, kein Leben regte sich in den Mauern; stumm, traurig stand es vor mir.

Unheimlich rasselte im Schlosse der Schlüssel, schauerlich knarrte die Thüre, meine Schritte hallten wieder, vom Dache herab kam es wie ein Echo, oder wanderte von dorther mein Doppelgänger mir entgegen? Er kam nicht; es war stille oben wie im Grabe, keine Thür sprang auf, keine Beinchen liefen mir entgegen, keine Ärmchen schlangen sich um meinen Hals; alles war tot, hier war niemand mehr; draußen ruhten

ſie. Ich öffnete Thüre um Thüre, trat von Zimmer zu Zimmer; es war, als müßte ich jemanden finden. Aber es war niemand da. Ich fand die Betten, in denen ſie geſtorben, die Seſſel, in denen ſie die letzten Tage geruht; aber niemand war darin. Da ward es mir ſo recht weh im Herzen; es war mir, als wäre ich der letzte Menſch auf Erden, möchte ſterben und könnte nicht, müßte alleine bleiben im öden Hauſe, in der öden Welt. Immer inniger faßte mich das Heimweh nach den Meinen; es war, als riefen ſie mich: deutlich hörte mein Herz ihre Stimmen. Ich trat ans Fenſter, horchte hoch auf, aber keine Töne vernahm mein Ohr. Dünne Mondesſtrahlen ſchimmerten im Fenſter, ſchwammen an mich hin; im Herzen häkelten ſie ſich an und zogen mich und riefen mich aus dem öden Hauſe, dem Sarge meiner Freuden, hinaus ins Freie, wo am duftigen Himmel des Mondes ſchmale Sichel liebäugelte mit der Erde, während einzelne Strahlen geheime Gänge gingen, geheime Botſchaften bringend aus einer andern Welt. Und dieſe hellen Geiſterboten riefen mich und zogen mich dem gottgeweihten Hauſe zu, welches unter den Häuſern iſt, was unter den Tagen der Sonntag: das reine und heilige, das nur zu gottgeweihtem Werke die Menſchen empfängt, außer deſſen Schwelle jeder laſſen ſoll irdiſches Sinnen und irdiſche Sorgen, über deſſen Schwelle jeder heimnehmen ſoll kindliche Liebe und göttliche Kraft. Um dieſes Haus ruhen in weitem Kreiſe alle, welche auf den ihr Vertrauen geſetzet, auf deſſen Namen ſie getauft wurden in dieſem Hauſe, in welchem ſie Treue geſchworen dem, der ihr Vater zu ſein verhieß. Als ihr Leben erloſch, als die Ihren nichts mehr an ihnen thun konnten, als weinen um ſie, da betteten ſie dieſelben vertrauensvoll um dieſes Haus als in die Obhut des Herrn, deſſen Kraft und Herrlichkeit

das Leben ſchafft und mit neuem Leben die Toten krönen will. In ſilbernem Glanze ſchimmerte der Acker, auf dem in Schwachheit geſäet wird, was in Herrlichkeit auferſtehen ſoll. Ein geheimnisvolles Wehen umfloß mich; die ſüßen Schauer der Kinderzeit, wenn Märchen und Sagen Kunde brachten aus einer andern Welt, ſtiegen in mir auf, und mit leiſem Zagen ſetzte ich mich auf meines Weibes Grab. Es war mir, als ſollte ich etwas erwarten, als nahe ſich mir eine verhängnisvolle Stunde; aber ſtille blieb es und friedlich; unbewegt ruhte auf den friedlichen Gräbern der ſtille Glanz. Es ſtiegen in mir Gedanken auf: ob nicht da unten die harten, ſchwarzen Scheidewände zwiſchen meinen Begrabenen eingefallen ſeien: ob ſie nicht da unten ſäßen in hell geſchmücktem Raume, in verklärtem Gewande, des himmliſchen Friedens ſich freuten, des Vaters harrend und ſeines Rufes zur Auferſtehung; ob ſie nicht meiner gewärtig ſeien? kein Zugang für mich in die hellen Räume? Ich ſtrengte meine Augen an, aber in der Gräber Schoß ſah ich nicht; zwiſchen mir und ihnen lag die harte, ſchwarze Thüre aus kalter Erde, die alle Gräber ſchließt. In dieſer Anſtrengung ward mein Auge mir ſchwerer und immer ſchwerer; eine Laſt ſenkte ſich auf dasſelbe, ſchloß es mir unwiderſtehlich, und vor meine Sinne ſchob ſich der Riegel, welcher Welt und Menſch trennt, und in des Schlafes Bande ward mein Leib gebunden.

Da begann es gar ſeltſam in mir ſich zu regen: ein leiſer, warmer Hauch wehte über mich; wie warme Küſſe brennen, glühte es in meinem Innerſten. Wie es der Lilie werden muß, wenn der erſte Sonnenſtrahl ſie trifft, ihre Blätter ſich entfalten, ihr Kelch dem Lichte von oben ſeinen reinen Schoß erſchließt, ſo ward es mir. Eine verſchloſſene

Thüre ſprang auf; eine wunderbare Kraft, keinem der fünf Sinne vergleichbar, die ich denn doch das verſchloſſene Auge des Geiſtes im Leibe nennen möchte, ward ihrer Feſſeln entbunden, von ihren Hüllen frei. Licht war es um mich, in reinem Lichtmeere ſchwamm ich, Lichtwellen wiegten mich ſanft und ein unnennbares Wohlſein durchſtrömte mich. Das geöffnete Auge gewöhnte ſich an des Lichtes Flut, gewann an Schärfe, und allmählig erhielten die ſilbernen Fluten beſtimmtere Geſtaltungen. Zum wunderherrlichen Garten ward die Welle, die mich trug, und Blumen, die ich nicht beſchreiben kann, ſproßten um mich auf, und duftende Pflanzen beſchatteten mich, und ſüße Töne, Geſänge aus der Himmelshöhe, umquollen mich. Und wie ich in wonnigem Entzücken mich wiege, ſtrömt eine helle Welle heran, und aus der Welle tritt eine Geſtalt, aus Sternenglanz und Blumenduft gewoben, ſchwebt in meine Arme. Des Wiederſehens Wonnen durchrieſelten mich: mein Weib hatte mich umfangen. Wohl lag im Staube ihre irdiſche Hülle, aber ihrer Seele eigene Schönheit hatte ſich verkörpert, wunderbar, unnennbar, aber kenntlich alſobald. Andere Wellen, ſtrahlenden Kähnen gleich, wogten herbei, brachten mir Vater und Mutter; ſie hießen den teuren Sohn willkommen in ihrem Lande und freuten ſich ſeiner auf himmliſche Weiſe. Da beugten himmliſche Roſen ſich über uns und aus den Roſen lächelten ſüße Kinderaugen, blühten Engelsköpfchen auf, entfalteten ihre Flügel, löſten ſich ab, flatterten mir zu und freuten ſich des Vaters. Da trank ich Seligkeit aus vollem Becher in vollen Zügen. Und jubelnd erzählten die Meinen, wie mein treues Sehnen ſie geſehen, und wie ſie den Vater gebeten, daß er dieſes Sehnen nicht zum Grabe des Leibes und der Seele werden laſſe. Da hätte Gott den Kindern Großes vergönnt: den Vater herauf zu holen ins Reich der

ſeligen Geiſter, ihn empfinden zu laſſen der Seinen Seligkeit, und im Bade der Seligkeit ihn zu heilen vom todbringenden Weh. Da ſeien die Kinder gekommen als lichte Mondesſtrahlen, hätten mich gezogen dahin, wo Gott den Toten Leben giebt. Da hätte der Engel, der den Schlüſſel hält zum Allerheiligſten im Menſchen, zu dem Auge, das unter ſieben Siegeln verſchloſſen iſt, mich emporgetragen ins Reich des Lichts und das Auge mir aufgeſchloſſen. Und dieſes Auge öffnete ſich immer weiter, und viele freundliche Augen ſah ich auf uns ruhen, ſich freuen unſeres Glücks. Viel hehre Augen leuchteten auf mich nieder, Augen, wie ſie ſein müſſen, wenn ſie leuchten wollen durch ganze Welten hinaus in die weite Ewigkeit. Und immer weiter drang das Auge, immer weiter verkörperten ſich die ſilbernen Wellen des Lichts, und zahlloſe Geiſter ſah ich wallen, alle in gleicher Schöne und jeden doch in eigentümlicher Geſtaltung. Die einen ſchienen aus reinem Lichte gewoben, andere ſchimmerten in Roſenduft, die dritten ſchwammen im blauen Glanze des Äthers, die vierten ſtrahlten in goldenem Licht. Und wie mannigfach die Färbung war, ſo erglänzten jugendlich die einen, während andere ſtrahlten in unausſprechlicher Würde; aber alle waren getaucht in unverwesliche Herrlichkeit. Wenn auch die Zahl der Jahre, welche die Geiſter auf Erden durchlebt, in ihrer Erſcheinung erkennbar war, davon hing die Schöne nicht ab, nicht von der Jugend, nicht vom Alter, ſondern von den Zügen der Seele, die auf Erden ſich ausgeprägt. Und wie ich ſchaute durch die lichten Geiſterfluten, die in unzählbaren Mengen die Räume füllten, ſah ich ſchwarze Streifen zucken durch ſie hin, ſah ich dunkle Schatten einzeln, ſcharenweiſe ängſtlich irren. Ängſtlicher, als die Eule das Sonnenlicht, flohen ſie das Licht; aber allenthalben verfolgte ſie das Licht. Sie

wollten ſich bergen vor den lichten Geiſtern; aber nirgends fanden ſie eine dunkle Decke für ihr dunkles Weſen. In verzweiflungsvoller Haſt ſtürzten ſie ins Weite; mein neues Auge drang ihnen nach, die Schauer der Ewigkeit durchbebten mich. Die Schranken, welche dem irdiſchen Auge geſetzet ſind im Raume, ſah ich gefallen oder in unendliche Fernen gerückt. Um mich ſah ich Welten rollen, und wie man hier von einem Hauſe ins andere ſieht, ſah ich von einer Welt in die andere, ſah in tauſend Welten auf einmal, nahm wahr, was rings um mich ſich regte, ſich bewegte. Mit einem Blicke umfaßte ich die Erde, die gar lieblich erglänzte wie in des Mondes Silberſchein; ſah die Schatten der Paläſte, ſah hinein in die Fenſterchen der Hütten.

Während ich Welten und Hütten ſah, war ich bei den Meinen, koſte mit ihnen, trank ungeſtört aus dem Becher der Seligkeit und war mir doch bewußt alles deſſen, was in mein Auge drang. Aber wie Ketten und Bande war es von mir gefallen; die Gebundenheit in die Schranken der Sinne war gelöſt, und während Unendliches mein Auge faßte, genoß ich in voller Innigkeit das Sein bei den Meinen. Da begann ich zu empfinden die Allgegenwart Gottes, zu begreifen, wie Gott bei allen ſein kann und doch in voller Liebe bei jedem; ich erkannte die Wahrheit, daß des ewigen Lebens Anfang die Liebe iſt, welche die Schranken des Herzens, das nur Eines faſſen, denken, lieben will, ſprengt, daß dasſelbe Gott und ſeine Kinder in immer größerer Innigkeit zu umfaſſen vermag. Der hat ſchon auf Erden die Schranken der Sinne gebrochen, in deſſen Herzen die Liebe eingezogen iſt; der weiß, wie man mit ganzer Seele ſein kann bei dem Geliebten, den unſere Augen nicht ſehen, unſere Ohren nicht hören; der erkennet es, warum Jeſus die ſelig

pries, die ihren Glaubenskreis über die Grenzen der Sinne ausgedehnt.

Ich war ganz dem Kinde gleich, das mit ſeinen Händchen nach dem Himmel greift; was Welten weit von mir ſich bewegte, ſchien mich zu berühren; ich hatte noch kein Maß für die Unendlichkeit. Es ſchien mir, als könnte ich mit dem Finger klopfen an die Fenſterchen der Hütten auf Erden, wo jetzt ein eigentümlich Schauſpiel ſich entfaltete.

Es war die heilige Stunde, in welcher Gott die ſeligen Geiſter zu den Ihren ziehen läßt mit reichen Geſchenken zur Beſcherung aufs neue Jahr. Seine Schatzkammern hatte Gott ihnen geöffnet, dort konnten ſie Gaben wählen, die ſie den Ihren heilſam wußten, und ſtrömten dann gaben- und wonnereich den Ihren zu.

Es war aber auch die fürchterliche Stunde, in welcher Gott die unſeligen Geiſter ihrer Haft entbindet; aber keine Schatzkammern öffnet er ihnen, keine Gaben bringen ſie, kein Laut war ihnen gegeben, kein Zeichen konnten ſie geben, ja nicht einmal einen Schatten warf ihr Weſen.

Der Drang der Angſt trieb ſie den Ihren zu, trieb ſie ins Saatfeld, das ihre Hände gepflegt; aber hier konnten ſie ſich nicht künden, konnten nicht warnen, konnten nur ſehen, wie die Saat aufging, die ihren Händen entfallen war, konnten nur koſten, wie bittere Früchte ſie trug den Ihren, den Menſchen. Aber wie ſie auch rangen, wie ſie ſich wanden, kein Laut entfuhr ihnen, kein Schatten entfiel ihnen, über die Kluft zwiſchen Diesſeits und Jenſeits war keine Brücke für ſie, keine Verbindung war ihnen gegönnt, kein Warnungszeichen. Es ſoll der Menſch glauben: wer Moſes und den Propheten und Höhern nicht geglaubt hat, der hat keine Stimme, ja nicht einmal einen Schatten, den Glauben der Seinen zu wecken.

Ihre markdurchdringende Qual durchſchauerte mich, aber ſtörte die Seligkeit der Meinen nicht; die Ratſchlüſſe des Vaters ſind ihnen nicht mehr verborgen, und was wir nur in einzelnen Erſcheinungen ſehen, das iſt ihnen offenbar in ſeinem ganzen großen Zuſammenhange. Ich aber konnte nur ſchauen, und was ich in der Heimat ſah, hat in klaren Bildern ſich eingeprägt in meine Seele, während die Bilder aus andern Welten meiſt in Nebel verſunken ſind. Einige dieſer klaren Bilder will ich darzuſtellen verſuchen, die Fülle der ganzen Anſchauung wäre zu viel für die Schrift. Es war ein wunderbares Schauen in das Funkeln der Geiſter, die in ſeligem Verlangen der alten Heimat zuſtrömten, ihr wogend Heer durchzuckt von ſchwarzen Schatten, und wie in der Nähe der Erde der Strom ſich löſte, die glänzenden Gebilde ſich ſonderten, leuchtend und ſtrahlend, und gabenreich jeder der Stätte zueilte, wo die Seinen weilten, wo er beſcheren wollte mit Gaben aus den Schatzkammern des Vaters.

Mein Auge war bei ihnen, ſchaute mit ihnen durch die Fenſter der Hütten, der Paläſte, ſchaute der Geiſter Beſcherung, ja ſchaute mit den Geiſtern in die Seelen der Menſchen und ſah die Gedanken und Traumbilder auf- und niederſteigen in denſelben. Aber was ich auf einmal ſah wie mit einem Blicke, das muß ich erzählen langſam eins nach dem andern; aus dem wogenden, ſprühenden Leben wird die Bewegung ſchwinden, und kalt und ſtarr vor die Menſchen treten, was ſo lebensreich mir in die Seele drang.

Drei Roſenknoſpen gleich ſchwebten allen voran drei Engelein, und ihre Freude leuchtete durch den ganzen Himmel. Einer armütigen Hütte eilten ſie zu und weilten ſchwebend vor den trüben runden Scheiben der kleinen Fenſter. Ein mattes Lämpchen glimmte drinnen, ein dürftig Weib ſaß dabei

und weinte, ſpann und netzte zum Spinnen im Augenwaſſer ſich den Finger. Hinten im engen Stübchen keuchte es ängſtlich; auf dünnem Bette lag in Fieberglut ein blaſſer Mann. Jetzt beugte ſich das arme Weib weinend über ihn und ſtärker rannen ſeine Thränen und feuchteten des armen Mannes trockne Lippen. An der Wand lagen in weiter Wiege drei magere Kinder in tiefem Schlafe, wie der Müde ihn ſchläft nach hartem Tagewerk, wie arme Kinder ihn ſchlafen können, die im Wachen der Hunger plagt. Zu ihnen trat die Mutter, und Liebe und Weh ſtritten in ihren Augen; ſie wollte ſie beſſer zudecken, aber das ſchmale Deckelein wollte ſich nicht breiter ziehen laſſen. Da zog wehmütig die Mutter ihr Fürtuch ab, legte es über ſie, ſetzte ſich wieder ans Rad, ſpann und betete. Sie war zu arm, die Hände zum Vater zu erheben, die Hände mußten ſpinnen; aber ſie hatte ein gläubig, inbrünſtig Herz, das ſich zum Vater hob.

Sie bat gar brünſtiglich um Kraft, zu tragen; bat für den armen kranken Mann, für die armen Kinder, die alles, alles entbehren mußten, denen ſie auch nicht einen Schimmer von Freude konnte fallen laſſen in das Dunkel der Armut. Da ſchwebten die Engelein über die betende Mutter und küßten ihre matten Augen, und ſie ſchloſſen ſich leiſe, und leiſe ſanken die matten Hände in den Schoß; ihr Herz aber blieb bei Gott, und der Vater tröſtete ſie und zeigte ihr, wie er denen, die ihn lieben, alles zur Seligkeit dienen laſſe, ließ vor ihren Augen aufgehn ihre Zukunft, den Segen des Frommen auf Erden und jenſeits die verheißene Herrlichkeit. Und während der himmliſche Troſt im Herzen der Mutter ſich anbaute, ſchwebten die Engelein zu ihrem Vater, verjagten ihm die Fieberglut, wehten ihm Kühlung zu, brachten ihm den ſanften, ruhigen Schlaf, und im Schlafe lag die Geneſung.

Als sie die Eltern erquickt hatten, da legten sie sich zu ihren Brüderchen und Schwesterchen und spielten goldene Träume in ihre Seelen, ließen dort aufgehen die hellste Sylvesterluft, die reichste Freude, und legten zur Freude fröhlichen Sinn, heiteres Hoffen, festes Glauben. Da röteten sich die blassen Gesichtchen, der Schimmer der Freude verklärte sie; höher und höher schwoll die Lust und mitten aus dem Schlafe sprühte fröhliches Jauchzen. Da erwachte die Mutter und fühlte das Schaffen Gottes in ihrem Herzen; noch nie hatte ein Schlaf sie so gekräftigt. Sie nahm das Lämpchen und zündete nach dem Manne hin, sah die Fieberglut verschwunden, das Keuchen gesänftigt, sah die Genesung dämmern in den ruhigen Zügen, sah auf den Gesichtern der Kinder den Frieden Gottes, Lust und Freude. Da ging ihr die Ahnung auf, daß Engel Gottes in ihrer Hütte gewesen. Nun hob sie Hände und Herz auf zu Gott, dankte für die reichen Gaben, und ging erkräftigt dem neuen Leben im neuen Jahre entgegen.

Lieblich wie helle Frühlingsmorgen, wenn säuselnde Winde mit den Blumen spielen, während die Sonne sich vermählet mit den strahlenden Perlen, die bei nahender Sonne vom Himmel kamen und in blühenden, duftenden Brautbettchen der Sonne harrten, sah ich eine freudige Geisterschar, zusammengesellt, treuen Schwestern gleich; sah hier einen Engel leise sich ablösen, als ob er es heimlich thun wollte, mit einem süßen Geheimnis in der Brust, hier, wo kein Geheimnis ist, hier, wo alles an der Sonne liegt. Das waren die treuen Herzen, die heimliche Liebe bargen in der Brust, wo das Geheimnis dem Geliebten verborgen blieb, die Liebe nicht geachtet ward, und doch treu blieb, sich nicht verbittern ließ, in Milde und Liebe ausharrte bis ans Ende. Die schwebten vorauf, als Engel Gottes zu verkünden, daß die Liebe, die

rein bleibt, die ſich nicht in Haß verſäuert, wenn ſie auch nicht geſehen wird, nicht erwiedert wird, auf Erden keinen Lohn erhält, gekrönet werde mit der Krone des ewigen Lebens und getränket aus der Liebe reinſtem Borne. Sie ſchwebten nun ſchüchtern faſt und geheimnisreich, mit Gaben reich beladen, dahin, wo der wunderreiche Zug des Herzens, der alle Wege weiß, nie ſich irret, ſie führte. So ſah ich ſie ſchweben alleine, und zwei und zwei, ans gleiche Herz gebannt, oder zwei und zwei in ſchweſterlichem Vertrauen ihre Geheimniſſe ſich erſchließend; ſah ſie ſchweben, ſah ſie erglühen im weichſten Morgenrot, wenn ſie die Schranken des Hauſes durchfloſſen. In eifriger Haſt ſuchten ſie zuerſt die Wiegen der Kinder, liebkoſten ſie und herzten ſie mit himmliſcher Innigkeit, beſchenkten ſie in göttlicher Freigebigkeit mit holdem Weſen und Gottes Huld. Dann nahten ſie ſich leiſe, ſonder Neid und Eiferſucht, mit der Liebe, die nicht das Ihre ſucht, den ſchlafenden Eltern, und Liebe ſtrahlte ihr ganzes Weſen, wie die Sonne leuchtet in goldenem Lichte. Ich ſah, wie ſie aus beider Herzen nahmen, was die Welt darin angeſetzt, hingelegt zwiſchen beide; ſah, wie ſie Frieden goſſen in die Herzen und beſcheidenes Genügen, und Zufriedenheit mit Gott und Menſchen und den Sinn, der ſiebenmal ſiebenzigmal vergiebt in einem Tage. Und hatten ſie ſie ſo reich beſchert, dann küßten ſie Mann und Weib mit dem holden Geiſterkuſſe, und beide lächelten im Schlafe, und in ihren Herzen erwachten Träume alter Liebe voll, und in dieſen Träumen keimte ein neues Jahr voll Friede und Freude, aber keines wußte, wer ihnen das fried- und freudenreiche Erwachen beſcheret hatte; ſie dankten es Gott und hatten Recht; an jenem Tage erſt, wo nichts Irdiſches mehr zwiſchen den Herzen iſt, werden ſie den Boten erkennen, der ihnen Gottes Gaben gebracht.

In großer Freudigkeit, in ehrwürdiger Schöne, ſah ich andere Scharen ziehen: mild war der Glanz, der aus ihren Augen ſtrömte. Ich ſah, ſie trugen den Segen Gottes in die Häuſer der Menſchen; ſie kehrten in kleine Häuſer ein, wo man Sparſamkeit zu Hauſe ſah; ſie kehrten in ſtattliche Gebäude ein, wo große Fülle ſichtbar war. Sie ſegneten das Brot im Schreine, das Öl im Krüglein, die Kinder in der Wiege; ſie ſegneten des Weibes Sinn, des Mannes Streben; ſie ſegneten Aller Eingang, Aller Ausgang. Ich ſah, wie der Segen Gottes ſich niederließ und Wohnung machte und ſichtbar ward in allem und über alle. Die da im Schlafe ruhten, ahnten nicht, wer ſie beſucht, was ſie gebracht. Die, die arm waren auf Erden und nie einen Reichen beneideten; die viel nötig hatten, und immer zufrieden waren mit dem, was ſie erhielten, nie noch mehr verlangten, wenn ſie viel erhielten, nie zu wenig fanden, was der Karge ihnen gab, die mit dankbarem Herzen jeden Geber liebten: die hat Gott zu Trägern ſeines Segens auserkoren, hat ihnen die Gnade verliehen, hundertfältig zu vergelten das Gute, welches ſie hier empfangen. Sie zogen nun mit Gottes Segen hin zu denen, die in reinem Sinn aus guten Herzen Haushalter Gottes geweſen, viel gethan und es niemandem vorgerücket; deren Rechte viel gegeben und es niemandem gerühmt, und ohne daß die Linke darum gewußt. Auch dieſe wiſſen nicht, wer Gottes Segen im Schlafe ihnen gebracht, kennen ihre Wohlthäter nicht, und werden es droben erſt erkennen, wie Gott die Reichen durch die Armen lohnet. Nicht nur jene Engelchen, drei Roſen gleich, welche allen voraus die dringliche Not der Eltern zog, ſah ich. Zahlloſe Kinderſcharen eilten durch die Räume mit Gaben aus des Vaters Schatzkammern, um den Eltern zu beſcheren, von denen ſie früher Gaben empfangen nach dem Maße der elterlichen Liebe.

Unter den eilenden Scharen ſtrahlte ein heller Knabe, in ungewohntem Fluge eilte er einem vereinzelten Hauſe zu; er hatte den Eltern noch nie Gaben beſchert aus des Vaters Schatzkammern, wohl aber viele Freuden auf Erden; darum war auch die Wunde tief und nicht verharſcht, die ſein Heimgang geſchlagen. Jedes Haus, jeden Baum begrüßte er mit freudigem Nicken; aber er ſäumte nicht bei ihnen; vor ein helles Fenſter zog es ihn. Drinnen waren Vater und Mutter, und beide kämpften mit dem Schmerze. Sie ordneten die Beſcherung, die ihren Kindern morgens werden ſollte, und wenn ſie zu dem Platze kamen, auf dem in andern Jahren des Geſchiedenen Beſcherung lag, und wenn ihre Gedanken ſonſt ſich ihm zuwandten, ſo ward der Schmerz jedesmal neu, preßte die Herzen, füllte die Augen und lange wollte jedes ihn niederkämpfen, wollte ihn dem andern verbergen, aber ſie vermochten es nicht; ſie teilten ihn wie zwei treue Eheleute. Teilen ſie jede Freude, warum ſollten ſie den Schmerz nicht auch teilen, warum den gemeinſamen Schmerz verbergen? nur der verdrückte Schmerz wird zum Gram und der Gram tötet. Sie weinten über den leeren Platz, an dem ſie ſonſt den Liebling bedacht; dann ſtellten ſie eine weiße Roſe in deſſen Mitte, und wollten die Ruhe ſuchen; aber vom entſchlafenen Sohne wichen ihre Gedanken nicht. Da drückte ihnen mit ſanften Küſſen der helle Engel die Augen zu und wiegte ſie in Schlaf; dann erſchien er ihnen im Traume, wie ſie meinten, in verklärter Lieblichkeit und kränzte ſie mit der Gnade des Vaters, die denen wird, die nicht nur thun, was der Vater will, ſondern die auch tragen, wie der Vater will; die nicht nur nichts nehmen, ſondern die auch geben können, und nicht nur Geld und gute Worte, ſondern das Liebſte. Er offenbarte ihnen, wie ſolches Tragen des Geſchiedenen

Seligkeit mehre und ein Zeichen sei, daß in den Herzen der Lebenden der letzte Feind besieget sei, der Tod. Wie er so Trost von oben Vater und Mutter ins Herz gegossen, eilte er zu den Geschwistern und lachte freundlich in ihre Herzen hinein, legte zu der Liebe darin die holde Gabe, die Liebe zu bezeugen; legte zum Glauben an die Eltern die freundliche Zutraulichkeit, die den Glauben fruchtbar macht; legte jedem unters Kissen einen Schlüssel zu der Eltern Herzen, die den Kindern so gerne sich öffnen, denen kindliche Liebe, je älter sie werden, um so mehr wird, was den Pflanzen der Thau in der Sonne Brand. Und freundlich lächelten die Geschwister im Traume, gar süß waren ihre Herzen bewegt, sie streckten ihm ihre Arme entgegen, als wollten sie ihn umfangen für seine Gaben, als wollten sie ihm verheißen treuen Gebrauch derselben nach seinem Willen.

Nicht ferne schaffte ein kindlicher Engel ein ander Werk. Im großen Hause waren oben und unten die Fenster hell, aber hinter den obern Fenstern wachte ein anderer Schmerz als hinter den untern, und zwischen beiden war eine kalte, harte Scheidewand.

Oben saß der Vater wach, finster sinnend, in der Hand das düstere Haupt; drunten lehnte weinend die Mutter über Dinge, welche der Tochter wert gewesen, suchte Trost in heiligen Büchern. Aber der Anblick der Andenken ließ neu bluten die Wunde; Thränen verfinsterten die Augen, löschten die Buchstaben aus, und wie eine schwarze Wolke die Sonnenstrahlen auffängt und es dunkel läßt auf Erden, so ließen sie den Trost der heiligen Worte nicht hinunter ins kranke Herz. Beide trauerten um ihr einzig Töchterlein, aber jedes einsam für sich. Jedes hatte seinen Schmerz anders gestaltet und diese verschiedene Gestaltung hatte die Herzen getrennt,

war wie eine Scheidewand zwiſchen die Herzen getreten, war zu neuem Schmerze geworden, ein neues Unglück.

Zu weich und thränenreich war dem Vater der Mutter Weh, zu trocken und wortkarg der Mutter des Vaters Trauer, und da hatten die Herzen ſich getrennt, die doch das gleiche in ſich trugen, aber auf verſchiedene Weiſe es an den Tag legten.

Zu dieſem Vater ſah ich die Tochter ſchweben; ſah, wie ſie vor ſeine Seele trat in herrlich entfalteter Lieblichkeit, ihn umfaßte mit kindlicher Innigkeit, ihm die ſüßeſten Namen gab. Da ward weich des ſtarken Mannes Herz, die Thränenquellen brachen auf, tiefer inniger Schmerz übermannte ihn; er verlangte, ſich auszuweinen, nach einem trauten Herzen: er ſuchte die Mutter.

Aber vor ihm war die Tochter unten, legte als kindliche Gabe der Mutter das Sehnen nach dem Vater ins Herz, den Vorſatz, ſich aufzurichten zum Tragen und Dulden nach des Vaters Sinne, zu verſchließen die Trauer in das geheime heilige Kämmerlein der Seele, welches der Menſch nur in heiligen Stunden betritt. Als nun ſo weichen Herzens der Vater die Mutter ſuchte, ſo aufgerichtet die Mutter ihm entgegentrat, da ſank zwiſchen ihnen die Scheidewand, ihr Schmerz floß zuſammen, ihre Herzen verſtanden ſich, und das Andenken an die geſchiedene Tochter ward zum heiligen, immer grünen Tannenbäumchen, an dem ſie ſich alle Tage beſcherten mit der Liebe wachſendem Verſtändnis; das ſie mit den Gaben ſchmückten, welche ſie dem Vater droben brachten, das ſie alle Tage ſchmückten mit kindlicher Ergebung und gläubigem Vertrauen.

Mit Kindern ſah ich viel tauſend Mütter wallen, die mit ihnen droben beim himmliſchen Vater waren; ſah, wie

ſie ihnen zeigten den irdiſchen Vater, die irdiſchen Geſchwiſter, wie ſie beiden beſcherten; ſah, wie ſie die Brücke ſchlugen für Mann und Kinder nach oben; wie ſie dafür ſorgten, daß das Getrennte ſich wieder finde; wie ſie in Liebe verbanden, was im Leben ſich nie geſehen. Es war ein wunderbares Schauen, wie die lieblichen Engelein, helleuchtenden Sternlein gleich, an der Hand ſtrahlender ſinniger Geiſter durch die Räume ſchwebten der Heimat zu, durch die Fenſter floſſen in freudiger Luſt.

So ſah ich zwei Engelein nnd ihre Mutter ihren Vater finden, der auf weißem Bette ſchlafend lag, tiefen Ernſt auf ſeiner Stirne, manche Frage bergend im feſt geſchloſſenen Munde. Er hatte viel geſonnen, ehe er ſich ſchlafen legte. Die vergangenen Tage waren an ihm vorübergegangen, die Gegenwart hatte ſich ihm gegenüber geſtellt; er hatte den Schöpfer manches gefragt, aber keine Antwort erhalten; er hatte ſich ſelbſt geantwortet, aber jede Antwort brachte ihm zwei neue Fragen. Dann war er zu den zwei Kindern getreten, die neben ihm friedlich und lieblich ſchlummerten; hatte neue Fragen geleſen in ihren Geſichtern, neue aus ihrem Schlafe, und wie er auch antworten mochte, neue „Warum“ plagten immerfort ſeine Seele. Er hatte ſich ſchlafen gelegt, aber der aufgeregte Geiſt war nicht geſänftigt.

Da ſchwebte über ihm die Mutter und brachte ihm ſeine beiden geſchiedenen Kindlein, und dieſe erglänzten in himmliſcher Freude und lächelten gar hold und ſüß hinein in des Vaters unruhigen Geiſt. Da war's, als falle ein Lichtſtrahl in dunkle Nacht; von der Stirne ſchwand der Ernſt, ein freudig verwundert Lächeln trat auf die Lippen. Und der mütterliche Geiſt kannte das Lächeln wohl und ſchwebte zu ihren irdiſchen Kindern, labte ſich an ihnen und

legte zu den beiden die zwei Engelein, und diese Engelein drangen in die Seelen ihrer Geschwister und schlossen dort in holden Träumen einen Bund für die Ewigkeit. Noch lag auf des Vaters schönen Zügen das vorige Lächeln, als die Mutter den Vater wieder suchte. Das Freundliche, das in seine Seele getaucht war, verklärte sie ihm nach und nach zu einem festen Traume, der, eine unverwelkliche Blume, in seiner Seele haften soll, sie zu schmücken und zu laben alle Tage.

Er wandelte in einem zauberisch schönen Gefilde, an jeder Hand ein Kind, und seltsam freudig war ihm im Gemüte, er wußte nicht warum. Da sah er auf einmal drei herrliche Wesen vor sich; er kannte sie nicht; aber seine Kinder rissen sich los von seinen Händen, riefen: ach Mutter, Mutter! und stürzten in die Arme des himmlischen Wesens, das in der Mitte ging. Jetzt gingen ihm die Augen auf, er erkannte sein Weib und wußte nun, daß die beiden andern Wesen seine Kinder seien, die der Mutter in den Himmel vorangegangen. Da ging ihm große Freude auf, und lange war es ihm, als müßte er ertrinken in dieser Freude. Endlich hörte er, wie sein Weib sagte, sie sei gekommen, ihm zu danken für sein treues Walten an ihren Kindern, und daß im Himmel Freude sei über ihn. Der Vater habe es gar gut mit ihnen gemeint und ihre Haushaltung geteilt in zwei gleiche Teile, und den einen und schwächern zu sich in den Himmel genommen, wo er gesichert sei vor des Lebens Stürmen; den andern Teil, den stärkern und mächtigern, habe er auf Erden gelassen, zu kämpfen gegen die Stürme der Welt. Sie aber von oben wollten stärken und helfen zu diesem Kampfe, seien Pfand und Bürgschaft dem Vater droben, daß die Hälfte auf Erden die andere Hälfte suchen,

wiederfinden werde; seien sie ja eins gewesen in ihrem Sinne, so wollen sie auch eins sein in ihrem Werke und die Kinder würden zusammen kommen nnd für sie solle die Trennung nicht immer währen. Das sei des Vaters Wille und Ratschluß und kein anderer, und dem Unmündigen werde geoffenbaret, was verborgen bleibe den Weisen dieser Welt. Und wie er das gehört hatte, schwanden allmählich die Gestalten; er wollte sie im Gesichte behalten, kämpfte mit seinen Sinnen und erwachte. Da war ihm, als schwinde etwas von seinem Bette, als leuchteten zunächst vor dem Fenster drei Sterne ins Zimmer herein, und hell und klar ward ihm im Gemüte. Er wußte nun, warum der Vater so geteilt, warum er die Mutter mit ihrer Liebe zu den Vorangegangenen genommen, warum er ihn mit seiner Kraft bei den andern zurückgelassen. Er sah die Gestade, woher die Seinen winken; und er wird teilen mit rüstigen Armen des Lebens Wogen, und was getrennt ist, wird eins wieder werden.

So sah ich Selige wallen vom Himmel zur Erde; sah, wie sie Seligkeit zur Erde trugen: aber durch die Wonne dieses Schauens zogen, wie durch die seligen Geister die dunkeln Schatten, die Schauer vor dem Thun der Schatten. Das war ein fürchterlich Schauen. An ihm fühlte ich meine irdische Gebrechlichkeit und die uns so notwendige Beschränktheit. Und was ich empfunden, spare ich andern nicht: welchem Sterblichen gebühret reine Lust, und welches Gemüt bedarf des Schreckens nicht? Doch will ich schonen, wie auch mir geschonet ward, und in dem Maße, als die Herrlichkeit meines Schauens größer war als ihre Darstellung, in dem Maße sollen die Schreckniſſe, die ich sah, vermindert werden. Wie gerne zöge ich meine Seele ab auch von den Wenigen: aber wer gibt dem Sterblichen das Recht, sich zu entziehen dem Notwendigen?

In fürchterlichem Weh ſtreiften die ſchwarzen Schatten. Sie ſuchten die Ihren, ſuchten die Menſchen; wollten ſich künden, konnten nicht, hatten keine Gaben, keinen Laut, ja nicht einmal einen Schatten. Es haben die Menſchen ein ſehr feſtes, prophetiſches Wort, das da leuchtet in die Finſternis; wenn ſie dem nicht glauben, wie ſollten ſie einem Schatten glauben, der dahin fährt; einem Laute, der vorüber geht? Wer aber dem Worte glaubt, feſt und ſtark, dem wird der Schatten, der dahin fährt, zu einer Offenbarung zu einem Propheten der Laut, der vorüber geht.

* * *

Ich ſah am dunkeln Fenſter einen dunkeln Schatten; lang ſtreckte er ſich empor, herzzerreißend wand er ſich, aber lautlos; von innen heraus ſeufzte es, ſtöhnte es wie aus angſtgepreßter Bruſt.

Ein Sohn, den ſeine und der Eltern Sünden getötet in grauſem Vereine, wand an den Fenſtern der Eltern ſich, fuhr auf und nieder wie von ſchauerlichen Krämpfen gefaßt. Er war ihr Liebling geweſen, ſie hatten Freude gehabt an ſeinem Thun, aber keine Augen für ſeine Fehler; ſie hatten keine Ohren gehabt für die Klagen über ihn, und keine Gedanken an eine Rechenſchaft für ihr Thun an ihm. Er war das Spielzeug ihrer Eitelkeit geweſen, er war der Spielball der Sünde geworden; er ward ihr Peiniger: ſein eigener Totengräber. Zu der Eltern Grabe hatte er die Steine gehauen, und ſie lagen einſtweilen in ihren Gewiſſen. Er hatte in der Sünde ſich gewälzet, hoch auf an den Eltern hatte die Schande geſpritzt; er war in der Sünde untergegangen; über der Eltern Häupter ſchlug die Schande zuſammen.

Schlaflos und friedlos weinten dieſe, zankten dieſe; dem

Sünder gebiert die Sünde Jammer, und der Jammer gebiert neuen Jammer und kein Ende nehmen dieſe Geburten. Vor ihnen tauchten die frühern Freuden an ihrem Kinde auf und neben dieſe ſtellte ſich die gegenwärtige Schmach; die ehemaligen Hoffnungen, das gegenwärtige Elend wirbelten durch einander, und der Vater gab der Mutter Schuld und die Mutter bezüchtigte den Vater, und der Vater fluchte dem Sohne, der ihre Schande geworden, und die Mutter der Welt, die ihren Sohn verdorben, und auf Beider Gewiſſen lag ſchwer eine Laſt, ſie wußten ihr keinen Namen, oder gaben ihr keinen Namen.

Draußen wand ſich der Sohn in tiefſtem Weh; er ſah nur die eigene Schuld, nicht anderer Schuld; er wußte nun, daß der Stein, den ein Sünder auf den andern wälzet, zermalmend auf ihn zurückfällt; ſo weit war er bereits gekommen. Er wollte abbitten das Weh, das er angethan; wollte um Verzeihung bitten; wollte bitten, daß ſie um ihrer eigenen Seelen willen mit anderer Liebe ihre Kinder lieben möchten, als ſie ihn geliebt; nicht mit der Liebe der Welt, die blind iſt, die taub iſt, die ſchwach und ein ewiger Betrüger iſt, und den Tod bringt allen, die ſie umfaßt. Er wollte bitten, daß ſie fürder lieben möchten mit der Liebe, die von Gott kömmt, rein iſt, die Wahrheit iſt, ſtark iſt und das Böſe haſſet, wo ſie es ſieht, und das Gute pfleget, wo ſie es findet, und wo es nicht iſt, es pflanzet mit Macht und Kraft, und wo das Böſe iſt, es ausreißet mit Macht und Kraft. Er wollte nicht mit ſeinem Weh ihre Seelen füllen, wollte ihnen nur zeigen das neue Weh, womit Brüder und Schweſtern, in gleich ſündiger Liebe erzogen, ihre in Schande gebleichten Häupter beſchwerten. Aber was er verſuchte, wie er ſich winden mochte draußen an ihren Fenſtern, die drinnen

hörten ihn nicht, sahen am dunkeln Fenster nicht des dunkeln Schattens Auf- und Niederfahren, merkten seine Angst nicht, nicht sein Flehen; sie seufzten und jammerten immer wehlicher, erbebten in immer größerem Entsetzen, und der draußen wand sich immer ängstlicher; der einen Pein schien des andern Pein höher und höher zu schwellen.

In gleicher Angst hingen an glänzenden Fenstern zwei scheußliche Schatten, wie verirrte Käuzlein sich klammern ans Gesimse. Drinnen im Hause war es glänzend und üppig. Große Pracht war entfaltet, altertümliche Geräte prangten in neuem Glanze, frechstolze Herren und eitel geschmückte Damen bewegten sich in eifrigem Taumel, genossen, in die Lust des Augenblickes versunken, das Leben, aber ohne Gott.

Diese vornehmen glacierten Menschen wandelten kniestief im Moder der Erde trotz ihrem glänzenden Hause, und scheuten sich vor der Berührung mit Gott viel mehr, als vor der häßlichsten Sünde; ihre Knechte und Mächte hatten es oft umgekehrt. Aber ihre Häupter sah ich sie hoch aufrecken, den schmutzigsten Dingen, in denen sie wateten kniestief, schöne Namen geben. Alle Genüsse beuteten sie aus, wühlten in den Hefen, aber alles mit sogenanntem Anstande; je tiefer sie sanken im Thun, um so höher stiegen sie im Dünkel. Diese Lebensweise war ihr Himmelreich, ein Himmelreich ohne Gott, ein Himmelreich, wie es der Molch hat und die Unke. Dieses grausige Himmelreich hatten die beiden schwarzen Schatten, die an den Fenstern klebten wie die Vögel der Nacht, Kindern und Kindeskindern bereitet.

Sie waren ein hoher Herr und eine hohe Dame gewesen, und hatten ihre Kinder für diese Welt erzogen, nicht für Gott; hatten für Familienglanz gesorget, nicht für das ewige Leben; hatten nach gemeiner Christen Sinn nicht ge-

fragt, aber für vornehmen Anſtand alles gethan. So hatten ſie ihre Kinder fein dreſſiert, viel intriguiert, dann vornehm liiert und waren endlich ruhig und mit Anſtand geſtorben, denn nach ihrem Gewiſſen hatten ſie gelebt.

Jetzt waren ſie kein hoher Herr, keine hohe Dame mehr; jetzt klebten ſie als zwei arme Schatten draußen an den Fenſtern, in ſich tragend die unausſprechliche Pein einer ewigen Täuſchung. Dieſe Pein und die Angſt um Kinder und Familie trieb ſie durch die herrlichen Gebilde, unter denen ſie manchen Diener, manchen Taglöhner ſehen mußten, trieb ſie aus ihrem ſchwarzen Grabe den hellen Fenſtern zu. Dort hingen ſie, dort ſahen ſie ins übertünchte Grab, wollten warnen und konnten nicht, wollten ſchreien und hatten keinen Laut, hatten ſo viel Glanz geſammelt und jetzt keinen warnenden Schatten.

In unausſprechlicher Angſt ſahen ſie hinein in ihre Ausſaat und konnten ſie nicht tilgen; ſahen Kinder und Kindeskinder taumeln in einem Himmelreich, das ſie geſtiftet, und das Himmelreich war die Hölle, und ſie wußten es, und konnten es nicht ſagen!

Die vornehmen Kinder und Kindeskinder aber nahmen endlich Abſchied mit zierlichem Beugen und Neigen, gingen adelich ſchlafen in ſeidene Betten — einſtweilen. Sie ſahen die zwei Schatten am Fenſter nicht, ſahen den Ahnherrn und die Ahnfrau nicht, die draußen am Geſimſe klebten. Doch von den Schatten, die einzeln flogen, vereinzeltem Jammer nach, will ich mein trübes Auge wenden; aber erzählen muß ich noch, wie ich ſie ſich ſcharen ſah, faſt wie die Krähen, die Dohlen ſich ſcharen, wenn ſie kein Bleiben mehr haben in unſerem Lande, wenn ſie ziehen müſſen in fremde Lande.

Schwarz und dunkel, ein Berg in weiter Ebene, breitete

ein seltsam Gebäude sich aus. Ich konnte nicht sehen, war es alt, war es neu, und seine Form war seltsamer Weise bald diese, bald jene, und von hinten sah es anders aus als von vorne. Bald glich es einem königlichen Palaste, bald einem mittelalterlichen Dome; bald schien es einen nordischen Giebel zu haben, bald ein italienisches Dach. Dann glich es wieder einem großartigen Bürgerhaus mit Treppen und Säulen, und wiederum einem alten Kloster mit langen Gängen und weiten Säulen; und wiederum einem Zeughaus mit eisernen Thoren und Fenstern, und wiederum einer luftigen Halle, mit Reben umrankt. Finster war es über diesem seltsamen Gebäude, und stumm war es drinnen; kein Licht erleuchtete die Fenster, keine Stimme scholl durch die Thüren. War aus dem Gebäude das Leben weggezogen? war nie Leben darin? man wußte es nicht.

In unzählbaren Scharen und schrecklicher Angst flogen um dieses dunkle Gebäude die Schatten, schwarzen Vögeln gleich, Vögeln von allen Größen, wie Spatzen so klein, wie Störche so groß. Sie bedeckten das ganze Gebäude um und um, klebten sich an jeden Vorsprung, stießen einander von den Sitzen, hackten sich wie mit Schnäbeln, stoben an die Fenster, stießen gegen die Mauern, flatterten über dem Dache. Wie dunkles Gefieder sträubten sie alles, was an ihnen war, gen Himmel, bogen sich auf und nieder, bogen sich nach vorne, bogen sich nach hinten, die Stimme wollten sie pressen aus angstgepreßten Brüsten. Aber wie sie sich beugten nach hinten, nach vorne, in grausenhaftem Würgen das Innerste nach außen kehrten, die Augen aus den Köpfen schwollen: keinen Laut, keinen Ton preßten sie aus den ausgedörrten Brüsten.

Gott hatte mit guten Stimmen sie gesegnet gehabt im Leben und sie hatten damit geschrieen ihr Leben lang —

jetzt fand keiner einen einzigen Laut. Es waren Staatsmänner von jeder Gattung, Lehrer mit allen Titeln; sie hatten ihr Leben lang geschrieen von des Landes Wohl, der Seele Heil, vom Werte der Wahrheit, der Kostbarkeit der Wissenschaft, und waren doch alle ihre Worte hohl und sie dachten nur an sich und redeten nur für sich; und wenn sie schrieen von des Volkes Glück, so meinten sie die schöne Ordnung, es regelmäßig und gesetzlich auszubeuten; und wenn sie schrieen von des Landes Ehre, so meinten sie ihre grünen Sessel, und wenn sie schrieen von der Seele Heil, so meinten sie den blinden Gehorsam einer knechtischen Gläubigkeit; und wenn sie schrieen vom Werte der Wahrheit, so dachten sie an Nahrung für ihre Eitelkeit; und wenn sie redeten von der Kostbarkeit der Wissenschaft, so freuten sie sich über die Dummheit des gemeinen Volkes. So hatten sie geschrieen ihr Leben lang, bis sie fett, das Volk mager geworden; bis der Tod die Stimme ihnen ausgeblasen.

Jetzt wollten sie schreien in vollem Ernste, was Wahrheit sei und was verkehrte Weisheit; welches die rechte Lehre sei und welche die wahren Redner; wollten ausschreien ihre Qualen, wollten schreien ins Haus hinein denen, die drinnen schliefen, zur Warnung; aber ausgeblasen hatte ihnen der Tod die Stimme. Sie bogen sich, sie krümmten sich, daß die Augen aus ihren Höhlen starrten, das Gehirn aus den Schädeln quoll; aber der letzte Laut war verschwendet, keinen Ton fanden sie mehr in der hohlen, leeren Brust.

Da kam ein schrecklicher Wirbelwind über sie, rührte sie unter einander, in einander zu einem schwarzen Knäuel, wirbelte sie fort, wie mit dem Staube das Windspiel fährt; angstzerrissen stoben die einen hier aus, andere dort aus, aber der große Haufe ward einem andern Gebäude zugewirbelt.

Dieſes Haus war eben ſo eigener Art als das erſte, nur viel größer noch; auf dem Rücken eines halben Landes ſchien es zu liegen.

Es war hoch und niedrig; hier aus Flechtwerk gebaut, eine ſchlechte Hütte, dort aus köſtlichen Steinen gehauen, eine fürſtliche Wohnung; hier hingen an den Wänden zerbrochene Treppen und Strohfetzen vom Dache, dort zierten Altane das Haus und köſtliches Malerwerk das Dach. Kleine Löcher, halb mit Lumpen gefüllt, ſtellten Fenſter vor, und wiederum ſah ich hohe Bogenfenſter wie in königlichen Schlöſſern; ſah kleine blinde runde Scheiben und Spiegelfenſter, daß es eine helle Pracht war.

Aber finſter war dieſes Haus nicht, ſondern erleuchtet um und um.

Drinnen im Hauſe brauſte tauſendfaches Leben und das Leben war in ſeidene Stoffe gekleidet, die Stoffe mit Diamanten beſäet, und das Leben war in Lumpen gehüllt und die Lumpen waren in Elend getaucht. Aus weiten Rachen geſchleudert, praſſelten an die Fenſter die gräßlichſten Flüche; aus Nachtigallenkehlen zirpten an den Fenſtern herum die zarteſten Lieder; Meſſer blinkten, glacierte Hände geſtikulierten; Trumpfaus hallte an den Wänden und Gläſer ſplitterten; Pharaos eintönige Worte ſchlichen einander nach, und hinter den Lippen knirſchten die Zähne; wilde Augen ſoffen den Branntwein in vollen Zügen, geile ſchlürften den Champagner aus Spitzgläſern; hier faßte man ſich an unumwunden, dort trieb man erſt ein ſüßlich Augenſpiel; hier ſplitterten Stuhlbeine auf den Köpfen, dort vergiftete man ſich mit den Zungen; hier ſah man das Tier nackt laufen, dort hatte es Schuhe an den Füßen, Guttuch um den Leib, vielleicht eine Krone auf dem Haupte; hier hörte man es brüllen gerade aus, dort

nach Noten, und während das erſte Tier plump war aber geſund, nagte dem andern an den Beinen der Wurm und dem dritten ſah aus den Augen der Teufel.

Draußen aber an Fenſter und Fenſterchen hingen mit haarſträubenden Gebärden arme Schatten, hackten wie mit Schnäbeln in die Fenſter, ſchlugen wie mit Flügeln an blinde Fenſter, an Fenſter aus Spiegelglas, ſchlugen in verzweiflungsvoller Wut, aber unwillkürlich im Takte der drinnen tönenden Geigen, ans zerbrechliche Glas: aber keinen Ton gaben die Fenſter, keine Scheibe brach, kein grauſer Schatten fiel in die Luft hinein; aber in immer größern Wellen brauſte drinnen die Luft auf, immer wildere Töne ſchlugen an die Fenſter, immer weiter ſcholl von innen heraus das Getümmel. Immer wilder ſtürmten die Schatten an die Fenſter, pechſchwarz ward es an denſelbigen, hoch auf einander preßten ſie ſich, wie an ſonnigen Fenſtern im Winter die Fliegen; ſie rangen wie im Todeskampfe, denen drinnen zu verkünden, daß ſie über Gräbern tanzten, im giftigen Pfuhle wateten, Gift tränken, von verderblichen Armen umſchlungen wären in teufliſcher Luſt. Sie wollten ihnen zeigen den Unterſchied zwiſchen ihrem Suchen und ihrem Finden, zwiſchen Luſt und Strafe, zwiſchen Sein und Werden. Aber wie ſie ſich wanden und drehten, hackten und ſchlugen: die drinnen hörten nichts, merkten nichts im Wirbel der Luſt, im Taumel der Sünde; in dieſen können die Schatten nicht ſchreien, in dieſen werfen die Schatten keinen Schatten. Die Gläſer klangen immer lauter, die Augen brannten immer brünſtiger, die Flüche ſchollen immer wilder, die Liebesworte wechſelten immer verſtändlicher, und die Geigen ſpielten immer luſtiger, und die Männer gebärdeten ſich immer häßlicher und die Weiber noch ſcheußlicher. Hier brüllte der Löwe, dort ziſchte die Schlange;

hier wand ſich die Katze, dort ſtürmte der Stier, und draußen wanden ſich immer verzweifelnder, gräßlicher, ſcheußlicher, aber nach der Geige Takt und Weiſe, der Schatten unzählbare Heere, und in das Geigen und Winden kamen durch die Lüfte geſchwommen Töne wie Kinder-Wimmern und die Töne ſchwollen an zu Seufzern ſterbender Eltern, und es kam der Donner zu Tode gequälter Weiber, verzweifelnder Gatten, und die Töne brauſten heran immer gewaltiger, floſſen zuſammen und ihr Donner hallte wie der Donner des Weltgerichts. Drinnen aber wogte das Meer der Luſt in immer wilderer Brandung, und durch die Brandung drang kein Donner, die Geigen ſpielten immer luſtiger, und die Menſchen thaten immer gräulicher und die Schatten gebärdeten ſich immer verzweifelnder. Da fuhr aus Gottes Hand ein Blitz, die Lichter wurden blaß, die Menſchen erſtarrten; zuſammengedrückt zum ungeheuren Leichentuche wurden die Schatten, und übers Haus wie über einen Sarg hing das Leichentuch; ein Schrei hallte von Welten zu Welten, brach ſich an den Feſten des Himmels: verſunken war Gebäude und Leichentuch.

* * *

Die Chöre der Engel wurden nicht geſtört; aber ſtille ward's einen Augenblick in den Strömen der Geiſter; nur einzelne der Schatten, die ſich dem Schlunde entrafft, ſtrebten einen Hügel hinan, wie man den Menſchen, das Wild eilen ſieht, wenn hinter ihnen her der Tod jagt. Auf dem Hügel ſtand in unbeſchreiblicher Schöne eine Geſtalt. Licht war ihr Kleid; Lichtſtröme floſſen von ihr aus; ein blaßroter Schimmer, einer Krone von Roſen gleich, wand ſich ums Haupt. Sie hob die verklärten Augen auf, hob betende Hände auf.

Zu ihr hin drängten die dunkeln Schatten, wie zu der Wasserquelle der dürstende Hirsch; schienen die Strahlen ihrer Gebete, die wie feurige Lichtstreifen gen Himmel zogen, zu suchen, sonnen zu wollen in ihnen ihre erstarrten Glieder, heilen zu wollen in diesen lautern Strömen die Verdammnis ihres Wesens. Lichter ward die Gestalt, feuriger strömten die Wellen ihres Gebetes, lichter schienen die Schatten zu werden. Da wuchs aus den betenden Händen ein Kreuz empor in der Farbenpracht himmlischen Morgenrots. Dieses Kreuz wuchs höher und höher, wuchs in Räume hinauf, wohin mein Auge ihm nicht folgen konnte; und dieses Kreuz warf einen hellen Schein auf die schwarzen Schatten; es schimmerte um sie wie Hoffnung und Friede; ruhiger schien ihr Wesen zu werden, und langsam schwebten sie am Kreuze empor, bis meine Augen sie nicht mehr sahen. Da rauschte herrlicher auf der Welten Lobgesang, glänzender strömten die Geister auf und nieder, von keinen dunkeln Schatten mehr durchzogen, und wie eine Sonne leuchtete der Hügel, auf dem die Gestalt gestanden war. Sie war entschwunden! Aber noch stand das Kreuz wie eine Säule des Himmels, leuchtete durch die unendlichen Räume, und um Kreuz und Hügel drängten sich die seligsten Geister!

Und mein Herz vergaß die Angst, als der Schrei durch die Welten tönte, und die Liebe und die Herrlichkeit, die ich jetzt erblickte ohne Schatten, füllten es wieder mit ungetrübter Wonne und Freude; und der Lobgesang, der immer lauter aus allen Himmeln drang, wiegte mich immer mächtiger auf den Wellen gläubiger Andacht, versenkte mich in ehrfurchtsvolles Staunen.

Am Hügel, dem Kreuze nahe, sah ich einen strahlenden Engel; aus Glaube, Liebe und Hoffnung war sein Kleid

gewoben, und kein Engel ſchwebte an ihm vorbei ohne Gruß und freudiges Weſen.

Seine Augen, leuchtend klar und mild, hafteten an eines demütigen Hauſes niedern Fenſtern. Hinter denſelben brannte ein beſcheidenes Licht; ein ſchlichtes Weib war wach; ſinnig war ihr Geſicht, aber ſpärlich ihr Ausſehen; viele Kinder ſchliefen im niedern Gemache friedlich und reinlich. Sie aber rüſtete beſcheidene Gaben; was der Geiſt verlangte, was der Leib bedurfte, das ordnete ſie ſinnig und freundlich. Der Mutter war es ſchwer im Gemüte, und oft blickte ſie zu einem Bilde auf; dann floſſen ihre Thränen, aber leichter ſchien ihr Gang zu werden. Freundlich und ſorgſam blickte ſie nach den Schläfern; ſah mit wehmütiger Freude, wie auf ihren Geſichtern freudige Erwartungen ſich ſpiegelten; wiſchte ſich die Thränen ab und blickte in ſtrahlender Liebe wieder zum Bilde auf, und in ihrem Auge ſtand geſchrieben mit glänzender Schrift: Biſt du mit mir zufrieden? bin ich deinen Lieben eine Mutter nach deinem Sinn? Hell, wie Sterne funkeln, ſtrahlten draußen des Engels Augen, und dem Weibe war es, als flüſterten die funkelnden Sterne ihm freundliche Antworten, als fächelten ihm leiſe Winde freundliche Grüße zu. Still und ſelig ward es ihr wunderbarer Weiſe im Gemüte, ſie löſchte das Licht, und im Herzen ging ihr hell die Sonne des Friedens auf, und das Genügen, welches die Treue bringt, brachte ihr den ſüßen Schlaf. Aber hell wie Sonnenſtrahlen ſtrahlten die der Engels-Augen fort, gingen von Haus zu Haus und drangen in die Herzen ſchlummernder Menſchen, vom Greiſe bis zum Kinde. In dieſen Herzen blühten dem leuchtenden Engel Blumen der Liebe und der Dankbarkeit, und manches Herz war ein Garten der herrlichſten Blumen,

und dieſe Blumen hatte er alle gepflanzet und der ganze Garten war ſein.

Hier durfte er Kränze und Sträuche ſammeln für Weib und Kinder, denen er keine Schätze geſammelt hatte für dieſe Erde. Die Herzen der Menſchen waren die Ackerfelder geweſen, die ihm Gott zur Arbeit angewieſen, und die hatte er beſtellt mit der Treue, die er von ſeinem Meiſter gelernt, und Gott hatte ſeinem Fleiße das Gedeihen gegeben, ſie bewäſſert mit ſeinem Segen, daß ſeine Saat ins ewige Leben wuchs. Hier hatten ſeine Augen eingeſammelt, was ihm gehörte, kehrten reich beladen zu den Geliebten und wollten ſpenden den reichen Segen, der den Kindern Häuſer baut, ſeinen lieben Kindern, in deren Herzen ihm auch ſchon ein Gärtlein blühte, von ſeiner eigenen Hand gepflanzet, welches nun die Mutter mit Freude und Treue wartete. Denn ihr Herz war von Jugend auf ein Garten Gottes geweſen, und ihres Mannes Hand war nur die des kundigen Gärtners, die das Vorgefundene veredelt und höher zieht.

Als er zurückkehrte zu den Seinen, ſah er vor den kleinen Fenſterchen viele viele hellleuchtende Geiſter, kleine Engelein wunderlieblich, jugendliche Geiſter wunderſchön, hehre Geſtalten in blendender Ehrwürdigkeit. Alle hatten den Himmel gefunden und waren gekommen, an den Kindern zu vergelten, was ihnen der Vater gethan; zu bewähren, wie reich Kinder durch fromme Eltern werden, auch wenn die Welt arm ſie nennt. Sie legten dem Weibe den Kranz des Genügens auf, den Sinn, der in der Treue das wahre Leben ſucht, den feſten Glauben, daß bei der guten Mutter des Vaters Segen bleibe für und für. Um ſeine Kindlein ſchwebten dicht gedrängt die freudigen Geiſter und brachten das Beſte aus den Reichtümern, die in den Schatzkammern des Vaters waren.

Sie brachten ihnen den kindlichen Sinn von Freude durchglüht, brachten Einfalt des Herzens, offene Freundlichkeit, inniges Lieben und festes Wollen, heiteres Hoffen und ernstes Streben. Und als alle gegeben hatten, da meinte der Vater das Beste noch ihnen selbst zu geben: er küßte die Kinder und hauchte sie an mit dem Feuer der Begeisterung, die nicht ängstlich die Sandkörner zählet, nicht Furcht und Hoffen, Gewinnen und Verlieren mit der Goldwage wiegt, die an das Höchste das Höchste setzet! Als heller dem Engel die Augen glühten, als er das Beste seinen Kindern gegeben glaubte, da schwebte in goldenes Licht getaucht, groß und in unaussprechlicher Schönheit ein Engel zu den Kindern in freudiger Eile. Sein ganzes Wesen duftete Freude; es war, als ob er, engem peinvollem Kerker entronnen, die freigewordenen Glieder Licht und Freiheit wollte trinken lassen. Aus wunderholdem dunkelm Augenpaar strahlte eine Fülle von Liebe, wie sie in sterblichen Herzen nimmer wohnet, und in unbeschreiblicher Lieblichkeit lächelte er jedem auf seinem Wege. Mit Lilien- und Rosenduft war die schlanke Hand umwoben und in derselben hielt er den köstlichsten Demant aus des Himmels köstlichster Krone; sein Feuer strahlte tausend Sonnen gleich. Es war das Siegel des Auserwählten und mit diesem Siegel bezeichnete der Engel die süßlächelnden Kinder, und vergalt mit dem Höchsten, was ihr Vater für des Vaters Reich gethan. Und als der Engel sie besiegelt hatte, schwebte er mit freudigem Winken am Vater vorbei, der freudig und staunend dem Vater droben dankte, daß er das Höchste gegeben. Aber der Engel hatte sein Werk noch nicht vollendet, er schwamm in der Wonne der Freiheit und des Gebens und der Ausführung himmlischer Aufträge; an gar manches Tannenbäumchen hängte er den kindlichen Sinn

und den harmlosen Frieden, der von Gott kömmt und über allen Verstand geht. Er war der Engel Gottes einer, die Gott zu armen Stiefkindern sendet, denen Liebe nicht beschert, deren selige Eltern im Himmel weilen, denen Gott durch der Kinder Los ihre Seligkeit nicht trüben läßt und andere Engel sendet, sie zu bewahren, zu beschenken. So sah ich den wunderherrlichen Engel vor hell erleuchtetem Hause. Die Fenster glänzten und drinnen glänzte es noch mehr. In geschmücktem Gemache standen zwei Tische, auf beiden lagen Geschenke. Der eine war im Vordergrunde, helle Wachslichter brannten auf ihm. Zwei kleinere Kinder umrannten ihn. Zwei Gestalten standen dabei, eine seidene Dame mit rauschendem Gefieder und ein schöner Herr, aber seelenlos in allen Gliedern. Der Dame und des Herrn Gesichter glänzten aus Freude an den Kindern, aus Freude, daß sie so reich zu bescheren vermocht, aus Freude an sich selbst. Der beiden Kinder Gesichter aber glänzten nicht; sie freuten sich nicht über das, was sie erhalten, sondern ärgerten sich über das, was sie nicht erhalten; ein heilloses Ungenügen hatte bereits seine Klauen in sie geschlagen. In roher Hast rennen sie um den Tisch, suchen, was sie nicht finden; reißen an sich, was ihnen nicht gehört, und weinen und schreien, statt zu danken und sich zu freuen. Papa und Mama machten verblüffte Gesichter, suchten zu trösten und versprachen Mehreres und Besseres aufs nächste Mal.

So ging es im Vordergrunde. Im Hintergrunde, wo schlechte Kerzen düster brannten, standen um spärlich gedeckten Tisch Stiefkinder, sollten sich freuen über magere Geschenke, sollten danken mit demütigen Geberden. Und als sie danken wollten, schrie das Brüderchen drein, und als sie noch einmal anfingen, frug die Mama mit spitzigem Munde: ob wieder

was nicht recht sei? Da traten die Thränen in die Augen der armen Kinder; sie hatten einmal eine ganz andere Mutter gehabt; und Bitterkeit wollte aufkeimen in ihren Herzen, und der Sinn, den ihre erste Mutter in sie gepflanzet, wollte sich verdüstern, und dann, ach, was wäre aus den armen Kindern geworden, und hätten sie nicht erst jetzt ihre erste Mutter so recht und für immer verloren? Als sie sich verdüstert umwandten nach dem dunkeln Hintergrunde, da hatte der goldene Engel Mutterstelle vertreten und reich beschert. Da fanden sie den neidlosen Sinn, der sich mit wenigem begnügt und andern vieles gönnt; die Liebe, die sich nicht verbittern läßt; das milde, treue Auge, das in sich die Fehler sucht und nicht in andern. Am Bäumchen hing der seligen Mutter geistiges Ebenbild, und dieses Ebenbild senkte sich hinein in die Seelen der armen verlassenen Kinder und schmückte sie reich und köstlich, daß Mütterchen einst noch seliger werden wird im Himmel, wenn ihr die Stunde des Wiedersehens schlägt. Und als der schöne Engel sein Werk gethan, leuchteten inniger noch seine dunkeln tiefen Augen, und auf dem glänzenden Vordergrunde ruhten sie barmherzig und weich, und Eltern und Kinder dauerten ihn, und ans Tannenbäumchen hing er die Bitte: Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun.

Als er beschert, seine Gaben ausgeteilt, seinen Aufträgen nachgekommen war in freudiger Hast, gesellte er sich zu andern, schaute hier einer Bescherung zu, dort den süßen Träumen in den Seelen der Schlafenden. So sah ich ihn einem Engel sich gesellen, der in großmütterlichem ehrwürdigem Glanze und dem Sinn, der sich selbst vergißt und für andere sorgt, weit hin gesehen ward im Himmel. Als dieser Engel auf Erden lebte, war er eine Großmutter gewesen, und die Großmutter hatte im Bescheren, im Streben, andern Freude zu

machen, gelebt. Die Neujahrstage waren ihre seligsten Tage gewesen, und viele Tage vorher hatte sie in tiefstem Ernste gelebt, der allen das Rechte treffen will; in der größten Rührigkeit, die alles beschicken will und jedes zur rechten Zeit. Sie hatte Kinder und Enkel auf Erden; seine reichsten Schatzkammern hatte ihr Gott geöffnet, reichlich hatte sie genommen, hatte keines vergessen. Sie fand die Ihren schlummernd in ruhiger Behaglichkeit, fand reiche Bescherungen überall, aber überall etwas vergessen, an das sie gedacht hätte, wenn sie noch auf Erden gewesen wäre. Jetzt hatte sie andere Gaben, bescherte allen: das Sorgen für andere; die Liebe, die nicht müde wird; die Barmherzigkeit, die hilft zu jeder Zeit, und das Auge, das in allem den Vater sieht; den Sinn, der bei allem an den Vater denkt und, was ihm gehört und was zu ihm führt, höher schätzt, als alle Schätze der Welt. Dann hängte sie diesem besonders an sein Tannenbäumchen den heitern Sinn, den keine Wolke trübt, einem andern den milden Sinn, der den glimmenden Docht nicht löscht, und einem Dritten den Ernst, der jedes Wortes Bedeutung mißt, und einem andern noch das Genügen, das will, was der Vater giebt, und nicht alles, was andere haben. So bescherte die Großmutter reich und lange; dann schwebte sie zu den Schlafenden, freute sich ihres blühenden Gedeihens; jenen schien sie besser zuzudecken, diesem die Decke zu lichten, und sah auf einmal in einen blühenden Garten hinein, mit welchem der himmlische Vater die gute Großmutter selbst beschert hatte. Sie sah in ernsten und lieblichen Träumen ihr Andenken blühen in den Herzen der Söhne, Töchter und Enkel; sah, wie jetzt alle an die Großmutter dachten, die auch immer an alle gedacht; sah, wie Söhne und Töchter sie mißten, die Enkel aber sie sahen im Traume,

ſie lebend glaubten, jauchzten und dankten. Der großmütterliche Engel konnte ſich nicht ſatt ſehen an dieſer Beſcherung, nicht losreißen von den Betten ihrer Lieben.

Längſt ſchon war der Engel mit dem goldenen Strahlenglanze neuen Freuden nachgezogen. Was weilet er jetzt dort vor jenen Fenſtern, wo in der Stube verwahrloſte Lichter düſter brennen und düſter, das Haupt gebeugt, die Hände in einander gebogen ein Mann auf und nieder ging und oft bei drei Wiegen ſtille ſtand, in welchen drei Knaben friedlich in den Armen des Schlafes ruhten; und wenn er von den Wiegen ging, war düſterer ſein Geſicht, und tiefer war ſein Haupt gebeugt. Er hatte den Knaben beſcheren wollen, aber er konnte nicht. Vor einem Jahre hatte eine holde Gattin die Beſcherung geordnet, und an ihrer kindlichen Freude hatte ſein Herz ſich erlabet, und ihre kindliche Freudigkeit war ſelbſt die ſchönſte Gabe geworden für Mann und Kinder, fürs ganze Haus. Vor einem Jahre lag vor ihnen, einem herrlichen Sterne gleich, die Zukunft; in der nächſten Zukunft war der Tod, den hatten ſie nicht geſehen. Schwarz umhängte dieſer die leuchtenden Sterne, und die Blume verblühte, und draußen in der kühlen Erde ſchlummerte die, die ſein hellſter Stern ihm war. Er konnte nicht beſcheren ſo alleine, und wenn er an die Wiegen trat, ſo trat zu ſeinem Weh noch das Weh um ſeine Kinder — Ach! ihr habt keine Mutter mehr! — ſo mußte er ſeufzen allemale. Dann ſtand er vor ihrem Bilde: Ja, ſo war ſie, ſeufzte er — und jetzt! und neues Weh überflutete ihn. Dieſem armen Manne und ſeinen Kindern war noch nichts beſchert, und der goldene Engel ſah das Weh, und ſeine ſchönen Augen leuchteten bereits über den Kindern, wollten einen hellen Schein werfen in des Mannes betrübtes Gemüte. Da ſchwebte in der Eile

des Gedankens ein Geiſt daher; denn ſchon begann lauter und lauter der Welten Lobgeſang, rief die Geiſter zur Anbetung; und die Sonnen ſtrömten zuſammen, zu bauen des Allgewaltigen Thron. Wunderlieblich, ein göttlich Bild in dunkler Nacht, ſchwebte er durch die Räume; aus Sternenlicht und Himmelblau war ſein Kleid gewoben, überfloſſen mit der Lilie reinem Glanze, in den Schimmer der Roſe getaucht. Liebe und Freude und Sehnen leuchteten aus ſeinen Augen; er hatte ſich verſpätet, und doch hatte er noch allenthalben zu grüßen mit freundlichen Blicken und Winken, und alle Geiſter freuten ſich ſeiner und alle ſchauten ihm freudig nach, wie er, von der Liebe gezogen, die Räume durchſchnitt und doch keinen freundlichen Gruß verſagte. In den Schatzkammern Gottes hatte er ſich verſpätet, der Reichtum des Himmels hatte ihn verblendet, auf und nieder war er geflogen, ſich kindlich freuend an der Herrlichkeit; dann ſuchte er und wählte er und fand immer Schöneres und Herrlicheres und legte das Herrliche weg und ſuchte noch Herrlicheres.

Da ward ihm angſt über dem Wählen, denn ſchon waren alle Kammern von Geiſtern leer; er ließ das Wählen, folgte ihrem Zuge, wollte nur ſchauen und lieben, und daß ihm der Allgütige das Köſtlichſte mitgegeben, das wußte er nicht. In der Inbrunſt der Liebe flog er über die Kinder in der Wiege, ſenkte ſich in ihren Schlaf, in ihre Seelen hinein, und in denſelben ſtrahlte wieder ſeine Liebenswürdigkeit; und als er wieder hinaufſtieg in himmliſcher Freude, denn in allen hatte er ſein Andenken gefunden und im Älteſten das eigene Bild und das Sehnen nach ihm, blieben die Strahlen dieſer Liebenswürdigkeit in den Seelen; er aber flog dem geliebten Manne zu. Dieſer betrachtete wehmütig der Gattin

Bild und ſah ſie nicht, die ihn betrachtete mit lebendiger Liebe und der himmliſchen Freude in den freundlichen Zügen. Und doch ſchien das Bild, das er betrachtete, ſich zu beleben, ſchien freundlicher und freundlicher zu lächeln. Ein unnennbares Etwas ſchien ſich von demſelben zu löſen. Er ſah nichts, aber es war, als ſchwebe des Bildes geiſtiges Weſen, die ganze Freundlichkeit und Holdſeligkeit desſelben zu ihm heran, träufle, fließe, rinne leiſe, langſam, wunderſeltſam durch ihn hin bis hinein in ſein Innerſtes, ſetze da ſich an, mache ſich Wohnung für immerdar. Es war ihm, als wehe, ſäusle, rege es ſich ſo lieb und ſüß in ihm; und das Gefühl rann leiſe und langſam durch alle Glieder, alle Züge; es war ihm eigens wohl dabei, er wußte nicht wie; und es war ihm, als höre er eine Stimme, er wußte nicht woher: Willſt du den Kindern Vater und Mutter ſein? Und er mußte fröhlich ja ſagen, er wußte nicht warum; aber er fühlte keine Trennung, keine Scheidung mehr; der Tod hatte ſeine Macht verloren, das Grab ſein Recht; es war ihm, als ſei er jetzt erſt ſo recht eins geworden mit der Geliebten, um nimmer getrennt zu werden.

Und in ſeligem Staunen ſah die ſelige Gattin dieſer geiſtigen Vermählung zu, die der Vater da oben, der die Liebe iſt, bereitet hatte, als die köſtlichſte Gabe, die ſie dem armen Verlaſſenen bringen konnte. Aufgelöſt in Freudigkeit ſah ſie dem wunderbaren Wandel zu; hörte nicht die immer ehrfurchtgebietender daher wogenden Chöre der Welten zum Preiſe Gottes; ſah nicht, wie die Wellen des Lichtes feuriger, gewaltiger durch die Himmel rollten und in immer raſcherer Bewegung die Geiſter die untern Räume verließen, die Menge ſchon geſchieden war, und nur einzelne, welche die Freude und die Liebe an die Ihren gefeſſelt hatte, von der Erde ſich

riſſen. Es war faſt, als ob ſie auch äußerlich wieder gefeſſelt wäre in unauflöslicher Vermählung.

Da riß der goldene Engel, der in hoher Wonne dieſer göttlichen Beſcherung zugeſehen, das holde liebliche Weſen aus ſeinem Staunen; dasſelbe folgte freudig ſeinem Führer, da es ſein Beſtes zurückgelaſſen wußte, und die ſchweſterlichen Geiſter ſchwebten den Strömen der Geiſter nach, dem reinſten Lichte zu.

* * *

Auch unſer wunderſamer Garten, die Höhe, aus Licht gebaut, mit Licht begoſſen, blühend in Licht, zog in immer mächtigerem Zuge dahin; aber wir fühlten die Bewegung nicht, ſie änderte lange meinen Geſichtskreis nicht, und ſelig war ich im Schauen und bei den Meinen. Aber allmählig wehte mich ein ſchaurig Gefühl an, eng ward es mir, und doch immer ſeliger; ich fühlte immer deutlicher, wie wir in Räumen fluteten, in die mein Auge nicht gedrungen war, und vor mir erhob es ſich in unermeßlichen Weiten wie eine Burg, ein Palaſt aus Sonnen gebaut, und durch ſeine Thore, aus Sonnen gewölbt, fluteten wir. In der Nähe ſeiner Majeſtät hatte der Allmächtige die Kammer aus den herrlichſten Sternen zuſammengefügt, für alle, welche in ſeinen Welten Liebe ſuchten, nicht fanden und doch die eigene bewahrten; für alle, welche, der Liebe entriſſen, der Liebe bedürftig blieben; für alle, welche Liebe ſäeten und zu harren vermochten auf der Liebe ewige Ernte; und mit der reinſten Seligkeit war dieſe Kammer gefüllt.

Da lebten ſelig die Kinder, welche Gott von den Brüſten der Mütter genommen nach ewigen Ratſchlüſſen; hier tranken ſie aus hellen Bechern Seligkeit, und Tauſende von ſchönen Müttern warteten ſie und nährten ſie mit ſeliger Liebe. Hier

waren ſelig die Kinder alle, die auf Erden an harten Herzen verwelkt waren, deren Leben von ſtiefelterlichen Händen geknickt worden. Hier waren die Kinder, denen die Liebe ihres Lebens Element iſt, hier ſtrahlten ſie und freuten ſich und die verklärten Mütter ſonneten ſich in ihrer Liebe. Hier ſah man die Großmütter wallen, welche Kinder zu lieben wußten mit ſinnigem Ernſte; ſah die Mütter alle, die Gott von Kindern weggenommen; ſah vor allem die Mütter alle, deren Kinder auf Erden in harten Händen waren. Hier hielt Gott in Liebe ſie gefeſſelt und tröſtete ſie durch Kinder; das Los der Ihren iſt ihren Augen verborgen. Andere Engel ſendet Gott zu ihren Kindern auf Erden und ſorget für das Heil ihrer Seelen, und daß alles zu ihrer Seligkeit dienen muß. Für Mütter würde nirgends ein Himmel ſein, ſo lange ſie in harten Händen, an harten Herzen ihre Lieblinge ſehen müßten. Hier ſah man tauſend Mütter glücklich, die auf Erden umſonſt nach Kindern ſich geſehnt, denen von Gott das Glück auf Erden verſagt worden, denen es nun Gott tauſendfältig vergiltet, wenn ſie in gläubiger Ergebung ausgeharret, mit den ſüßeſten Elternfreuden ſonder Gram und Sorgen ſie ſpeiſet und tränket. Selig über alle Worte ſah man hier, die einſam geblieben waren auf Erden, die in unverſtandenem Weh nach Seelen ſich geſehnt hatten, die keine Seele fanden, die ſie eigen nennen konnten, die ihr Weh verſchließen mußten in der einſamen Bruſt. Begriffen wird auf Erden und gewürdigt nur das Weh nach Geld und Ehre; das Weh nach Seelen lohnet Gott. Hier reicht ihnen der gütige Gott die reinſte Seligkeit in vollem Maße; ihnen führt Gott die Kinder zu, die er von den Herzen der Mütter nimmt, ehe der giftige Hauch der Welt ſie berührt; läßt im Hauche ihrer Liebe ſie aufblühen zu den herrlichſten Blumen

des Himmels, die Sonnen gleich am Throne des Allmächtigen stehen, wartend seines heiligsten Dienstes.

Hierher strömte die Geister zusammen zur heiligsten Anbetung; tauchten in die Meere der seligsten Wonne, die in den Räumen fluteten, priesen die, die hier wohnten, priesen Gott den Herrlichen, der so herrlich lohnet. Immer majestätischer, welterschütternder tönte der Lobgesang; Sonnen um Sonnen strömten herbei mit den seligsten Geistern, fügten sich ein dem heiligen Bau und es wölbete sich über uns aus unzählbaren Sonnen das Heiligtum im großen Weltentempel. Tief im fernsten Hintergrunde, wo das Licht am goldensten strömte, war nicht Ruhe; dort war Wallen und Kreisen; dort war aus den herrlichsten Sonnen der Vorhang gewoben, der vom Heiligen das Allerheiligste scheidet. Und der Vorhang bewegte sich, Sonnenreihen rollten auf, und immer herrlicher in purpurgoldenem Lichte waren die, welche sichtbar wurden. Da flammte nur eine Sonne noch im Hintergrunde, unaussprechlich war ihr Licht, Majestät und Herrlichkeit umschwebten sie, mächtiger, in tiefster Ehrfurcht schwollen die Chöre auf, und lichter ward die Sonne, und die Fülle unnennbarer Majestät strömte von ihr aus, die Geister beugten betend sich, mein Herz aber bebte im Tode, mein Auge wollte brechen, ertrug die Fülle der Herrlichkeit nicht, in welcher die Gottheit nahte: da umfaßte mich ein rosiges Engelein, es war das jüngste Kind, das mir entrissen worden, ein Mädchen wunderhold; und das Mädchen küßte mich mit seinen süßen Lippen und rettete vom Tode mich, denn dem Sterblichen ist's nicht vergönnt, lebendig Gott zu schauen. Ich fühlte, wie das wunderbare innere Auge leise sich schloß; Vorhang um Vorhang aus Sonnenreihen gewoben, fiel wieder vor das Allerheiligste; die Gestalten schwanden, formlos ward das Licht,

leiſe in wonnigem Behagen wiegten mich ſeine Wellen, trugen mich wieder zurück in dieſe Welt, wo das Auge geſchloſſen bleibet, das nicht aus Erde geſchaffen iſt. Gebunden ward ich wieder in die Schranken und Feſſeln der Sinne, die Sinne aber waren gebungen im Schlafe, und Morgen war's, als die Sonne des Schlafes Vorhang hob, das Bewußtſein mir wiedergab; doch lange ging es, bis ich es geordnet hatte. Sonderbar war mir zu Mute. Friſcher fühlte ich meinen Körper; die peinliche Mattigkeit, die ſchwer in allen Gliedern lag, war fort; raſcher ſchien durch die Adern das Blut zu rollen, mein Auge hatte wieder die Kraft, die nicht nur ſieht, ſondern auch wahrnimmt, und heller und beſtimmter flogen die Gedanken durch die Seele. Ich fühlte, daß heilend die Nacht über mir geweſen, daß mit reichen Gaben ich beſchert worden; noch ſtanden die Bilder klar mir vor Augen, in meinen Armen fühlte ich noch die Meinen, noch blendete mich die unausſprechliche Paacht. Aber hatte ich das alles wirklich erlebt, geſehen, oder nur geträumt? Noch fühlte ich, faſt wie eine friſch geſchloſſene Wunde, die ſeltſame Kraft, die ohne Augen ſieht, deren Schranken hinausgerückt ſind ins Unendliche; und doch verflüchtigte ſich immer mehr die geglaubte Anſchauung, und immer nebelhafter und formloſer ward mir alles, was ich in andern Welten geſehen, während Erlebtes beſtimmt ausgeprägt im Gedächtnis bleibt und um ſo beſtimmter, als Geſtalt und Form desſelben ſeltſam und auffallend waren.

So ſtiegen in mir die Gedanken auf und nieder, und je mehr die Wirkungen der Nacht mir fühlbar wurden, um ſo weniger wollten ſie zur Ruhe gehen und das Rätſel dahin geſtellt ſein laſſen.

Da gedachte ich Hiobs Worte: „Im Traume, im nächt-

lichen Geſichte, wann ein tiefer Schlaf auf den Menſchen fällt, wann ſie ſchlummern auf ihrem Lager, alsdann entdecket Gott das Ohr des Menſchen und verſiegelt ihre Züchtigung, daß er den Menſchen abwende von ſeinem Thun, die Hoffahrt vom Manne nehme; daß er ſeiner Seele wehre, damit ſie nicht in die Grube komme, und ſeinem Leben, damit es nicht ins Schwert falle.“ Und wenn die Böſen ſich künden ſollen oder müſſen zur Strafe für ſich, zur Warnung der Lebendigen: können nicht vielmehr die Guten wiederkommen ſich zum Lohne als Träger guter Gaben für die Ihren? Iſt das reine Licht nicht eine Fülle himmliſcher Geſtalten, deren Formen unſer grobes irdiſches Auge nicht wahrnimmt? So wogte es auf und nieder in meinen Gedanken, lange wollte das Chaos ſich nicht geſtalten: da begann endlich das Trübe ſich niederzuſchlagen, und aus dem Trüben traten folgende drei Dinge mir heraus in feſter Geſtaltung.

Hier leben wir in Rätſeln, im Glauben, nicht im Schauen, und was Gott unſerem ſterblichen Auge mit einem Vorhange bedeckt hat, ſieht kein ſterbliches Auge: und welche Hand nach dem Vorhange frevleriſch greift, die wird für ihren Vorwitz von Gott geſchlagen.

Wenn aber Gott ſich kündet in der Morgenröte, im Tau der Blume, in des Windes Spiel, und des Frommen Auge den Ewigen erkennet in allem Vergänglichen: warum ſoll dasſelbe ihn nicht auch erkennen in des Traumes Spiel, dieſen Offenbarungen des innerſten Lebens des Menſchen, dieſen Weisſagungen von Kraft und Schwäche, dieſem wunderbaren, Leben, daß, wenn die Sinne ruhen, die Welt verhüllet iſt, ſich geſtaltet als eine eigene Welt, bald verbunden mit dieſer Welt, und bald abgeriſſen von allem Bekannten eine nie ſichtbar werdende Inſel im ungeheuren Meere des un-

ſichtbaren innern Lebens, das in der Menſchheit nach unbekannten Geſetzen ebbet und flutet.

Wenn jede gute Gabe von Gott kömmt, dem Vater der Lichter, und dem Frommen alles zur guten Gabe werden ſoll, und wenn wir Rechenſchaft zu geben haben von jeder: ſind da nicht auch Träume gute Gottesgaben, und haben wir ſie nicht anzuwenden zu unſerem geiſtigen Wachstum? Und wenn ich nun den genoſſenen Traum brauchen will zum Glauben, daß man nicht ſuchen ſolle die Lebendigen bei den Toten, nicht trauern ſolle um die Geſtorbenen, als wären ſie tot und hätten wir keine Hoffnung; und wenn ich im Gemüte Eindrücke durch die Meinen empfangen, ſie verehren will, nicht mit Thränen und Weinen, ſondern mit Ringen und Kämpfen, mit einem Leben nach ihrem Sinne, in Kraft und Heiterkeit, denn Gott wohnet ja im Lichte, nicht in der Finſternis: ſollte das eine Sünde wohl ſein und gegen des Herrn Wort?

So ſtellte dieſes ſich feſt, und das Grübeln ließ ich; ich faßte mich im Glauben und betete und arbeitete wieder. Bei den Toten ſuchte ich die Lebendigen nicht mehr; im Leben fand ich die Meinen wieder, nicht im Grabe. Ich weiß, ſie ſehen mich; was ich ſchaffe, was ich treibe, ſie ſind dabei, und wenn ich des Nachts träume, ſo ſpielen ſie hinein in meine Träume und raten und helfen mir und freuen ſich über mich.

Wenn Kinder mich grüßen mit glänzenden Augen, ich luſtig mit freundlichen Kindern ſpiele, ſie an mir auf ſich winden wie am Eichbaum der Epheu: dann ſehe ich im Sonnenlicht und im Lichte der Sterne meiner Kinder freundliche Augen; ſie lächeln mich an, ſie winken mir zu, ich kenne ſie, wie ſelig ſie ſich freuen, daß ihr Vater ein kindlich Herz bewahret, ihr Himmel ihm offen bleibt.

Wenn des Armen Elend mir zu Herzen geht, arme Kinder mir wie die meinen ſind, arme Mütter getröſtet von mir gehen, mein Wort in harte Herzen dringt, in Hütten und Herzen Friede bringt: dann ſehe ich meines Weibes Sternenauge; es lächelt mir zu in des Windes Fächeln, aus des Himmels blauem Grunde. Wenn ich heimkehre aus Wind und Wetter, naß und matt, ſo weht es mich wohlig an und freundliche Grüße wehen mir ums Herz und laben mich und ſtärken mich; und wenn Undankbarkeit und Unverſtand anfachen des Zornes Flamme, graben nach dem Quell der Bitterkeit, die ihre Stelle hat in jedem Herzen, auf der Oberfläche bei den einen, tief begraben bei andern: dann fährt weich und ſanft eine Hand mir über die Augen und ſüße Lippen küſſen mich, und mir kömmt die Milde, die in Sanftmut aushält, und nie anrechnet dem Unverſtand ſeinen Unverſtand.

Wenn ich ratſame meine Sachen und treulich ſorge für alles, was Vater und Mutter mir hinterlaſſen, für Haus und Hof, für Leib und Seele: dann ſehe ich die Mutter mir freundlich nicken und ſtolz in die Runde ſchauen.

Wenn ich treu ſchaffe meine Pflicht, mich nicht die Furcht bewegt und nicht die Eitelkeit, nicht die Mode, nicht der Menſchen Geſchrei, und wenn ich den Rat bei Gott ſuche, und nicht von der Wage ihn nehme, auf der die Selbſtſucht den eigenen Nutzen ſich zuwiegt: dann ſehe ich des Vaters ernſt Geſicht und ernſt auf mir ſeine Augen ruh'n, und ſchaue ſeine Gebete im Herzen, daß des Herrn Hand mich ſtützen und wahren möge auf dieſen Wegen.

Wenn ich in dunkler Nacht ſchwere Gedanken wälze in beſchwertem Gemüte, wenn ich kämpfe am lichten Tage mit den Geiſtern der Nacht, da ſehe ich oft hehre Augen leuchten über mir. Es ſind alteidgenöſſiſcher Männer Augen, Helden-

augen, die durch Jahrhunderte leuchten, und leuchtend auf die Söhne ſehen, wie ſie verwalten das ererbte Gut, das teuer erkaufte Land, den in Blut und Treue getauchten Ruhm; wie ſie verehren den Gott, der in den Schlachten ihnen den Sieg gegeben, und im eigenen Hauſe die Demut und den biedern Sinn. Und wenn ſie den Willen ſehen, der nach Kräften ringt mit der untreuen Zeit; den Mut ſehen, der keine Sperrwand fürchtet; das Auge ſeh'n, das offen iſt und wachet für Gott und Land: dann leuchten heller ihre Heldenaugen, und dieſe Augen ſprühen aus den Segen frommer Väter; den feſten Sinn, der nicht vom blähenden Winde einer herzloſen Zeit geſchwellt wird; den Sinn, der fürs Recht ſteht, nicht aufbrauſt, aber auch nicht matt wird; der langſam prüfet, aber dann aushält ſonder Wanken.

So erſcheinen mir die Toten im Wachen, im Traume; ſo ſind ſie mir nicht mehr tot, ſondern leben mir.

Wenn die Sonne freundlich ſcheinet und mild der Abend vom Himmel kömmt, dann zieht es mich, dann ruft es mich auf jenen Hügel, wo ich zum neuen Leben die Keime empfangen, wo die Aare fröhlich rauſchet, vom Schweizergarten reich umfangen, wo die Berge gen Himmel ſteigen, wo von den Bergen der Herr in Thäler und Herzen ſchauet und in Thäler und Herzen niederſteiget mit ſeiner Huld und Liebe, wenn der Boden nicht Wegeland iſt, nicht Felſengrund.

Wenn dann in der Sonne milden ſcheidenden Blicken alles verklärt vor mir liegt, die Thäler mit ihrem Grün, die Häuſer mit ihren Lebenden, die Kirchhöfe mit ihren Toten; dann ſchwimme ich in milder Freude, und weit wird es mir ums Herz. Dann gewinnt meine Freude feſtere Geſtalt.

Es wird mir, als ſähe ich Bänder geſpannt von jedem Hauſe in die Kirchhöfe und von jedem Grabe hinüber in die

Häuſer und dieſe Bänder glänzen wie Liebesgaben, und dieſe Bänder ſind ſchwarz wie Eiſenketten und Verbrecherbande, und an den Ketten ziehen die Lebenden die Toten zur Rechenſchaft und die Toten die Lebenden zum Genuſſe der Schuld, und an den hellen freudigen Banden ziehen die Lebenden die in den Gräbern zum Schauen ihrer Ausſaat, und die Toten halten die Lebenden feſt und die glänzenden hellen Bande werden zu Wegweiſern ins ewige Leben. Und Banden und Ketten verſchlingen zu Brücken ſich, und tauſend Brücken ſehe ich hoch gewölbet ſich heben von jedem Kirchhofe zu jedem Hauſe, und auf den Brücken ſehe ich körperlich und feſt geſtaltet die Gedanken wandeln, die von den Häuſern in die Gräber gehen und von den Gräbern in die Häuſer, und die Gedanken kenne ich alle, kann allen ihre Namen geben. Aber die Lebenden drunten haben keine Ahnung von den Boten, die hin und her gehen, geſandt von einer Seele zur andern, mit Fluch beladen die einen, glänzend in Liebesgrüßen die andern. Und Brücken ſehe ich, die ſind öde und leer, und kein Leben iſt mehr zwiſchen Häuſern und Gräbern. Dann ſchaudert mich, höher muß ich mein Auge heben, es glitzert in meine Augen, und Sterne ſehe ich am hellen Himmel in der Sonne Schein. Stundenweit ſehe ich den Brand der Sonne in hellen Fenſtern, und der goldene Stern iſt eines ſtundenweiten Blitzableiters goldene Spitze, in der die Sonne funkelt. Dann denke ich mir, wie doch das Licht von oben die Dinge da unten zu verklären vermöge und um ſo herrlicher, je reiner die Dinge ſeien, und wie weit ſo unbedeutende Dinge zu leuchten vermöchten, vom Lichte da oben verklärt, wenn ſie rein ſeien, und je reiner, um ſo weiter, während Paläſte der Könige, ganze Länder längſt ins Dunkel verſunken ſeien. Dann ſehe ich die Sonne zur Ruhe gehen und immer

größer, immer goldener, immer herrlicher, je näher ſie dem Scheiden kömmt, und ihr letzter Strahl iſt ihr holdeſter Blick! Ach wer doch auch ſo ſterben könnte! Und der Blick geht nicht verloren, die Berge faſſen ihn, röten ſich, werden uns Pfänder und Bürgen, daß der Sonne Glanz und Liebe uns nicht erloſchen ſei: nur eine kurze Nacht, dann kömmt ein neuer Morgen, und wenn der Morgen kömmt, ſo faſſen die Berge wieder der Sonne erſte Blicke und ſenden ſie zu Thale und künden uns, daß der Tag wieder komme, ein neuer junger Tag in der Sonne Licht und Liebe. Dann hebt ſich, wie wenn die Sonne zur Ruhe iſt, der Mond über die Berge kömmt und Licht ſpendet an der Sonne Stelle, bis die Sonne wieder kömmt, der Gedanke, daß die Häupter der Menſchen verklärt ſeien unſern Bergen gleich, welche auffangen die letzten Liebesblicke der Scheidenden, ſie leuchten laſſen, bis ſie ſelbſten blaß werden in des Todes Hauch. Und dieſe Häupter, werden ſie nicht auch die erſten Liebesblicke empfangen, wenn der ewige Morgen kömmt?

Dieſer Gedanke iſt mein Stern geworden, er leuchtet mir nach Hauſe, er ſteht mir am Himmel, ſo lange ich ein Pilgrim bin und die Heimat ſuche.

Eines

Schweizers Wort

an den

Schweizeriſchen Schützenverein

Von

Jeremias Gotthelf

Vorwort.

Herr von Fellenberg, alt-Landammann, trug dem Fest-Komitee zu Chur bei Übersendung seiner Gaben an: auf einer von ihm gegebenen Basis ein festliches Wort verfassen zu lassen, und schlug dazu den Unterzeichneten vor.

Das Komitee ging in den Vorschlag ein und das Ansuchen gelangte an den Verfasser. Derselbe unterzog sich der Aufgabe um so williger, weil er die hohe Bedeutung des Schützenvereins anerkennt und die gegebene Basis seinen Ansichten nicht widersprach. Sollte Vielen die Ausführung der dargestellten Ideen wie ein frommer Wunsch erscheinen, ein schöner Traum, so streiten wir nicht, sondern fragen: Fromme Wünsche, hat sie nicht oft Gott erhört? schöne Träume, traten sie nie in die Wirklichkeit?

J. G.

Nachwort.

Von mehreren Seiten aufgefordert, übergiebt der Verfaſſer nachſtehendes ſogenanntes Manifeſt, welches bis jetzt nicht im Buchhandel war, dem Publikum.

Einige Auslaſſungen, zu denen er berechtigt war, einen Beiſatz, der gewünſcht ward und der ihm von Herzen ging, ausgenommen, glaubte er an deſſen urſprünglicher Geſtaltung nichts ändern zu ſollen, nicht ſowohl aus dem Grunde, weil nichts zu ändern geweſen, ſondern weil es ſo, wie es iſt, von denen, welche es hervorgerufen, anerkannt und gebilligt worden.

J. G.

Manifeſt

der

ſchweizeriſchen

Scharfſchützen-Eidsgenoſſenſchaft

Gottes Ratſchläge ſind unerforſchlich, Welten ſind ſeine Gedanken. Wie dieſe Gedanken ſeinem Willen entſtrömten — zu einer eigentümlichen Welt ein jeder ward, zahllos, maßlos den Raum bevölkerten, das hat keines Menſchen Auge geſehen.

Wiederum erzählt uns keines Menſchen Mund die Läuterungen alle, durch welche Gott die Erde gehen ließ, ehe Menſchen ſie bewohnen, bebauen, verklären konnten.

Was Gott gethan, ahnen die Weiſen; aber einer anders als der andere. Ob wogenden Waſſern, ob feurigen Wellen die Berge entſtiegen, wie langſam, wie ſchnell ſie ihre Häupter enthüllten, ſie badeten im reinen Blau des Himmels; wie langſam, wie ſchnell des Feuers Wellen erloſchen, die wogenden Waſſer zu der Berge Füßen verrauſchten: das berichtet keine Geſchichte.

Aber über die ſprühenden Feuerquellen, die gährenden Fluten hob ſich dem Himmel nahe eine Feſte, gegen dieſelben mit Bergen gegürtet; auf dieſer Feſte ruhte des Herrn Liebesblick, und mit väterlicher Hand weihte er ſie durch ſeinen reichſten Segen zu ſeiner Feſte. Und dieſe Weihe blieb bis auf den heutigen Tag, und dieſe Feſte heißt das Schweizerland.

Über manchem Lande wölbt klarer der Himmel ſich, ſtehet wärmer die Sonne und mildere Lüfte wehen; in manchem

Lande ist ein üppigeres Wohnen, fruchtbarer ist der Erde Schoß, und Gold und Diamanten sind die Eingeweide der Berge. Aber über keinem Lande steht so unverrückt des Herrn Liebe; sie ist unser Polarstern, der nie untergeht, während über jedes andere Land die Nacht kömmt, welche seine Sonne verschlingt. Über keinem Lande träuft so stetig des Herrn Segen und wehen seine Warnungen so milde, ist so sicher, wird so treu bewahrt, was der Herr gegeben; ist so stärkend dem Leibe, so heilbringend dem Lande, was die Erde bringt, was die Berge gewähren. — Was hier ausgesprochen ist, liegt nicht in den Gefilden des Ahnens, ist nicht den Zeiten entnommen, deren Geheimnisse keines Menschen Auge geschaut; die Liebe des Herrn, ihre stetigen Segnungen liegen diesseits jener dunkeln Gebiete; einem Strom des Himmels gleich schlängeln sie sich klar und herrlich durch alle bekannten Jahrhunderte, strömen ja in reicher Fülle an unsern eigenen Augen vorüber in goldenem Wellentanze, so daß wir es glauben müssen, weil wir es selbst sehen: unser Vaterland ist des Herrn Feste, sein eigener Blick hat es geweiht zu seinem eigenen Lande, und mit selbsteigener Hand hat er es behütet in der Flut der Völker, in den Strömungen der Jahrhunderte.

Als des Herrn allmächtige Hand immer fester schnürte die Bande der Elemente, floß grollend das Feuer in dunkle Kammern, die Wasser schäumend in ihre weiten Becken; aber noch lange bebte die Erde in Zorn und Groll und fand das sichere Gleichgewicht nicht. Und es war, als ob in diesem Beben auch die Völker nicht Ruhe fänden, der Erde Zittern sie aufjagte aus ihren Sitzen; sie wirbelten auf der Erde herum wie der Wind die Welle aufjagt aus des Meeres Schoß, sie peitscht, bis sie verrinnt an ödem Strande, bis sie zerschellt am zackigten Felsenriff.

So tobten, als eine neue Flut, die Völker über die Erde; aber über unsere Berge schienen nur einzelne Wellen geschlagen zu haben und bald wieder Ruhe und Stille eingewohnt zu sein in des Herrn Feste. In Stille und Ruhe vom Herrn geschirmt, wuchs hinter den Bergen ein Völklein auf, der Geschichte unbekannt, bis es auf einmal heldenkräftig und zornesmutig, einem Sohne des Himmels gleich, als ein mächtig gefürchtetes Volk gegen Rom, die Weltbeherrscherin, in des Kampfes Schranken tritt. Einem Strome ist es vergleichbar, den ein geheimnisreicher Quell geboren, in der Berge Schoß groß genährt, dann als eine mächtige Flut aus dessen durchbrochenen Seiten strömt und Schrecken verbreitend in die Ebene sich ergießt. Aber auch es widerstand der Sünde des Übermutes nicht, dem Verderben des Helden, welches die Kraft der Meisten brach, wenn sie am üppigsten schien, ehe die Reife des Alters sie schmückte und festigte. Das jugendliche Heldenvolk, auf seine Kraft vertrauend, verachtete des Herrn Feste, brach hervor aus der Berge Ring, suchte eine wärmere Sonne, suchte ein üppigeres Land; aber des Herrn Segen war nicht mit ihm, seinen Schirm fand es nicht; es fand Not und Grab, fand, seinen Enkeln zu Nutz und Frommen, des Herrn Zeugnis: daß des Herrn Hand und Liebe über seiner Feste sei und über jedem, der wohnet in dieser Feste und treu sie wahret in Zucht und Furcht; daß sie aber nicht sei über dem, der mutwillig sie verläßt um einer andern Sonne, eines reichern Landes, eines üppigern Lebens willen, nicht über dem, der im Vertrauen auf die von den Vätern ererbte Kraft vergißt, was den Vätern die Kraft gegeben. Dieses Zeugnis prägte der Herr in Blut und Graus durch fünf Jahrhunderte der Geschichte ein; denn was Menschen nicht vergessen sollen, muß tiefer als in Erz gegraben sein,

in manch auf einander folgendes Geschlecht, und schaurig und grausenvoll müssen den Enkeln vor Augen stehn die Trümmer der väterlichen Thorheit.

Es war, als ob die ausgezogenen Helvetier die Häupter ihrer Berge gebeugt hätten; denn alsobald schlugen neu aufgewühlte Völkerfluten wieder über dieselben herein, das Land ward eine Wüste, das Volk ohne Hirt eine Herde, die zerstreut in der Irre geht, eines jeglichen Beute!

Wie aber kein Erdbeben ewig dauert und jeder Sturm zu Ende geht, das Atemschöpfen notwendig wird, nach allen gewaltigen Anstrengungen im weiten Gebiete der Lebendigen, so sänftigte sich allmählig die Völkerflut, wenn auch noch lange einzelne Wellen hoch hereinschlugen übers Land, aber sie kürzten sich immer mehr und der zerschellten folgte immer seltener eine andere.

Aber wie nach Wasserflut, nach Erdbeben oder Bergstürzen mit Schutt und Steinen das Land bedeckt ist, war Europa übersäet mit Trümmern von Völkern, war eine zerbröckelte Welt, und bunt durch einander lag Gleiches und Ungleiches und auch das Gleiche war vom Gleichen getrennt, wie man noch jetzt auf Goldaus Grab Bergblock neben Bergblock sieht, und jeder steht für sich alleine und zwischen allen sind öde Räume und leere Klüfte.

So bleibt es durch Jahrhunderte im wüsten Felsenthale, wo der Tod wohnet, wo keine Pflanze blüht, kein Vogel nistet, das Gestein zu hart, die Lüfte zu rauh sind für des Mooses erweichende Kraft, aber so bleibt es nicht, wo Leben wohnt, so bleibt es nicht auf Goldaus Grab, wo die Pflanze blüht, der Vogel nistet; die Klüfte zwischen Stein und Stein, alle lassen sich ebnen, so daß Leben über dem Tode zusammenwächst. So bleibt es noch viel weniger unter den

Völkern, da gärt das Leben fort, auch wenn es ſtille ſcheint während dem tiefen Atemholen nach langer Erſchöpfung.

Bald tritt das Leben wieder ſichtbarlich zu Tage, es verzehrt den Tod, es ſcheidet vom Ungleichen ſich das Ungleiche, ſtößt das Widerſtrebende aus, und das Gleiche ſucht das Gleiche und mit dem Gleichen bindet ſich das Gleiche und bildet zu einem neuen eigentümlichen Weſen, zu einer eigenen Geſtaltung ſich.

Die Revolutionen gebären dir Organiſationen, aber Mutter und Töchter haben oft ſo ähnliche Naturen, daß man ſie faſt nicht zu ſcheiden weiß.

Die Revolutionen tobten zuerſt in der Erde; ihre Töchter ſind unſere Berge, die ſo frei und frank zum Himmel ſtreben; ſie tobten unter dem Geſchlechte der Menſchen. Ihre Töchter ſind die Völker, wie ſie nach und nach ſich geſtalteten, nach der großen Völkerflut, und zum Verwandten das Verwandte ſich geſellte, das gleiche Leben Trümmer mit Trümmern band.

So bildete ſich allmählig aus dem großen Trümmerhaufen die Eidgenoſſenſchaft heraus, und durchs gleiche Leben verbunden, ſtellte ſie ſich dem Betrachtenden als ein Ganzes dar, wie von Rigis Kulm hinweg Goldaus Grab, trotz den Trümmern, immer mehr zum blühenden Thale wird; denn zwiſchen den Blöcken keimet Gras, an den Blöcken herauf ſchleicht das Moos, und wie verſchieden das grün gefärbte Leben in der Nähe ſcheinen mag, e i n Leben ſcheint es doch. So ward auch wieder ein Leben in unſerem Lande; das Ungleiche, welches ſich nicht binden ließ, ward ausgeſtoßen, floh, und zur Feſte des Herrn ward wiederum unſer Land.

Das geſchah in den großen Tagen der Eidgenoſſenſchaft,

die wir alle kennen, den Tagen, in welchen der Schweizer es bewährte, daß eine Kraft in seiner Seele glüht, welche in ihrer Art nicht schwächer ist, als die Kraft, welche seine Berge gen Himmel trieb, daß die Kraft auch in seinen Adern rollt, welche in so eigentümlicher Stärke durch alle Erzeugnisse seiner Länder strömt.

Das waren die Tage, die wie Sterne leuchten in unsere Geschichte hinein, wo der Schweizer Ehrenfestigkeit leuchtete in die treulose Zeit hinein wie ein Gestirn in dunkle Nacht, wo ihre Heldenkraft thronte über den Schlachtfeldern, ihr Name wie ein zweischneidend Schwert in die Herzen der Völker fuhr. Das waren die Tage, in denen die Männer lebten, deren Namen schweizerisches Gemeingut sind, zu denen auf, wie zu Ahnenbildern, jeder Schweizer die Augen seiner Söhne richtet, deren Namen aber auch unter den hehrsten glänzen in der Weltgeschichte, am hellsten und herrlichsten aber wohl — da, wo alle Namen aufgezeichnet stehen, die Großes thaten, weil sie sich selbst vergaßen.

Es waren die Tage, wo Tell vor leerem Hut sein Haupt nicht beugen wollte, sein Kind es aber auch nicht beugte — vor des Vaters Pfeil; wo kühn und fest die Häupter standen, wo Winkelried sich selbst vergaß, seines Weibes und seiner Kinder gedenkend, sein Leben warf in den Speergrund hinein, zur Rettung der Freiheit und des Vaterlandes; wo Erlach Fürstenkraft bezwang, und trotziger Bürger Ungehorsam — durch die Macht seines Namens und die Macht seines Willens, und jegliches Mißtrauen der trotzigen Bürger und feindlicher Fürsten — durch nie getrübte Ehrenfestigkeit, weil auf seinen Namen nie ein Schimmer der schändlichen Lehre fiel, daß um geträumten Parteivorteils willen alles erlaubt sei; wo Adam der Camogasker mit kaltem Schwerte des Kastellans

geiles Blut kühlte und Chaldar dem Freiherrn von Fardün, dem Verhöhner seines Hausrechtes, den Übermut in heißem Brei erstickte; wo die Helden im Burgunderkriege ihre Schwerter flammen ließen, daß vor deren Blitzen Kaiser und Könige bebten und der kühnste derselben vor deren Schärfe sein stolzes Haupt senkte in ein nasses Grab. Ja, das waren die Tage, deren Andenken jeder Schweizer heilig hält, deren Andenken sein Herz erwärmt, seine Seele erhebt in dieser kalten niedern Zeit!

So entstand in rauchendem Blute allmählig die Eidgenossenschaft; zu einem Volke wurden wieder die, welche des Herrn Feste bewohnten, wie es die Helvetier waren, aber größer, bedeutsamer in der Weltgeschichte, enger in sich selbst verbunden. Wie ein Berg in ebenem Lande, erhob sie sich hellstrahlend unter den Völkern der Ebene, ward weithin gesehen, aber von niemand ohne Zorn oder ohne Ehrfurcht; und fremder Herren Knechte sah man herumkriechen an des Berges Fuß und Seiten, und herum um den Gipfel, um mit Zaubersprüchen von allerlei Sorten des Berges zornige Kraft zu sänftigen oder zu entzünden, und das eine oder das andere nach ihrer Herrn Lust und Nutzen.

Fest, breit, einem Berge gleich, erhob sich die Schweiz, und also stehet sie noch unter den Völkern Europas; aber jedem Berge gleich ist sie geklüftet mannigfach, durch manchen Schlund und Grund; einzelne Zacken und Hörner streben empor; zerrissene Wände, überhängendes Gestein drohen den Einsturz. Wer nur von weitem den Berg gesehen in seiner Majestät, erschrickt und bebt, wenn er in dessen Mitte kömmt, die Zerrissenheit sieht und wie locker und schroff und scheinbar unverbunden vieles durch einander liegt; er fürchtet den Einsturz, er wendet sich zur Flucht. Doch unverzagt bleibet

und bebet nicht, wer die Gebirgswelt kennt; er weiß, daß andere Geſetze walten im Gebirge als am Meeresſtrande, daß ohne Spur Jahrhunderte lang über die Fluh der Wind geht, daß Wind und Wellen alle Tage durcheinanderwerfen den Meeresſtrand.

Nach dieſen großen Tagen kamen die ſtillen Tage. Wie nach gewaltiger Hitze der Regen kömmt, nach ſchwerer Arbeit der Schlaf, nach mächtigem Ausbruch des Feuerberges ſeine Donner ſchweigen, das Feuer ſich legt, die Lava ſteht, erſtarrt, einem Gürtel des Todes gleich um den Berg ſich legt; ſo kam auch Ähnliches über die im Mittelalter ſo regen Völker, ſo kam Ähnliches ganz beſonders über unſere Eidgenoſſenſchaft.

Über ſie kam es wie Erſtarrung, und das ſtarre Totenweſen ward Gewohnheit, ſchien Geſetz, daß wenn bloß ein Stein zum andern rollte, männiglich über das ungewohnte Leben erſchrak und des Berges zornigſten Ausbruch fürchtete.

Wir nennen dieſe Zeit eine öde, traurige Zeit, ſie war es; wir nennen ſie eine böſe, verderbliche Zeit, wir irren.

Wie der Winter nicht des Sommers Kraft verzehrt, ſondern des Sommers Kraft bereitet, wie unter des Schnees Leichentuch zur Auferſtehung die Natur ſich rüſtet, geheimnisvoll und unſichtbar die junge Saat ein fröhliches Leben beginnt, und wie die Lava ein ſchaurig Totengewand iſt, aber verwittert der Schoß des üppigſten Lebens wird, ſo ward jener Zeit eine ähnliche Bedeutung im Völkerleben. Das neue Leben kam nicht wie ein Wirbelwind über die Völker; es regte ſich auch nicht in ſeinen äußern Verhältniſſen, trieb ſie daher auch nicht aus ihren Sitzen; es regte ſich in den Tiefen des Geiſtes; es war ein Bewußtſein der Bande, die dieſen umſchlangen, der Klüfte, die Menſchen von Menſchen trennten,

ein Sehnen nach einer freiern Welt, nach einer innigeren Vereinigung des Bruders mit dem Bruder.

In die mittelalterlichen Gewohnheiten hinein brachen die Strahlen der alten Sonne wieder, weckten Geister zum Leben, brachen aber auf die seltsamste Weise sich an der nach und nach zum Leben erwachenden Masse. Was vom Geiste ausging, drang in die sichtbare Welt, ergriff um körperlicher Dinge willen auch die welche von geistigen nichts wissen, und ein neuer Sturm kam über die Völker und in grausenhafter Schlacht schlug durch manch Jahrzehnt das Alte mit dem Neuen sich. In Rauch und Dampf war die Welt gehüllt; Organisationen wechselten mit Organisationen, jede entschwand unter Rauch und Staub, und jede entstand unter Donner und Blitz, und durch Staub und Rauch drangen die herrlichsten Strahlen des erwachten Menschengeistes. Jemehr die Kriege die Völker zerrissen, desto näher kamen sich die Menschen, desto besser verstanden sich die Geister, und je freier die Geister wurden, um so stärker wurden sie, errangen sich die lang geträumte Herrschaft über die Elemente, schmiedeten Ketten für diese und zwangen sie als gefesselte Geister zu wunderbarem unterthänigem Dienste.

Der allgemeinen Regung konnten wir nicht fremd bleiben; was Europa durchzuckt, empfinden auch wir. Ein eigentümlich Leben keimte auch unter uns, entfaltete seine Schwingen; einzelne Wellen von außen her schlugen über unsere Berge, und was die Wellen nicht brachten, das trugen später die Winde uns zu, die über die Berge wehen.

Die Geschichte dieser Zeit näher zu berühren, liegt außer dem Kreise dieser Schrift; wie andere litten und stritten, litt und stritt auch die Schweiz; was andere fanden, fand auch sie; aber über das Allgemeine hinaus ward ihr vor andern

eine Gabe, ein Zeichen eines eigentümlichen Lebens und der besondern Huld des Herrn, ward ihr ein Born des reichsten Segens; und von diesem zu reden ist Zweck dieser Schrift.

In der Zeit der geistigen Aufregung, in diesen Tagen des Erfindens waren es nicht die Schweizer, deren Geist die hellsten Funken entsprühten: die Kräfte des Dampfes ermaßen sie nicht; die Gesetze der Maschinen ersannen sie nicht; aber das Sehnen nach Vereinigung mit getrennten Brüdern glühte im reinsten Feuer in ihren Seelen, weckte das Streben, verwandte Geister zu suchen und Klüfte und Schlünde, die zwischen Menschen liegen, zu ebnen, sie auszufüllen mit brüderlicher Liebe; und wenn auch kein Schweizer einen neuen Stern entdeckte, oder des Mondes Beschaffenheit ergründete, so waren es doch Schweizer, die zuerst im trauten Vereine zu höherem Streben sich zusammenfanden. Aber was dieses Sichfinden damals war, ermisset man nimmer.

Wer hat nicht schon ein grünes Kornhälmchen gesehen, dessen Häuptlein durch den Schnee brach, dessen lieblich Grün so seltsam abstach gegen das weiße Schneefeld, dem so allein der Tod drohete in der nächsten Nacht und der rauhen Luft; und wo die weite Schneefläche war, breitet nach wenig Tagen ein großes grünes Saatfeld sich aus; und wiederum fällt so seltsam auf der wenige Schnee, der an der Sonne serbet und nach wenigen Tagen gar nicht mehr sein wird.

Auf ödem schwarzem Lavafelde wächst ein Pflänzlein auf, das erste in schwarzem Steingerölle; man möchte weinen um das arme Pflänzlein, das so lieblich steht in der schwarzen Öde. Aber wenige Jahre, so haben Menschen und Gott im wüsten Graus eine neue Welt geschaffen, und einzelne mächtige Steine nur geben Zeugnis, wie es war vor Zeiten und wie es ward durch Menschenfleiß und Gottesmacht im Laufe der Zeiten.

In wilder Felſenkluft ſproßt eingeklemmt in hartes Geſtein unſcheinbar und dürre ein klein Geſträuch. Des Herrn Vögel oder des Herrn Winde hatten den Samenſtaub hingetragen, oder es war entſtanden nach des Herrn Willen und über der Menſchen Verſtand. Aus dem unſcheinbaren Geſträuche wächſt ein klein Röslein empor ſo wunderlieblich, ſo wunderzart, trotz des harten Geſteines, an deſſen Bruſt es liegt, trotz der rauhen Lüfte, die es tränken. Die Sterne koſen mit ihm, der Mond wirft ſeinen lieblichſten Schein auf dasſelbe; aber keines Menſchen Auge ſah dasſelbe, keines Gärtners Hand pflegte es. Und lange blieb das Röslein alleine und manch Röslein verblühte alleine. Aber die Wurzeln verwitterten nicht; Jahr um Jahr, wenn die Sonne höher ſteiget, blüht es neu, aber nicht immer alleine. Rings um dasſelbe ſproſſen neue Geſträuche auf, und aus den neuen Geſträuchen blühen auch neue Röslein und nach Jahren, welche der Herr zumißt, deren Zahl er alleine kennt, iſt zu einem blühenden Garten das ganze Felsbeet geworden. Röslein reiht an Röslein ſich und hoch und herrlich preiſen ſie **Den,** deſſen Hauch ſie erſchaffen, deſſen Hand auch über ihnen waltete.

Einundachtzig Jahre ſind es, daß eine ſolche Pflanze ſproßte im harten Geſteine unſeres Vaterlandes, in den rauhen Lüften der damaligen Zeit. Alle Jahre blühte ſie, manches Jahr alleine, aber nicht immer; wo ſie alleine war, iſt jetzt eine Blumenwand und ihr Duft ſteiget auf zum Himmel.

In den begabteſten eidgenöſſiſchen Geiſtern, in ſolchen, in welchen vor allen das Walten Gottes ſich offenbarte, entſtand ein Sehnen nach einer Vereinigung, welche nicht abhängt vom Gebirge oder Waſſer, von längſt geſetzten Grenzen oder geſtrenger Herren Willen, ſondern von der Stimmung der Geiſter, dem gleichen Wünſchen und Sehnen, dem gleichen Willen und Ringen.

Das aber war ein verwegen Sehnen, vermeſſener als des zarten Kornhalms Beginnen, welcher der Erſte den Schnee durchbricht. Aber wie dieſen eine unwiederſtehliche Kraft, die nicht frägt nach Gefahr und Not, zu Tage trieb: ſo iſt auch das rechte Sehnen in des Menſchen Bruſt eine Gewalt, welche ihre Wünſche durch alle Gefahren ins Leben ſetzet, durch das Eis der Zeit und ins harte Geſtein hinein ihre Wurzeln ſchlägt.

Schüchtern und geheimnisvoll verabredeten die edelſten Eidsgenoſſen eine Zuſammenkunft im Bade Schinznach. Ein beiſpielloſes Unternehmen war es vor einundachtzig Jahren, daß ſonder Geſchäfte und Krankheit, ſonder obrigkeitliche Sendung oder Erlaubnis erleuchtete Männer in einem Bade zuſammentraten. Als ſie es unternahmen ſchlug wohl allen das Herz; es umwehte ſie geheimnisvoll, wie die Blätter liſpeln, ehe der Sturm beginnt. Sie werden geglaubt haben, es umwehe ſie der obrigkeitliche Zorn; ſie dachten nicht, daß es die Stimmen der Altvordern waren, die ſich freuten ob ihrer Enkel Beginnen. Ein Grauen mochte ſie wohl alle durchrieſeln, als ſie auf die geheimnisvolle Fahrt ſich wagten, die nicht viel weniger war, als ein neues Sichſuchen auf Grütlis geheimnisreicher Matte. Als ſie das Blümchen pflanzten, mögen wohl Ahnungen ihre Herzen geſchwellt haben; aber was es werden ſollte, ſeine Fülle, ſeine Bedeutung, das träumten ſie doch wohl in ihren kühnſten Träumen nicht.

So quillt das Größte und Herrlichſte, durch Gottes Kraft hervorgetrieben, aus den Tiefen der Seele faſt bewußtlos; der Menſch ahnt, was er thut; aber weit über ſeinen Geſichtskreis hinaus wachſen die Folgen ſeiner That, und nicht ſelten bleibt unbedeutend und verkümmert elendiglich, was der Menſch mit großem Pompe in die Welt ſtellt, als das Größte in Rechnung bringt.

Die meiſten der Männer, welche dieſe Zuſammenkunft verabredet hatten, verbargen ihre Reiſe, nachdem ſie vielfach gewarnt worden, verließen heimlich die Mauern der Städte, ſchlichen halb verkleidet geheime Wege. Die Freunde zagten, die Weiber weinten; auf die Stirnen der ſchlafenden Kinder fiel eine heimliche Thräne des Vaters, welche weder Freund noch Feind ſehen ſollte; der Abſchied wurde genommen, faſt wie auf Leben und Tod, faſt wie Zwingli ihn nahm, als er ritt nach Kappels verhängnisvollem Grunde. Aber verſchieden ſind des Herrn Wege und unerforſchlich ſeine Ratſchläge; hier führt er zum Tode, dort zum Leben, und es weiß es der eine nicht, und es weiß es der andere nicht.

Es iſt ſchon geſchehen, daß da, wo man vor Zeiten ſteile Wände ſich ſenken ſah in finſtern Abgrund, wo man kühne Kletterer klimmen ſah über dem Abgrunde, ihres Todes jeden Augenblick gewärtig, man jetzt breite Heerſtraßen ſich ziehen ſieht in bequemer Beugung, kühne Brücken ſieht in mächtiger Wölbung, und eine ſorgloſe frohe Menge, welche hinüber und herüber wandelt in mannigfachſtem Verkehr.

Gerade ſolche Kletterer waren die, welche im Jahr 1761 unter Bangen und Sorgen nach dem Bade Schinznach ſich ſtahlen, Schinznach zu einem neuen Grütli weihten. Was auf dem Grütli am Vierwaldſtätterſee vorberaten ward, das ſetzten am nächſten Neujahrsmorgen die Rater ins Werk; was im Grütli an der Aare Strand gepflanzt wurde, das brauchte ein Jahrhundert, um zu keimen und zu reifen.

„Helvetiſche Geſellſchaft“ nannte ſich dieſer Verein. Sie blieb lange das einſame Blümlein im Gebirge und blühte in Demut fort; ſie wurzelte alle Jahre feſter trotz rauhen Lüften und hartem Geſteine, und weit umher erquickte ſie mit dem Hauche kräftigen Lebens die Seelen, aber unbemerkt, ſich ſelbſt faſt unbewußt.

Der Tag des Zusammentrittes der Gesellschaft war der Wonnetag der Männer, die sie bildeten. Jeder sog sich die Brust voll Schweizersinn, voll Begeisterung für Vaterland und Menschenwohl, trug den gewonnenen Sinn heim hinter seine Berge, in seine Thäler, strömte ihn dort befruchtend aus im Kreise seines Wirkens. Wenn sie so einzeln kamen aus dumpfen Städten, abgelegenen Thälern, einsamen Berghalden, wo jeder sein besseres Leben kaum zu fristen, den Mut, nach etwas Besserem zu streben, kaum zu erhalten vermochte, und nach und nach groß ward der Ring der Männer, und jedem einzelnen es ging wie dem ganzen Verein, jeder ein hartes Ringen hatte mit der schweren Zeit, und doch alle bewahrten den heiligen Glauben an die höhere Bestimmung des Menschen und an den Willen des Herrn, daß es besser werde im Vaterlande, und in allen der Mut feurig loderte, dem Herrn in Treue zu dienen, zum heiligenden Werke beizutragen, jeder an seinem Orte und nach seiner Kraft: so ward jeder wieder zuversichtlich in seinem Geiste, und stärkte den Glauben an die bessere Zukunft des Vaterlandes. Er wußte nun, daß sein Thun kein vereinzeltes sei, daß sein Wille, sein Sehnen noch in hundert Herzen glühe, daß, wenn es auch nur Sandkorn um Sandkorn bringe zum großen Werke, hundert und hundert Hände ebenfalls Sandkörner brächten, daß, was jeder an seinem Orte schaffe, zusammenwachsen und sich wölben werde zu einem neuen Himmel überm Vaterlande.

Wohl weiß der, welcher die ewigen Wahrheiten ins Leben führen will, daß sein Helfer im Himmel nicht schläft und den guten Willen anerkennt, seinem Streben ein Gedeihen giebt, früher oder später. Aber wenn er so einsam sich fühlet auf Erden, niemand freundlich diesen Willen anerkennt, noch weniger ihn teilt, dann faßt so gerne Mutlosigkeit den armen

Sterblichen; er wird irre an Gott und ſich ſelbſten, fährt dahin mit dem Strome.

Den vereinzelten Männern tagete es, als ſie ſich in Schinznach zuſammen ſahen. Neu belebt, einer bereichert durch den andern, kehrten ſie heim, legten die gewonnenen Schätze an, ein jeder an ſeinem Orte, und was ſie ſchafften und wirkten, vermag nur der auszuſprechen, der dem Tau des Himmels nachzurechnen weiß die Leben, die er erhält, die Labungen, die er ſpendet, die Kräfte, die er erweckt.

Dieſer ſegensreiche Verein, einſt unſers Landes köſtlichſter Edelſtein, emporgetragen aus den reichen Schachten des ſchweizeriſchen Gemütes, an Wert durch die glänzendſten Erfindungen des menſchlichen Geiſtes nicht übertroffen, war unter allen Vereinen der erſte. Lange blieb er es, bis ſein Vorbild noch andere erweckte, nicht in der Schweiz nur, ſondern auch in Europa.

Wo in einem Zweige der Wiſſenſchaft oder in einer Richtung des Lebens friſcher Atem wehte, da traten eidgenöſſiſche Männer zuſammen, teilten brüderlich ſich mit, was jeder erfahren oder erſonnen. Sie fühlten, wie in der Einheit unbezwingliche Kraft liegt, ſie legten die Probe ab, daß je tüchtiger einer für ſich iſt, er um ſo mehr die Vereinigung mit andern ſucht und in der Einheit ſeine Kraft geſteigert findet. Sie gewannen alle an Wiſſen, an Einſicht; die Vereine mochten eine Richtung haben, welche ſie wollten, ſo brachten doch alle einen Gewinn, und der war der größte; ſie brachten die Ueberzeugung, daß überall zu Berg und Thal wackere Männer wohnen, ſie brachten den Glauben der Schweizer an den Schweizer, ſie brachten das Ahnen eines Schweizerlandes, in welchem alle innern Schranken gefallen, alle Klüfte ausgefüllt, alle Zacken verſchwunden, weil über allen irdiſchen Spalten die Geiſter ſich gefunden.

Dieſe Vereine zogen ihre Kreiſe vorzugsweiſe unter den Männern, welche einen Zweig der Wiſſenſchaft oder der Kunſt mit Liebe pflegten (dieſe Vereine wurden hauptſächlich im übrigen Europa nachgeahmt), oder aber unter denen, welchen das Volk der Gegenſtand ihrer reinſten Liebe war, die Förderung ſeines Wohls das Ziel ihres Strebens. Die Männer aus beiden Klaſſen fanden ſich zumeiſt unter den gebildeten, vorzugsweiſe unter den mittlern Ständen. Es giebt eine Klaſſe überall und auch bei uns, die aus dem Volke herausgewachſen iſt, ſich daher nicht mehr zum Volke rechnet, wo ein verſchrobener Sinn eine Kluft zwiſchen ihr und dem Volke gegraben, ſo daß das Wohl des Volkes ganz außer ihrem Gefühlskreiſe liegt, das Volk ihr nur erſcheint, bald wie ein Brotkorb und bald wie ein Fußſchemel. Es giebt ein enger Sinn, der nur nach Kronen und Batzen zu rechnen weiß, nur die Scholle kennt, welche die Hand bearbeitet.

Hieher drang der Sinn der Vereine nicht, in der zu hohen und der zu niedern Bruſt weckte der neue Hauch kein neues Leben.

Noch aber lag eine große Maſſe in Schlummer und harrte des Hauches, der ſie ins Leben rief; in den Seelen ruhte der ächte Schweizerſinn; aber die beſondere Richtung, in welcher die vorhandenen Vereine ſich bewegten, berührte ſie nicht.

Die Gegenſtände, mit welchen ſich dieſelben befaßten, lagen den meiſten zu hoch oder zu ferne, außer dem Bereiche ihrer Kräfte, banden alſo nur die zuſammen, welche in der gegebenen beſchränkten Richtung ſich bewegten, waren aber nicht ein Bindungsmittel für die Maſſe, für die Nation; auf die Nation träufelte ihr Segen; die Mehrzahl aber wußte nicht, woher dieſer Segen kam, ſo wenig, als ſie weiß, woher und auf welche Weiſe der Tau auf die Pflanzen kömmt.

So waren die Vereine wohl National-Eigentum, aber national waren sie nicht, d. h. die Nation genoß ihre Frucht, aber ihren Wert kannte sie nicht. Das geschieht wohl oft, daß der eigentliche Nationalschatz mitten in der Nation vorhanden liegt, ja vor ihren Augen liegt; aber diese Augen sehen ihn nicht, sie sind gehalten, bis Gottes Finger sie berührt, bis er den Schlüssel zu der Kammer, die ihn birgt, der Nation in die Hände legt.

Da fand der Zufall, der Instinkt, ein glücklicher Einfall zu guter Stunde, so pflegen nämlich die Menschen zu nennen was Gott an uns thut, das wahre, das einzige Bindungsmittel, um welches die Nation sich sammeln konnte, zum großen Vereine, welcher die Masse umschlang, die keiner besondern geistigen oder künstlerischen Richtung sich hingab, aber doch des echten Schweizers Sinn schlummernd trug in ihrer Brust, sich sammeln konnte zu einer Einheit, trotz Flüssen und Gebirgen, sich sammeln konnte in dem Bewußtsein, daß sie alle Söhne eines Vaters, Kinder einer Mutter seien, trotz der verschiedenen Redeweisen, trotz der verschiedenen Beinamen, sammeln konnte um die Ueberzeugung, daß überall, so weit schweizerische Marchen gehen, schweizerische Männer seien, ihres Namens würdige Träger, Segen spendend im Frieden in stiller Demut, todesmutig im Kriege in alter Heldentapferkeit.

Was konnte aber dieses Bindungsmittel anders sein, als die Nationalwaffe, als der Stutzer?

Noch ist dem Schweizer die Freiheit sein höchstes irdisches Gut, noch lebt in ihm der Sinn, es zu wahren, und die Kraft dazu, und darum liebt er auch und ehret, was sie ihm soll wahren helfen, was seiner Kraft zur Hand sein muß: er liebt seine Waffe. Diese Waffe ist ihm jetzt das schwere

Feuerrohr, zu welchem ein klares Auge, eine ſichere Hand gehören, beide des Schweizers angebornes Eigentum. In dieſer Waffe liegt zugleich etwas Geheimnisreiches, Wunderbares, welches zu jeder Zeit ſeine beſondere Gewalt üben wird über der Menſchen Gemüter: ein fernes Ziel zu treffen, den Tod in die Weite zu ſenden mit ſicherer Hand, daß das erzielte Opfer fällt, wie vom Blitz aus Gottes Hand getroffen, unerwartet und ohne Abwehr, hat etwas Götterhaftes. Darum ergreift auch das Wunderbare dieſer Kunſt faſt jedes Knaben Herz mit unwiderſtehlicher Gewalt; darum feſſelt auch in Ehrfurcht unſern Blick, wer dieſer Kunſt Meiſter iſt.

In hohen Ehren ſtand dieſe Kunſt ſchon im Altertum; ein Vorrecht der Götter war es, zu treffen mit immer ſicherer Hand. Jupiter ſchleuderte ſeine Blitze, die Götter und Göttinnen ſchoſſen ihre Pfeile ab und fehlten ihre Opfer nicht.

Gepflegt wurde die Kunſt beſonders vom deutſchen Stamme; ausgezeichnet in derſelben blieben ſeit Tells Zeiten die Schweizer; die Tellenhand, das Tellenauge vererbten ſich.

Es wechſelte das Geſchoß, aus der Armbruſt ward der Stutzer; es blieb die Luſt und die Kunſt, es wechſelte das Ziel: bald war es die flüchtige Gemſe, bald der Scheibe Mittelpunkt; allenthalben bewährte ſich die gleiche Fertigkeit.

Arme und Reiche zu Stadt und Land wetteiferten in dieſer Kunſt, denn bei uns dämmte oberkeitliche Furcht ſie nicht in einer Gilde enge Schranken. Den Wert dieſer freien Kunſt erkannte und erprobte man an Unterwaldens Geſtaden, am Rothenthurm, zu Neuenegg, in Zürichs Rebbergen und vor allem an der Aare Strand, als wenige Schützen ein ganzes Heer von des Stromes Ufern trieben.

Auch iſt ſie keine Kunſt, die einſam, verborgen getrieben werden kann. Der Schütze kann ſich nicht einſchließen wie der

Alchimiſt, der in verborgener Werkſtatt den Stein der Weiſen ſucht, wie der Mathematiker, der an die Quadratur des Zirkels den geſunden Verſtand ſetzt. Die Schützenkunſt iſt eine freie, frohe, eine geſellige Kunſt; ſie treibt einen Schützen zu dem andern, nicht um einer dem andern etwas abzulernen, ſondern um einer mit dem andern zu wetteifern; denn da ſteht jeder für ſich, und auf des Mannes ſelbſteigenem Geſchick, das nicht vom andern zu erlernen iſt, ruht eines jeden Kunſt.

Darum erloſchen unter uns die Schützenkünſte nicht. Die Schützen fanden ſich auch ſonder Schützenhaus und Schützengeſetze; öffentliche Schützenfeſte (Schießeten) wurden ausgeſchrieben faſt an jedem Orte und zu jeder Zeit. Mancher alte Mann, wenn er eine glückliche Stunde haben will, ſchließt ſeinen Schrank auf, holt die bunten Säckelein hervor, durch welche ſchimmert das blanke Gold, legt daneben die ſilbernen Gaben, die gewonnenen Waffen, nimmt eins nach dem andern zur Hand, legt eins nach dem andern wieder hin, ſchaut träumend auf ſie nieder. An ſeinem Auge ziehen vorüber die Tage ſeiner Jugend, ſeiner Kraft, ſeiner Liebe; im feuchten Glanze ſeines Auges ſchwimmt ſeine ganze Vergangenheit. Und immer dunkler wird ſein Auge, er muß es abwenden; er hat in ſeinen Lebenslauf geſehen, wie ein anderer in die untergehende Sonne; noch iſt das Auge geblendet, aber bald wird es dunkel, finſter; denn am Rande des Thores ſteht die Sonne, und hinter dem Thore iſt das Grab. Die Pforte aber, die aus dem Grabe führt, ſieht keines Sterblichen Auge; daß aber eine ſei, zeuget an jedem Morgen die aufſteigende Sonne.

Darum aber war die Waffe tauſend Herzen lieb, die Schützenkunſt geehrt durchs ganze Volk, bei Reich und Arm,

zu Stadt und Land, und der Stutzer die bedeutungsvollste Zierde eines Schweizerhauses. Wo man einen Stutzer hängen sah an der Wand, da wohnte auch ein Schweizer, das wußte man.

Der Gedanke, einen schweizerischen Schützenverein zu stiften, einen Schützenbund, gehört daher unter die Gedanken, von denen der Mensch nicht weiß, woher sie kommen, noch viel weniger, wohin sie führen. Der, welcher zuerst ihn aussprach, wußte sicher wohl, was er sagte; aber das Bäumlein, welches er pflanzte, kannte er kaum.

Aber auch nur in eine Schweizerseele konnte dieser Gedanke kommen und nur in schweizerischem Boden Wurzel fassen. Wer in einer Monarchie geboren wurde, dem lag der Gedanke eines Vereines, welcher das ganze Volk umfaßte und bewaffnete, außerhalb seiner Gedankenreihe, er lag ihm im Gebiete des Wahnsinns.

In keinem Lande hätte man harmlos den Gedanken aufgefaßt und Wurzel schlagen lassen, das Volk bewaffnet zu versammeln, ohne Führer und nur in der Ordnung, welche es sich selbsten gab. Kaum hätte in einer Monarchie das Gefühl für Ordnung und Anstand die Masse so durchdrungen, daß sie frei und froh, unbewacht und unbezwungen, in den Schranken des Gesetzes sich bewegt hätte, während die Macht in ihren Händen lag, der Wein in Strömen floß. Wie wäre es erst in Amerika gegangen, wo die Repräsentanten des Volks sich wie Buben am Boden wälzen oder wie Spitzbuben auf einander schießen!

In jedem andern Lande wäre ein solcher Verein entweder unterdrückt worden, oder er hätte sich selbst zerstört.

Bei uns aber schlug dieser Gedanke Wurzel und wuchs herrlich auf, doch nicht rasch und auf einmal. Im Schweizer-

lande ist der üppige Boden nicht, der über Nacht Pflanzen treibet, unter deren Schatten am folgenden Tage Menschen ruhen können; wir haben ein steinern Land, und was wurzelt, wurzelt langsam. Aber sind die Wurzeln einmal getrieben ins harte Gestein, dann werfen Sturmwinde den Baum nicht um, dann splittern die Äxte, welche an die Wurzel wollen.

Mehr als zwanzig Jahre sind verflossen, seit der Verein begonnen, die großen Nationalschießeten, die Schützenfeste ihren Anfang genommen; aber erst jetzt durchdringt die Teilnahme das Volk, umfaßt in immer weitern Kreisen die Schweizer allzumal mit magnetischer Kraft, einem lebendigen Mittelpunkte gleich, zieht die Nation trotz Klüften und Gründen, trotz Hörnern und Zacken, trotz Kantonsnamen und Vorurteilen an, und gründet durch Erweckung des ächten Schweizersinnes die wahre Einheit, welche über allen Formen und Gewalten steht, in Friede und Not die gleiche ist, nicht untergeht, mögen Grenzen sich ändern oder Verfassungen. Ja, diese magnetische Kraft reicht nicht bloß bis an des Landes Grenzen, sie geht weit über die Grenzen nach Süd und Nord, in heiße und kalte Länder, geht über weite Meere hin, geht so weit als Schweizer wanderten, weckt in der fernsten Ferne das Sehnen der Söhne des Landes nach der Mutter, fesselt also die entfernten Söhne neu ans alte Vaterland, und aus allen Gegenden der Welt und über die breiten Meere her kommen Pfänder der Liebe und Treue und bringen Kunde, daß die Kinder die Mutter nicht vergessen, die Mutter auf ihrer Kinder Treue zählen könne zu jeglicher Stunde.

Anfangs zogen die Schützenfeste nur die Schützen an, und außer den Schützen höchstens die, welche gern einen lustigen Tag mitmachten, wo nur die Gelegenheit sich bot, und wer unter diesen letztern einen bekannten Namen hatte, verbarg ihn, wenn er konnte.

Nicht unbedeutend waren schon anfangs die Preise; aber sie kamen zumeist aus der Schützen eigenen Säcken; die wenigen Ehrengaben kamen von den Behörden des Ortes und des Staates, in welchen der Schießet abgehalten wurde, und waren oft nur die Früchte mühseliger Beratungen. Jetzt strömen an die Feste Männer und Frauen aus allen Gauen, Ehrengaben aus allen Kantonen, aus allen Ländern, in denen Schweizer wohnen. Zur Ehre des Festes sein Scherflein beizutragen, öffnet sich so manche Hand, welche nie den Stutzer getragen. Des Festes Herrlichkeit zu sehen, zieht so manchen Mann nicht nur, sondern auch so manches Weib, die nichts wissen von Schützenbrauch und Sitte. Dem Feste ein Wort zu weihen, Zeugnis zu geben von dem, was im Herzen brennt, treibt so manchen Mann auf die Rednerbühne, dessen Name einen guten Klang hat im Vaterlande, der weder ein Schütze ist noch die eigene Rede nötig hat zu eigener Verherrlichung. Aber des Tages begeistertes Wehen öffnet den lebendigen Quell in seiner Seele, und aus derselbigen strömt über die Tausende durch seine Rede ein begeisternder Hauch.

Und warum sollten nicht so viele Tausende dieses Festes Herrlichkeit zu sehen trachten, und wem das Trachten gelingt, glücklich gepriesen werden? Wird das, was hier zu sehen ist, anderswo geschaut im Schweizerlande, anderswo in der weiten Welt?

Hier sieht man flattern alle Fahnen unter einer Fahne, sieht über allen Schweizern den gleichen Geist, den Geist des Festes, den Geist des Vaterlandes, und dieser bringt über alle eine Einheit, die man so sehnlich wünscht und nirgends sieht, so sehnlich sucht und nirgends findet.

Man sieht keine Klüfte mehr, welche die verschiedenen

Meinungen ziehen zwischen den Menschen. Man sieht nicht Schwarze, nicht Weiße, nicht Rote, nicht Städter, nicht Länder, nicht Zürcher, nicht Berner; man sieht Schweizer, von einer Freude erfaßt, von einem Gefühl gehoben und getragen, und dieses Gefühl ist das Nationalgefühl. Was sonst in des Herzens tief unterstem Grunde schlummert, jetzt kömmt es zu Tage hell und klar: es ist der Brudersinn, der im Volke ruht, wenn auch die Leiter uneins sind; es ist die Freude des Schweizers am Schweizer, der Glaube des Schweizers an den Schweizer, wenn auch Bitterkeit und Groll durch die Wipfel der Spitzen rauschen; es ist die Gewißheit, daß das Volk in Liebe und Treue — seinem innersten Wesen nach — über allen Parteien steht, daß die Zeugnisse, welche man dagegen anführen will, die Organe der öffentlichen Meinung, wie sie sich selbst zu nennen belieben, die Zeitungen voll Streitigkeit und Schmähung nichts sind als Abzugsgräben, durch welche das Unreine fließt vom Reinen weg, so daß, je häßlicher der Kot ist, den sie wälzen, um so reiner der Acker wird, aus dem sie fließen.

Hier sieht man ein wahrhaft mannhaft Volk, jedes Glied desselben in sich das Bewußtsein tragend, daß in seiner Hand die Sicherheit seines Vaterlandes liege, in seiner Hand dessen Ehre. Daher die Ehrenfestigkeit eines jeden, der Anstand, mit welchem die Massen durch einander strömen, die Mäßigkeit mitten im Jubel, die Sicherheit ohne Polizei und Staatsgewalt. Man sieht, was bei uns (allenthalben, z. B. in Amerika, wäre es nicht so) aus dem Menschen wird, wenn man ihn als ehrenwert ehrt; wie der Niedrigste gehoben wird, wenn man in ihm den Menschen achtet, ihm Kreise öffnet, deren Rechte er nicht hatte, deren Pflichten er daher auch nicht kannte. Wer an einem solchen Schützenfeste als ein Mann

einhergeht, der sich zu meistern weiß, von dem darf man auch hoffen, daß er als ein Mann stehen werde in der Schlacht, daß er ein Mann in seinem Hause sein werde, der sich selbsten ehret, wie er von andern geehret ward.

Man sieht, was man sonst nirgends sieht, als teilweise in unsern Verfassungen auf dem Papiere, hier veranschaulicht im Leben. Man sieht den Reichsten wie den Ärmsten, das Standeshaupt und den Hirten teil nehmen an einer Sache mit dem gleichen Rechte, der gleichen Freude, der gleichen Einigkeit; mit dem gleichen Rechte stehen sie im Schießstande, mit dem gleichen Rechte sitzen sie hinter der Flasche am Tisch; wie mit seinesgleichen geht der Schütze mit dem Lader um: aus einem Glase trinken sie, aus einem Stutzer schießen sie. Es wird einem, als sei man an einem altschweizerischen Freudentag, wo in echter Brüderlichkeit die zusammen sich freuen, die eingeschmolzen haben in heißer Schlachtenglut alle Unterschiede und einer dem andern sich bewährt als Freund und Retter.

Dieses Schauen geht über jedes andere, es gewährt nicht nur eine Nationalfreude, sondern eine allgemeine, eine rein menschliche. Hier kann man sehen, wie ein Volk ein Herz und eine Seele wird, auf welchem Felde es eins werden kann und einer dem andern gleich, und zwar ohne chartistische Greuel, ohne kommunistische Träume.

Das Fest, welches wir hier vor Augen hatten, ist das Solothurner Schützenfest.

Dort war es, wo so manches Schweizerherz aufjauchzte in lauter Freude, so mancher von einer Erhebung sich erfaßt fühlte, die er nicht gekannt. Auch unter grauen Haaren füllte sich manches Auge mit Thränen, und es dankte Gott, der solche Tage heraufgeführt, die man nicht zu schauen gehofft

hatte auf Erden, die man nicht gehofft hatte in einer Zeit, welche so sturmbewegt war, in welcher die Herzen so zerklüftet schienen.

Aber wie Gott — und Gott ist es ja doch, der jeden Tag heraufbringt mit allem, was darinnen ist — Tote auferwecken kann, so kann er auch mitten unter Schutt und Graus hervor die schönsten Blumen ziehen, kann auftauchen lassen mitten im Weltengebrause eine liebliche Insel, kann sie schützen mit Felsenriffen, kann sie schmücken mit Herrlichkeiten aus seiner Hand. Aber nicht nur dankte der Greis dem, dessen Huld die Tage ihm noch heraufgeführt in sein Leben, sondern er gedachte auch der Gründer des ersten Vereines, die vor einundachtzig Jahren zu demselben zogen in dunkler Nacht auf verborgenen Wegen mit bebenden Herzen, während zu Hause die Weiber weinten, die Freunde zagten.

Und sie schlichen zu keiner Verschwörung; nicht ein tollkühnes Unternehmen zog sie zusammen; es war nur ein stilles Weh, ein Sehnen nach Trost, nach Hoffnung, daß das Schaffen an einer bessern Welt keine Thorheit sei.

Wenn der Herr, so dachte der Greis, ihnen allen öffnete die Feste des Himmels, in allen ihren Beziehungen zu schauen die Herrlichkeit dieser Tage, wie müßten ihre Herzen in seliger Wonne schlagen, wenn sie die Ernte erblickten, die aus ihren treu gepflegten Saaten emporwachsen und reifen wird; wie würde es ihnen ums Herz werden, wenn sie sehen könnten, wie mit dem Stutzer bewaffnet, unter Kanonendonner und Trompetenklang die Tausende, in stets wachsender Zahl zum freien Feste ziehen, wie brüderliche Grüße die Brüder ab den Bergen und aus allen Thälern bewillkommnen, wie die freie Rede sich ergießt nach Herzenslust über alles, was eines

Schweizers Bruſt bewegen kann, und wie die Standeshäupter dabei weder zürnen noch beben, ſondern mit dem Volke ſich brüderlich einen! Wenn ſie in den Tauſenden erkennen würden den gleichen Sinn, der die erſten Stifter in Schinznach zuſammentrieb in Gefahr und Angſt, einen Sinn, der ſeit ihrer Zeit zu einem Gemeingut geworden, das in mannigfacher Form hervortritt, aber in jeder Geſtaltung anerkannt, geehrt wird als die Blüte des Vaterlands, der Freiheit, als die Frucht einer beſſern Zeit: wenn ſie dieſes erkennen könnten, müßte dieſe Erkenntnis nicht der ſchönſte Schmuck ihrer Krone werden?

Als der Greis dieſes dachte, dachte er an den Wandel der Zeit, und was in derſelben dem Herrn möglich ſei, wie, was vor achtzig Jahren für unmöglich gehalten, eine Thorheit geſcholten worden, jetzt frei und frank, wie von ſelbſt, in nie geſehener heimiſcher Pracht vor ſeinen Augen ſtehe; da drang ſein Blick ſich noch in die fernere Zukunft hinein, jetzt ihm wohl noch ein etwas dunkles Land, welches ihm aber bald die Sonne, welche über der Ewigkeit ſteht, erleuchten wird. Er gedachte, daß nach den vergangenen achtzig Jahren achtzig neue kommen werden, in welchen des Herrn Kraft und Liebe eben ſo mächtig ſein werden, als in den vergangenen. Er gedachte, wie in dieſen neuen Jahren die wohlgepflegten Bäume der Schweizerkantone ſich geſtalten, und welchen Wachstum gewinnen werde der Baum geſamter Eidsgenoſſenſchaft, ſo wunderbar behütet in den vergangenen Jahren; daß er in den Schützenfeſten jetzt ſchon ausgewachſen ſei, die volle Fülle gewonnen hätte, das konnte er nicht glauben. Was er zu Solothurn ahnte, das ward ihm zur unwandelbarern Überzeugung, als die Teilnahme am Schützenfeſt zu Chur nicht bloß inniger ward durchs ganze Schweizerland, als ſie je noch geweſen, ſondern auch in immer weitern Kreiſen ihre

Kraft äußerte, und Pfänder und Zeichen dieſer Teilnahme aus allen Weltgegenden herbeiſtrömten, ſo daß die Ehrengaben eine nie erlebte Höhe erreichten. Die volle Pracht des Baumes auf Erden zu ſchauen, iſt dem Greiſen freilich nicht vergönnt, und die volle Zukunft durchſchaut er nicht, über ihr ſteht ihm die Sonne der Ewigkeit noch nicht unumwölkt; aber er ahnet ſie, er ahnet ſie um ſo heller und klarer, je deutlicher des Schützenfeſtes, des Schützenbundes Bedeutung und Verbindung ſich ihm vor die Augen ſtellt. Daß dieſe Bedeutung und Verbindung zum allgemeinen Bewußtſein gebracht werde, ſchien ihm notwendig; denn von dieſem Bewußtſein hängt die Herrlichkeit des eidsgenöſſiſchen Baumes ab, wie er ſie ſah in ſeinem Geiſte.

Was er erkannte, was er im Geiſte ſah, das ſoll ausgeſprochen werden; aus ödem Träumen wächſt keine ſchweizeriſche Frucht; ſoll ausgeſprochen werden, ſonder Kümmern über das Deuteln der Menſchen; was aus einem Schweizerherzen kömmt, wird doch wohl noch zu Schützenherzen dringen ſonder Deuteln.

Der Schützenverein iſt entſtanden auf dem Boden des ſchweizeriſchen Gemütes,. welches nach der Einheit ſich ſehnet; das Schützenfeſt iſt ein Sinnbild nationaler Einheit nicht nur, ſondern auch der brüderlichen Gleichheit. Was es jedem Schützen insbeſondere, was es der Nation noch werden ſollte, damit immer reicher die Fülle ſeines Segens über unſerm Lande werde, dieſes trat auf folgende Weiſe vor die in des Feſtes Freudigkeit gebadeten Augen des Greiſen.

Darum, weſſen Augen kein ſolches Bad empfangen, wer die Dinge mit dürrem Verſtande zu werten und ihren Wert in Zahlen zu berechnen gewohnt iſt, der ſieht die Preiſe, rechnet die Koſten, bringt die verſäumte Zeit in Anſchlag, die

Unwahrſcheinlichkeit des Gewinnens, bringt auf dieſe Weiſe einen Nationalverluſt heraus und erſchrickt, wenn derſelbe von Feſt zu Feſt größer werden ſollte, wünſcht, hofft deshalb ein gleichſam Zurückwachſen des Feſtes in ſeine urſprünglichen Schranken.

Wie dieſe Augen das Ganze, ſo faſſen andre die einzelnen Teilnehmer ins Auge, eines jeden beſondere Verhältniſſe, erkennen ſolche, denen arbeiten notwendiger wäre als ſchießen, die ihren Kredit feſtigen ſollten zu Hauſe, ſtatt zu zielen nach ſo ſelten getroffenen Zwecken, ſtellen ſich ſo manchen geſtörten Hausfrieden vor, ſo manches weinende Weib, verwahrloſete Kinder, ein bitteres Darben daheim, während überflüſſigem Schwelgen der Väter am Feſte. Auch die, welche ſo ſehen und rechnen, werden einen verdammenden Schluß am Ende ihrer Rechnung finden.

Das, was dieſe ſehen, wollen wir nicht in Abrede ſtellen, gegen die Richtigkeit ihrer Rechnungen nicht Einſprache machen; aber wie es viele Seiten giebt im Menſchenleben, ſo giebt es auch verſchiedene Rechnungen, und wie in jedem Gemüte die Dinge einen andern Wert haben, ſo giebt es auch verſchiedene Schlüſſe in den Rechnungen.

Allerdings iſt auf Erden nichts rein; das Edelſte wird mit Schwäche gemiſcht, das Reinſte mit Sünde, das Höchſte mit dem Niedrigſten. Allerdings mag manches Weib weinen, wenn mit allem Gelde der Mann zum Feſte zieht, mit Schulden wiederkehrt; allerdings mögen Kinder weinend nach dem Vater fragen, wenn der Hunger ſie plagt und das Brot fehlt; allerdings mag des Hauſes Friede fliehen, wenn ohne Preis in ſtiller Bitterkeit der Vater wiederkehrt und in der Unzufriedenheit mit ſich ſelbſten mit niemand anderm zufrieden iſt, den Groll über ſich ſelbſt an andern ausläßt, zur Arbeit

den Mut nicht hat; allerdings mag eine tiefe Kluft die Herzen dauernd ſcheiden, wenn in Unzufriedenheit die Eheleute geſchieden ſind, der Mann einen beſſern Sinn heim bringt, das Weib denſelben nicht aufnimmt, ſo daß desſelben Groll, einem Pfeile gleich, in Gift getaucht, zurück in des Mannes Seele fährt. Allerdings mag eine ungeheure Summe aufgehen und was mit ihr hätte vollbracht werden können, wenn man ſie zuſammengethan, hätte etwas Großartiges zu leiſten vermocht, welches alle Menſchen mit den Augen ſehen, mit den Händen hätten faſſen können.

Das alles geben wir gerne zu. Möchten weinen mit dem armen, verlaſſenen Weibe, den hungernden armen Kindern, weinen um den geſtörten Frieden, welcher jedes Hauſes köſtlichſter Hausrat iſt; wir geben zu, daß dieſes des Feſtes düſtere Seite iſt, und daß des Geldes viel gebraucht wird, und daß das Geld heutzutage keiner Familienhaushaltung mangeln darf; aber daß das Geld alles wert, daß es das Höchſte ſei, das glauben wir nicht, da gehen unſere Rechnungen auseinander. Wir glauben namentlich, in unſerm Schweizerlande ſollte etwas teurer und werter ſein, als das Geld. Zudem iſt es nicht das Geld, womit wir unſere Freiheit wahren, den Himmel gewinnen, ſondern mit dem, was ich meine. Drum, wenn wir es mit unſrer ganzen Habe erkaufen könnten, ſo hätten wir einen guten Kauf gethan, und nicht nur zum Heile des Vaterlandes, ſondern auch Weib und Kindern zu Nutz und Frommen, zu Nutz und Frommen ihres Leibes und ihrer Seele; ſie würden nicht mehr weinen, weder aus leiblicher noch aus geiſtiger Not, welche vom ſchlechten Vater kömmt. Wo aber ſollte dieſes eine der Schweizer eher finden und heim kramen können, als im Ländchen da hinter den Bergen, wo das eine duftet und wohnet, als da, wo das

Land der Treue und des beſten Kramens iſt. Keinem Sohne eines andern Kantones ſteht der Bündner an Tapferkeit nach; von der Römer Zeiten weg bis zu den Franzoſenzeiten hatte er ſie im Krieg bewährt; er hat ſie aber auch im Frieden erprobt bis auf dieſen Tag. Wer ſtreitet wohl ſo tapfer mit dem Leben, als des rauhen Graubündens rauher Sohn? Er legt nicht die Hände in den Schoß und erwartet das Manna vom Himmel; er ſtreitet mit wilder Erde, wilden Waſſern, wilder Luft und gewinnt ihnen den ſpärlichen Unterhalt ab. Und wer ſeine Kraft an dieſer wilden Dreiheit erprobt hat, zieht in die weite Welt, ringt dort mit der menſchlichen Thorheit und gewinnt ihr ab mit unermüdlichem Fleiße des Geldes die Fülle. Aber er erringt es nicht um ſeinetwillen und verbraucht es nicht wieder in eigener Thorheit; es vergißt der Bündner ſeines Landes nimmer; er ringt und kämpft im Schweiße ſeines Angeſichtes jahrelang, um ſeines Landes willen, und was er erworben, bringt er heim ins nie vergeſſene Vaterland, der Biene gleich, die ihre ſüßen Schätze zurückträgt in den Korb, dem ſie entflogen iſt. Und wie mancher Sohn anderer Berge hat es in fremden Landen erfahren, daß der Bündner nicht bloß ſeine Berge kennt, ſondern daß ihm teuer ſind alle Schweizerberge, und deren Söhne, daß er die Treue des Schweizers am Schweizer kennt; denn wie mancher fand in der Not einen Bündner und ſeine Not hatte ein Ende!

Darum iſt das Feſt gerade am rechten Orte, von woher jeder heimkramen kann den rechten Schweizerſinn, in welchem unſere Einheit liegt und unſere Kraft, in welchem die Gewalt und die Majeſtät liegt, welche uns ſouverän gemacht hat und einzig uns ſouverän erhält. Man täuſche ſich aber nicht über unſern Sinn und meine, wir glauben, der Schweizer Kraft

ſei bloß eine blutige; Raum zur Tapferkeit gewähre nur das Schlachtfeld; ihre Treue erprobe ſich nur im Heldentode. Alles was auf Erden reift, muß gepflanzet ſein vorerſt und wachſen der Reife entgegen; vollendet, wie vom Himmel herab ſpringt nichts zu Tage: ſo entſtand im elterlichen Hauſe jegliche Bürgertugend, und wären die alten Schweizer nicht ſo treu im Vater- und Mutterhauſe geweſen, ſo groß in ihren blutigen Schlachten wären ſie nicht geworden.

Tell iſt der Vater der Schützen, Tells Söhne nennen ſie ſich, zum Vorbild nehmen ſie ihn. Darum Schützen, vergeſſet eines nicht: Tell hätte ſeinen Schuß, der als der erſte gilt, ſo lange geſchoſſen wird, nie gethan, wenn er nicht ein Tellenkind, einen Buben gehabt hätte, ſeiner würdig, der den Glauben zu ihm hatte, dem Glauben an Gott gleich, daß des Vaters Hand ſein Kind nimmer verletzen werde. Dieſer Glaube iſt größer noch als der Schuß, ehret höher Vater und Kind; aber im Winde kömmt dieſer Glaube nicht, gepflanzet muß er ſein und gepflegt, je einen Tag um den andern vom erſten Bewußtſein des Kindes an.

Du Schütze! haſt du keinen muntern Buben daheim, einen kühnen und trotzigen, einen lieben und treuen? Haſt du ſo einen, was meinſt du, hat er Glauben an dich, kannſt du ihn auch ſtellen, wohin du willſt, wie Tell ſeinen Buben ſtellte, und ſtünde er dir, wie Tells Bube ſtand, ſonder Wanken und Zagen, weil er den Glauben an dich hat, daß du ihm kein Weh anthun werdeſt! Ohne dieſen Glauben des Kindes wird kein Vater ein Tell. Was meinſt du, hat dein Bube dieſen Glauben? Hat er ihn, ſo freue dich, Vater. Er ſei dir das ſchönſte Zeugnis, daß du ein biederer, ehrenfeſter Vater biſt; denn ſolcher Glaube kömmt eben nicht im Winde, er iſt nur eine Frucht der Vatertreue. Weißt du aber, daß dein Bube

einen ſolchen Glauben nicht hat, ſo weine, du biſt ein armer Vater! Forſche nach in deinem Leben, was das Vertrauen dir geraubet, des Vaters ſchönſte Zierde — du wirſt es finden: es iſt die mangelnde Treue. Krame nun den Vorſatz heim, ein treuer Vater zu werden, der das Vertrauen ſeiner Kinder feſſelt. Vermag einer als Vater das Vertrauen ſeiner Kinder nicht zu gewinnen, wie will er es denn fordern dürfen als eidgenöſſiſcher Mann?

Schütze! es iſt doch ſchön, einen Buben zu haben, welchen der Vater ſtellen kann, wohin er will, unter den eigenen Schuß oder unter fremden Schuß, und wie ihn der Vater heißt, geht der Bube froh und keck zum Leben, zum Tode, weil ſein Herz es weiß, daß der Vater das Rechte will, gehe es zum Leben, gehe es zum Tode. Was meinſt du, Schütze, wär's nicht ſchön, ſolche Buben daheim zu haben? Darum bringe heim als Feſtgeſchenk und Preis die altſchweizeriſche Vatertreue, werde ſolcher Buben wert, ſie werden dann auch deiner wert.

Stauffacher, den Ehrenfeſten und Milden, der nicht an eigener Not litt, aber ſchwer an der des Landes, den kennt ihr alle. Er zagte vor gewaltſamer Abwehr der Not, er kannte des Verſuches Ausgang nicht, und ein ſolcher bringt gar oft engere Bande und größeres Verderben ins Land und Haus, über Weib und Kind. Wer verſcheuchte ſein Zagen, hieß ihn Gleichgeſinnte ſuchen, wollte mit eigener Hand den Brand werfen ins eigene Haus, aber nicht mehr dulden die bisher erduldete Ungebühr? — Es war Stauffachers edles Weib, welches nicht nur mit dem Mann teilte den Sinn für das Vaterland, ſondern ihn kräftigte zur Hingebung, ſein Weh zu einem Entſchluſſe reifte, ihn ausſandte, die That zu beginnen. Wäre ſie nicht in der Treue und Biederkeit des Mannes ein

glückliches Weib gewesen, sie hätte dieses nicht gethan, sie hätte nicht an die Not des Vaterlandes gedacht, sondern nur an die eigene, sie hätte statt Mut Thränen gehabt, hätte nur Groll gehabt gegen den Mann und darum keinen Sinn für das Vaterland. Nur des biedern Schweizermannes Weib ist eine biedere Schweizerin; nur wo der Mann des Weibes Herz gesund erhält, hat dasselbe für etwas mehr Platz als seinen eigenen Jammer, hat Platz für die Freude, daß der Mann ein Schweizer sei, und sieht mit Freuden ihn ziehen zu den schweizerischen Tagen, sei es zu freudigem Spiele, sei es zum blutigen Schlagen.

Nur wo in einem Hause eine solche schweizerische Mutter waltet, da ist ein echt schweizerisches Ehrenhaus; Schweizerblut strömt durch die Adern der Kinder; der Kinder freudiger Sinn wächst zu frohem Mute auf, erstickt nicht im Grame der Mutter; der Mutter ähnlich werden die Töchter, schweizerische Ehrenmänner die Söhne.

Schütze! hast du ein solches Weib daheim? Hast du es durch Treue dir so gezogen, gestärket zu solchem Sinne, durch deine Ehrenfestigkeit: dann, Schütze, freue dich, dein Haus ist in guter Hand, steht auf festem Grunde — in deiner Brust ist der Mut nicht bloß ein flüchtiger Schein, er ist eine stätige Flamme, die hier und zu Hause in gleicher Fülle brennt, die im Frieden nicht erlöscht, im Kriege zum verzehrenden Feuer wird.

Freudig bist du zum Feste gezogen, wirst freudig heimkehren; freudig harret deiner dein Weib, freudig empfängt es dich, denn es ehrt und kennt die Habe auch, die du heim bringst; trägt es sie ja auch in treuer Brust, deinen neu gestärkten Schweizersinn, den frisch entbrannten Mut zu allem schönen und guten.

Haſt du aber kein ſolches Weib daheim, keines das deine Freuden teilt, dich mit Freuden ziehen ließ; hinterließeſt du Groll und Thränen, weißt du, daß ſolche dir noch warten, wenn du heimkehrſt, miſcht dir dieſes Bewußtſein bittere Tropfen in den Becher der Freude, trübt dir ſelbſt den Blick, wenn du den Zweck faſſen willſt, macht unſicher deine Hand: ſo frage dich ſelbſt: verdienſt du es beſſer? Biſt du ein Stauffacher, daß an deiner Seite eine Stauffacherin gedeihen konnte? Biſt du der Treue und Ehrenwerte, der Biedere und Fromme, der das Vertrauen ſeines Weibes feſſelt, ſeine Seele erhebt, dem Haushalte Vorſorge thut, den Kindern voranleuchtet in jeder guten Sitte?

Weinen und darben ſie um deinetwillen — warum kömmſt du aufs Feſt? Das hätte kein rechter Schweizer gethan; du biſt ein ungetreuer Mann, und wer im kleinen nicht getreu iſt, wie ſollte der getreu im großen ſein; und wer es mit dem eigenen Hauſe nicht gut meint, wie ſollte der es gut meinen mit dem Vaterlande; und wer Weib und Kindern keine Freude opfern kann, wird der wohl Leib und Leben opfern dem Vaterlande?

Man laſſe ſich nicht verleiten durch ödes irres Geſchwätz: Im Hauſe muß beginnen, was leuchten ſoll im Vaterlande; aus dem Hauſe ſtammt die öffentliche Tugend, und wer kein treuer Hausvater iſt, dem fehlet des alten Schweizers Art und Weiſe, dem fehlet der Heldenmut, der aus der Seele ſtammt, und was nützet in den Tagen der Gefahr der, welcher nur im Munde liegt? Darum, Schütze, wenn der Wein im Becher bitter iſt, von der Heimkehr dein Auge ſich wendet, kein ſchweizeriſches Weib freudig deiner wartet, ſo greife in deine Bruſt, ſuche deine Schuld; du wirſt ſie finden; tilge ſie, ſonſt wird in den Tagen der Freude dir immer bitter der

Wein ſein und die rechte Freudigkeit haſt du auch nicht in den Tagen der Not. Hier am Feſte gehe der Sinn dir auf für die eigentliche Manneswürde und den Willen trage heim, zu verſöhnen die Vergangenheit durch Treue, ein rechter Mann zu werden. Am Feſte ward jeder als Mann geehrt; es flog manchen Schützen das Gefühl einer Würde an, das er nie empfunden, und dieſem Gefühl entſtammte die Würde, und Mäßigung am Feſte weiht dasſelbe durch wunderbare Männerwürde. Dieſes Gefühl nimm heim, Schütze, als die höchſte Ehrengabe, und bleibe daheim ein Mann.

Mann ſein heißt aber nicht Tyrann ſein, nicht leben von des andern Schweiß, ſondern heißt der Stamm ſein, an welchem das Weib ſich aufrecht erhält, die Kinder ſich aufranken, bis ſie eigenen Halt erlangen, der Stamm ſein, der des ganzen Hauſes Bau in Ehren trägt, demſelben einen guten Klang gewinnt im Lande, der Kinder reichſtes Erbe.

So gekräftigt und erhoben, ſollſt du heimkehren, Schütze, ſollſt alſo bleiben; dann iſt das Feſt zum häuslichen Segen geworden.

Kommt dann wieder ein ſolches Feſt, ſo wird diesmal Freude dein Weib ergreifen; es wird dich gehen heißen, wie die Stauffacherin ihren Mann nach Freunden ſandte, wird freudig deiner Heimkehr harren, die Freude dir gönnen aus Herzens Grund, weiß ſie doch, du bringſt die rechte Weiſe des Hausvaters wieder mit, die in erhöhter Lebensfreudigkeit über alle Glieder des Hauſes ſtrömt.

Und wenn ſtatt den Tagen der Freude blutige Tage kommen ſollten, wenn auf den Bergen Flammenzeichen den Feind verkünden, wenn Tod und Brand ins Land dringen, dann iſt es dieſes Weib, welches nicht vergeht in Jammer, den Stutzer von der Wand dir reicht, dich gehen heißt zum

Schutze des Vaterlandes, einen Kuß dir giebt auf Leben und Sterben, den Buben dir nachſchickt, dein treuer Tellbube zu ſein, im Streite dir zu helfen, im Tode bei dir zu ſein, das ſtark, mutig und Gott ergeben Haus und Kinder hütet, aber den Brand werfen würde mit eigener Hand ins eigene Haus, wenn es dem Vaterlande frommen, dem Feinde ſchaden würde. Schütze! was meinſt du, ein ſolches Weib, eine ſolche Schweizermutter, wäre ſie etwas wert? Nur ein Land, welches ſolche Mütter heget, nur ein Haus, in welchem eine ſolche Mutter waltet, ſtehen feſt in des Lebens Brandung; der Friede verzehrt ſie nicht, der Krieg zerſtört ſie nicht. Darum, Schütze, haſt du eine ſolche, ſo freue dich und danke Gott; haſt du ſie nicht, ſo ſchaffe ſie dir. Es iſt der Mann, aus dem das Weib gebildet wurde und noch wird. Bringe den echten Schweizerſinn heim, werde ein echter Hausvater, ſo wird dir eine echte Hausmutter werden; kannſt dein Haus umſchaffen zu einem echt ſchweizeriſchen Ehrenhaus, auch wenn es nur eine kleine Hütte iſt, die Thüre niedrig, die Scheibe blind.

Schütze! meine nicht, das ſolle eine Kapuzinerpredigt ſein, wie man heutzutage Jeſuitenpredigten macht, es ſeien die Worte eines Halbnarren, da auch Worte eines ganz Tollen an dich gerichtet wurden; ein echter Schütze kümmere ſich nicht um ſolches Zeug, er lache darüber. Schütze, meine dieſes nicht. Der, welcher dieſes geſchrieben, iſt weder ein Kapuziner, noch ein Jeſuit, auch toll iſt er nicht, weder ganz noch halb; er iſt ein ſo echter Schweizermann, als du einer biſt, hat den Stutzer auch zur Hand gehabt, freilich kaum ſo gut als du geſchoſſen; aber es iſt ſein heiliger Ernſt. Ohne häusliches Glück kein ſchweizeriſches Glück, ohne häusliche Tugend keine Schweizertugend. Es iſt ja *eine* Quelle, aus welcher beide ſprudeln, es iſt *ein* Himmel, welchen beide ſuchen.

Nicht landloſes Geſindel war es, welches die Männer auf Grütlis dunkle Matte rief; es war Walther Fürſt, der um ſeine Enkel bebte; es war Stauffacher, der um ſeines treuen Weibes willen kam; es war Melchthal, dem des Vaters verlornes Augenlicht zum Brand im Herzen ward, ihn ſpornte zu kühner Wagethat. Es war nicht landloſes Geſindel, welches ihrem Rufe folgte; es waren ehrenfeſte Männer mit treuem Sinn, welche Väter, Enkel und Weiber liebten, und darum das Kühnſte wagten.

Als Winkelried auf Sempachs heißem Felde den Tod wählte zur Rettung der bedrängten Brüder, war es etwa deswegen, weil ſein Daſein ein verlornes war, weil er nichts zu verlieren hatte, niemand an ihm verlor? Wer kennt nicht ſeine großen Worte, mit welchen er aus dem Leben ſchied, Worte, die ſo groß als ſein Tod ſind, welche Zeugnis reden, daß er aus des Hauſes ſtillem Frieden die rechte Schlachtenfreudigkeit brachte ins blutige Feld, daß er erſt ein getreuer Vater war, ehe er ſeine Treue bewährte am Vaterlande Weib und Kinder vergeßt mir nicht! rief er, als er ſeine Bruſt in die Speerwand warf. Darum glänzt ſein Name ſo helle im ſchweizeriſchen Heldengeſtirn, darum aber auch ſoll ſein Zeugnis glänzen über die Enkel hin: daß der rechte Held aus dem rechten Vater wächſt.

Ja, es iſt des Verfaſſers heiligſter Ernſt, wenn er ſagt: daß vom Hauſe aus die Wiedergeburt der Schweiz gehen müſſe, daß wiederkehren müſſen ins Haus die alte Tugend und die alte Frömmigkeit, wenn in Rat und Feld der alte Schweizerſinn wieder glänzen ſoll.

Ein neu Geſchrei ging durch die Welt und Winde wehten es auch zu uns her, von einer Freiheit, welche die Freiheit des wilden Tieres iſt, das Heiligtum des Hauſes

durchaus zerstört: das Geschrei von einer Freiheit, welche die des Sklaven ist, wenn er seine Kette bricht, in Blut und Graus und jegliche Lust sich stürzt, und nicht die des freien Mannes, welcher seiner Würde sich bewußt, seine Freiheit nicht darin sucht, daß er sich von allen Gesetzen los macht, sondern daß er sich frei macht von jeglicher Leidenschaft, und mit freiem Willen also waltet, wie es der Ehre seines Hauses wohl ansteht, wie er möchte, daß jedes seiner Kinder wandeln würde, wie es Leib und Seele glücklich macht.

Es wehten die Winde nicht nur diese unglückliche Lehre zu uns herüber, sondern auch Vorbilder in derselben. Aber, Schweizer, schaut auf die alten Ahnenbilder, nicht auf die neuen Gaukelbilder. Nicht aus Kneipen und Kaffeehäusern holten ihre Weisen und Helden die Alten, sie holten sie aus ihren Häusern oder vom Pfluge her, nicht die Schweizer allein, sondern auch die Römer. Am Pfluge fanden diese ihren Cincinnatus, am väterlichen Herde die Berner ihren Bubenberg; fanden in beiden das treue Herz, das Unbill nicht rächt am Vaterlande, seinen eigenen Sinn dem Gesamtwillen unterwirft, und mit des Landes Rettung erlittenes Unrecht vergilt. Das ist ein ganz anderer Sinn als der, der wegen abgeschlagenen oder vereitelten Gelüsten Zetermordio schreit in allen Blättern, Schmach und Schande häuft übers ganze Land.

Des Herrn Feste sei die Schweiz, haben wir gesagt, mit Bergen habe seine Hand sie gegürtet, aber nicht bloß deswegen gürtete er sie zu seinem Lande, daß sie frei bleibe von königlichen Ketten, von nachbarlicher Übermacht, daß sie bleibe ein Sitz bürgerlicher Freiheit, sondern daß sie sich auch frei bewahre vor den Lastern der Zeit und ihrer schauerlichen Verschrobenheit, daß sie bewahre reinen Sinn und reine Sitten, daß sie bleibe ein Sitz einfacher froher Häuslichkeit. Draußen

in der Welt verliert der Reichtum seinen Boden, die Armut das Brot, die Bedürfnisse des Reichen wachsen über seinen Reichtum, die Gelüste der Armen über alle Schranken; wie die Schlange mit dem Löwen ringt, mit dem Reichtum die Armut; Laster und Leidenschaften kochen immer wilder, spritzen bereits hoch auf in Blut und Graus; eine Höllenquelle scheint aufgebrochen, zerstörende Ströme wallen empor. Aber über unsere Berge sollen sie nicht schlagen, auch gegen diesen Feind hat der Herr sie gegürtet; hier soll bleiben der Sitz des Genügens, welches übrig haben und Mangel leiden kann, und beides unbeschwert; es soll der Vater Meister bleiben über die Bedürfnisse des Hauses, wie über die Triebe des Herzens, soll nicht die Bedürfnisse Meister werden lassen über Haupt und Glieder; es soll bewahrt werden neben edler Einfachheit christliche Brüderlichkeit im Geben wie im Nehmen; der Reiche soll nicht zu hoch sein, damit er dem Armen ein Vorbild sei in jeglicher Tugend, während er anderwärts nur zum Verführer in jeglichem Laster sich verdüstert; der Arme soll nicht so tief sein, daß er nicht dem Vorbilde nachzustreben, tapfer mit dem Leben zu ringen vermöge, während er anderwärts, einem Ertrinkenden gleich, jedem Retter an die Beine sich hängt, um in den gleichen Tod ihn zu ziehen.

Das Schweizervolk soll ein lebendiger Spiegel sein, in welchem die Völker der Erde schauen können die Wirkungen von Biedersinn und Frömmigkeit, den Abstand zwischen alten Sitten und neuen Lastern, die Möglichkeit, wie Arme und Reiche, Vornehme und Niedere eines Sinnes sein, brüderlich leben können, trotz Klüften und Gründen, trotz Hörnern und Zacken, und wie dieser Sinn ein Volk auf freie Höhe zu heben vermöge, wo jegliche Kluft schwindet, die Liebe alle Glieder bindet, einem Manne gleich die Nation nach einem

Ziele ringt. Klar und weithin soll es gesehen werden können, daß Zwist und Zank nicht kommen von den verschiedenen Färbungen und Ansichten, daß diese nichts sind als Nebel, die aufsteigen aus tieferem Grunde, daß Zwist und Zank steigen aus verdorbenem Herzen herauf, als Leidenschaften brechen in die Welt hinaus, eine die andere hassend und ihre Vernichtung suchend, wie es Sitte ist unter den Höllenkindern; daß Eintracht und Friede nicht kommen, auch wenn man jegliche Färbung tilgen, über einen Leisten alle Meinungen schlagen könnte, wie es vielleicht Franzosenmeinung sein mag, sondern wenn wiederkehrt der alte, biedere Sinn, die Ehrenfestigkeit, jeder ein treuer Mann wieder wird, dem Pflicht das Thun regelt, nicht Träume und Grillen, der den Glauben zum Bruder wieder hat, daß er ihm die Führung seines Streites überläßt, welchen er mit ihm vor dem Richter führt, daß in der Heilung des Einzelnen, die Einheit des Ganzen liege, so wie in der sittlichen und religiösen Nichtmündigkeit des Einzelnen die feindselige Zerfallenheit des Ganzen.

Darum hat der Herr seine Feste so hoch gestellet, daß sie so weithin gesehen wird, aber nicht nur, daß ihre gewaltigen Berge in die Augen der Völker fallen, sondern daß auch des Volkes Bild erhebend leuchte in alle Gemüter. Darum tränket er die Kinder seiner Feste so rein und kräftig mit seiner Berge Luft. Darum läßt er ihnen sprudeln so rein und kräftig der Berge Quell, damit von Kindesbeinen an der Sinn in ihnen erwache für Reinheit des Leibes und der Seele, damit in kräftigem Körper die reine Seele ein mutig Werkzeug finde zu ihres reinen Willens Vollbringung, so daß, wenn ein siecher Leib den Fremdling treibt, Stärkung zu suchen in der Luft der Berge am reinen Bergquell, er auch seine siechе Seele stärken könne an der Sitten Lauterkeit, an des Volkes Männlichkeit.

Wie der Herr die Ströme unſerer Berge ſendet nach Süd und Nord, nach Weſt und Oſt, die Völker zu verbinden und zu tränken, Leben zu bringen in ihre Länder, ſo ſoll ſtrömen aus dem Volke, aus nie verſiegendem Urquell, ein reiner, freier, ſtarker Sinn, der die Welt überwältigt und nicht von ihr überwältigt wird, der einem reinen Bergſtrom gleich die faulen Dünſte in den Niederungen vertreibt, zu einem geſunden Leben die Völker tränket. Aber die Quelle, wie mächtig auch die Waſſer ſtrömen durch die Länder, die Quelle, die bleibt im Lande, weiter ſtrebt ſie nicht, eine Quelle läßt ſich nicht verſetzen von einem Lande ins andere Land.

Dieſes iſt die Beſtimmung der Schweiz, dieſes die Waffe zum Siege, welche neu der Herr in des Schweizers Hand gelegt; zu derſelbigen führen durch Erweckung und Läuterung eines beſſern Sinnes Schützenbund und Schützenfeſt.

Wer kennt nicht die ſchönen klaren Seen, die Schweſtern der Berge, die holden Augen unſeres Landes; ſie ſind es, welche die wilden Söhne des Gebirges, die dunkeln Kinder des Waldes, die Bergſtröme und Waldbäche, läutern, zähmen; was ſie den Strömen und Bächen ſind, das ſollen die Schützenfeſte ſein dem wilden Sohne des Gebirges, dem trotzigen Thalbewohner.

Der wilde Waldbach läßt im See ſein zerſtörend Weſen, ſein verderbliches Geſchiebe, klärt ſich ab, fließt weiter in beſonnener Kraft, wird ein Segen des Landes: ſo ſoll der wilde Schweizerſohn, dem die alte Kraft in den Adern ſtrudelt, die neue Zeit ihr aber nicht das rechte Bewußtſein giebt, der den Drang zu mächtigen Thaten in ſich fühlt, daher ſo leicht zu thorrechtem Thun ſich hetzen läßt, ans Schützenfeſt, in des Feſtes Freude ſich läutern und ſänftigen. Hier gehen ihm die Augen auf, er ſieht eine neue Welt, hier keimt ihm die Demut

auf; unter den Tauſenden iſt er nur einer und vielleicht ruht nicht einmal ein einziges Auge auf ihm; wie laut er daheim auch redet, hier lernt er verſtummen vor andern Majeſtäten, hier muß er ſich zuſammenfaſſen in die Schranken, in denen alle andern gehen; hier muß er dahinten laſſen, womit er ſonſt groß gethan, was ihm hier aber Schande brächte, und dazu ſchlägt der Funke, der in jedem Schweizerherzen ſchlummert, feſter und leiſer, in Flammen auf; er fühlt, daß er ein Schweizer iſt, und ſtolz hebt ſich ſeine Bruſt; es iſt aber nicht der Eigenſtolz, der ſie hebt; es iſt der Nationalſtolz; es iſt das Gefühl, daß er das Glied eines Ganzen geworden, daß die Ehre des Ganzen die ſeine iſt, ſo wie ſein Betragen das Ganze ehrt oder ſchändet. Er fühlt, etwas Großes hat er gefunden, Wächter eines teuren Schatzes iſt er geworden, darum faßt er ſich zuſammen, darüber zu wachen mit offenem Auge, beſonnenem Sinn. Er reifet in wenig Tagen, wie daheim in Jahren nicht, vielleicht ſein Lebtag nicht; als ein anderer kehrt er heim, bringt neuen Mut ins Haus, friſche Kraft in alle Verhältniſſe, Ehrenfeſtigkeit in jedes Beginnen; der Waldbach hat im See ſich abgeklärt.

Darum können um das Feſt keine Schranken gezogen werden; frei einem jeden muß die Teilnahme bleiben; eine Beſchränkung läge ohnehin nicht im Kreiſe der Möglichkeit; ein Verſuch dazu, würde ins Gebiet gehäſſiger Willkür führen.

Wohl wirft der Gedanke, daß mancher daheim ſein ſollte, daß Trauer in manchem Hauſe iſt, während auf dem Feſte ſo große Freude, einen trüben Schein in des Feſtes Glanz hinein; aber wen ſein Gewiſſen nicht abhält, den halte keine andere Macht ab; denn wer weiß, ob da nicht ein Strahl hineinſchlägt in ſeine Finſternis, den Funken eines beſſeren Lebens zur hellen Flamme wecket! Gott faßt auf gar verſchie-

dene Arten den Menſchen, führt ihn auf gar verſchiedenen Wegen zur Einſicht ſeiner Schuld; ſollte er den Schützen nicht auch faſſen können am Schützenfeſte?

Wenn ein Elender, deſſen Weib darbet, deſſen Name Brandzeichen trägt, auch auf dem Geſichte des Unbekannten ſo leicht bemerkbar, das frohe Weſen, die Ehrenhaftigkeit, die Ehren, die den Ehrenhaften werden, ſieht, wenn wie Pfeile Worte aus treuer Schweizerbruſt fliegen in ſeine Bruſt, wenn er hört, was ein Schweizer ſoll, wer ein wackerer Schweizer iſt: kann da nicht ſonder Zaudern und Säumnis hervorbrechen das Bewußtſein ſeiner Verſunkenheit? Vor den Augen ſtehen ihm Weib und Kinder, heben die Finger ihm auf, ſchreckliche Zeiger, welche Stunde warte dem ungetreuen Vaterherzen. Da wird es ihm übel, es ſchwingt der Geiſt, der den Kain gejagt, ſeine Geißel; es brennen ihn die Kinderaugen im Herzen, wie ein anderer Blick den Petrus brannte; es duldet ihn nicht mehr, es jagt ihn aus frohen Kreiſen; er ſetzt ſich hinter eine Hecke; er lehnt ſich an einen Baum, es quillt ihm heiß herauf, wie manchem der Blutſtrom quillt aus zerſprengten Gefäßen. Aber es iſt nicht Blut; es iſt die Reue, es iſt die Scham, es iſt das Leid, es iſt die Furcht; die alle drängen ſich herauf, einer ſchwarzen Wolke gleich, über ſeine Seele. Wohl ihm, wenn die Wolke in Thränen ſich entladet, und aus den Thränen hervor, wie nach dem Gewitter das Gnadenzeichen die Wolken rötet, der Entſchluß über ſeine Seele ſich wölbet, ein treuer Vater, ein Ehrenmann zu ſein von jetzt an bis ins Grab! Dann hat ihn ja Gott gefunden. So hat er aber ſchon manchen gefunden, und wem es in Chur ſo ginge, der wäre nicht der Erſte; ja ſchon mancher Schütze hat ein anderes Herz vom Feſte heimgetragen, als er an das Feſt gebracht. Damit wollen wir

nicht ſagen, daß nicht auch andere heimgehen mit dem gleichen verhärteten Herzen, das ſie hingebracht. Doch eins konnten ſie nicht von ſich abwehren, es iſt das Gefühl der Scham. Es war ihnen immer, als gehörten ſie nicht hieher. Und wenn ſie ſchon zum Schießſtande gingen, ſo duldete es ſie doch nicht lange in der Feſthütte; ſie verkrochen ſich bald, wie der Uhu ſich verkriecht in des Waldes Dunkel, wie die Schlange ſich birget ins mooſigte Geſtein. Manche beſuchten einmal dieſes Feſt und nicht wieder; ſie hatten gefunden, was ſie nicht begehrten, und was ſie ſuchten, war nicht da.

Dagegen iſt ſo mancher nie an dem Schützenfeſte geweſen, welcher deſſen würdiger Teilnehmer geweſen wäre, dem es ſo wohl gethan hätte, die Bruſt ſich zu füllen mit des Feſtes Geiſt, den ein heißes Sehnen zu dem Feſte trieb, aber zu eng waren die Schranken ihm gezogen, zu ernſte Pflichten ſchoben den Riegel ihm vor die Freude.

Es geſchieht oft im Leben, daß Gott einem das Liebſte verſagt; daß Verhältniſſe die ſchönſten Kräfte zu binden ſcheinen; aber der Herr will es ſo, und ſeine Ratſchläge ſind unerforſchlich, und wenn der Herr Kräfte zu binden ſcheint, ſo iſt es nur, damit andere und bedeutſamere ſich entfalten. Es liegt daher auch hier nicht im Reiche der Möglichkeiten, durch Geſetze und Einrichtungen dieſe Verhältniſſe zu löſen, die Teilnahme am Feſte jedem möglich zu machen. Aber wo ein Schweizer einem andern Schweizer die Mitfeier möglich machen kann, ohne daß der eine oder der andere eine Pflicht verletzt; wo einer die Fülle hat, während der andere nichts hat, da führe er den Bruder an die Quelle, wo heiß und hoch Schweizerſinn ſprudelt, daß deſſen Seele ſich ſtärke an den heilſamen Fluten, ſein Weſen ſich läutere in des Feſtes Wehen; er ſei der mitleidige Bruder, der den dürſtenden

Wanderer in der Wüſte führet an die Quelle der Labung. Wer weiß, ob der, welchen du erquickt haſt, nicht hundertfältig dir vergilt, was du an ihm gethan in deiner Fülle? Wenn rings um dein Haus Flammen wirbeln und im Hauſe ſchläft dein Bube, dein Tellenkind, und er holt es dir, er bringt es dir — hat er dich bezahlt?

Wenn ihr neben einander ſteht im Blitzen der Schwerter, im Regen der Kugeln, du fällſt getroffen, es ſtrömt dein Blut, es ſchwinden deine Kräfte, der Roſſe Huf ſchwebet über dir, er aber hält aus bei dir, hebt dich auf, ſchlägt ſich aus dem Gedränge, erquickt dich, ſtillt dein Blut, rettet dich — hat er dich bezahlt? — Darum ſei am Feſte die Gleichheit beibehalten; es ſtehe offen dem Armen, wie dem Reichen; es werde nicht gefraget, wer es vermöge, wer es nicht vermöge; aber wo einer es nicht vermag, und das Feſt wäre ihm von hoher Bedeutung, da ebne die freie Bruderliebe die Kluft, breche die Schranken, ſorge dafür, daß der Schützenbund ſich mehr oder weniger verbreite über das Volk, damit abgeklärt, geläutert werde jedes Glied des Volkes.

Dieſes ſoll des Schützenbundes Heil, die Wirkung des Feſtes ſein auf jeden Einzelnen. Senken ſoll ſich ein neuer Geiſt in die Herzen, und jeder ſoll ihn tragen heim in ſein Haus und hier ſoll er Wurzeln ſchlagen und aus den Wurzeln heraus ſoll des Hauſes Friede wachſen und des Hauſes Segen, und vom Hauſe weg ſoll Friede wachſen und Segen über das ganze Land, Rat und Mut im Kriege, in jeglicher Not.

So ſollen die Wurzeln des Feſtes ſich ſenken in jedes Herz, ſolche Frucht ſollen ſie jedem Einzelnen bringen. Denn nimmer und nimmer dürfen wir es vergeſſen, und das iſt ein Unterſchied, der ſein ſoll zwiſchen uns und andern Völkern,

ſo lange wir Schweizer ſein wollen, zwiſchen der Weisheit unſerer Väter und der Lehre, welche in der Welt gilt: daß die Kraft bei uns im Einzelnen liegt und jedes Einzelnen Wiege das Haus iſt, während andere Völker die Kraft in der Maſſe ſuchen und der Maſſe Kraft in ihrer Größe und ihrer Verkittung. Um den Einzelnen kümmert ſich keiner und von keinem wird ein Heil erwartet. Die Folgen dieſes Übelſtands, welcher im weiteſten Sinne auch perſönliche Freiheit heißen ſoll, werden einſt blutig leuchten über Europa und über Amerika vornehmlich; denn er iſt ein unchriſtlicher und iſt geradezu aller brüderlichen Liebe, allem ſittlichen Ernſte feindſelig. Wir Schweizer verwerfen noch ſolche Lehre trotz mancherlei thorrechtem Geſchrei aus zwei entgegengeſetzten Enden, wo aus dunkeln Höhlen die Thorheit predigt; uns iſt der Einzelne Augenmerk und Hauptſache; jeder für ſich ſoll der rechte ſein, dann wird auch das Volk in Maſſe als das rechte ſich darſtellen.

Dieſer Grundſatz iſt mehr oder weniger feſtgehalten in unſerer Erziehung und in unſerer Geſetzgebung, ſoweit letztere nicht tollen neumodiſchen Theoricen hat weichen müſſen; dieſe Lehre iſt bildlich dargeſtellt gerade in dieſem Feſte. Der Stutzer iſt die Waffe des Einzelnen, ſeine Wirkung hängt ab von des Einzelnen Geſchick und Tüchtigkeit. Was nützt es, wenn Tauſende um ihn ſtehen, und keiner hat ein geſundes Auge, keiner einen guten Arm, ein gefaßtes Herz, in allen iſt der Mut verwelket, des Auges Kraft vergeudet; der Stutzer mit ſeiner Laſt hemmt nur die Flucht, überliefert ſeinen Träger dem Tode.

Der Stutzer will einen Mann, Männer bedarf die Schweiz; darum iſt das Feſt ein nationales und ſchlägt doch ſeine Wurzeln bis ins Haus hinab, ins Herz hinein, in jede Hütte,

ja in die Wiege des Säuglings, der zum Tellenbuben erwachsen soll.

Das Fest hat aber noch seine zweite Bedeutung, und wie die erste tief hinunterreicht, ja bis in des Säuglings Wiege hinab, so treibt die zweite des Festes Krone übers ganze Land und ihre Spitzen weit über menschlichen Gesichtskreis hinaus, tief in der Zukunft dunkeln Grund.

Dieses Fest zieht die Augen der Masse an, ja zieht die Augen der Landessöhne übers weite Meer herüber und ihre Seelen weilen bei dem Feste; an allen Bergen hallt der Stutzer wieder; zum eigentümlichen Volksfeste, zum eigentlichen Nationalfeste ist es geworden, denn es zieht nicht nur Schützen an, sondern das ganze Volk; ja selbst die, welche sonst vom Volke sich nicht berühren ließen, zu ihm sich nicht zählten, fühlen durch dasselbe sich bewegt; es ziehet Gaben an weit her aus Schützenhänden, aber auch aus solchen Händen, die nie einen Schuß geschossen.

Darum auch darf seine höhere Bedeutung, welche es ganz besonders durch seine innere Verwandtschaft mit den andern schweizerischen Vereinen hat, nicht länger vergessen scheinen, sie muß wenigstens ausgesprochen werden; ihre Anerkennung kann die edelste Frucht des diesjährigen Festes werden.

Der Schweizerische Schützenverein ist nicht der einzige Verein unseres Landes; aus dem gleichen Geiste, der ihn erzeuget hat, sind ältere und jüngere Brüder erzeuget worden, und unter Weh und Angst geboren die ersten, alle zu des Landes Heil und Ehre.

Wie scheinbar verschiedene Richtungen sie auch haben, wie verschieden die Gegenstände sind, mit welchen sie sich beschäftigen, eins haben alle gemein, etwas Wunderbares, Ge-

heimnisvolles. Wer sie besucht, dem wird es, als liege er an der Mutter Brust, als werde er mit süßer Labung genährt und gekräftigt zu einem andern und bessern Wesen. Ja wem ist nicht oft gewesen in eines solchen Vereines Mitte, wenn die Wellen des Festgeistes über ihm zusammenschlugen, als müßte er seine Brust lüften in kühnem Heldenkampfe, als möchte er den Teufel schlagen mit des Wortes glühender Geißel bis in der Hölle hinterste Ecke, als möchte er weinen und lieben einem Kinde gleich!

Es ist ein Grundgefühl, welches durch alle diese Vereine strömt, wie aus einem Stamme der gleiche Saft in alle Äste. Aber diese Kinder einer Mutter, diese Zweige eines Baumes, diese Zeugen eines Geistes — stehen vereinzelt da, kennen einander nicht einmal dem Namen nach, stehen vereinzelter da als die Kantone selbst; denn diese haben doch noch eine Bundesverfassung und eine Tagsatzung und gegenseitige gesetzliche Besuche und vorgeschriebene Komplimente.

Unter diesen Vereinen aber ist unstreitig der größte und stärkste der Schützenverein; wie Hektor unter seinen Brüdern ragt er hervor. Er gehört seiner Natur nach dem Volke an, daher ist er der Verein des Volkes im allgemeinen, er gehört aber insbesondere allen Schweizern an: die einen führen den Stutzer, die andern erwarten Schutz und Schirm von dem Stutzer. Der Scharfschützenverein ist unbestritten der bedeutsamste unter allen andern, denn so wie die Freiheit des Schweizers höchstes irdisches Gut ist, so ist der Stutzer das Sinnbild des Entschlusses, die Freiheit zu wahren Mann für Mann bis in den Tod. Er ist es, welcher seine Anziehungskraft ausströmt, so weit Schweizerherzen schlagen; er ist den Schweizern, was in gewisser Beziehung der Tempel auf Moria den Juden war, derselbe, welcher ihnen das Nationalgefühl

erhielt; es war der nationale Mittelpunkt, welcher das zerſtreute Volk zuſammenhielt, um welchen es ſich immer wieder ſammelte. So iſt es das Schützenfeſt, auf deſſen Altar des Landes zerſtreute Söhne die Zeichen und Pfänder niederlegen, daß ſie die gemeinſame Mutter nicht vergeſſen.

Wie ſchriftliche Kapitulationen, von denen man aber nicht weiß, ob ſie werden gehalten werden, die in fremdem Dienſte gebundenen Schweizerſöhne verpflichten, und berechtigen, ins Vaterland zurückzukehren, wenn Krieg ihm droht, ſo zieht der Schützenbund freiwillig, unwillkürlich, ſonder Kapitulation und Vertrag, die Söhne zum Schutze der Mutter herbei, wenn die Gefahr kömmt. In dieſen Tagen würden aus allen Gegenden der Welt Tauſende zurückſtrömen in die Feſte des Herrn, würden wetteifern in der Treue mit den eingebornen Söhnen, würden freudig an der Mutter Rettung ihr Leben ſetzen. —

Darum iſt es auch an dieſem Vereine, die andern Vereine zu ſammeln um ſich, mit brüderlichem Bande ſie zu umſchlingen, in einen Strom zu leiten die einzelnen Kräfte, zu vereinigen das große, aber zerſplitterte Nationalgut, die edlen Kräfte ſeiner Kinder, eine Einheit zu ſtiften über allen Verfaſſungen. Es ſoll der Schützenverein der Vereine Vorort ſein, ihr alleiniger Vorort, als der mächtigſte und leuchtendſte, und eben deswegen ziemt es ihm, vorauszugehen mit dem Bekenntniſſe: daß nur in der Vereinigung der vaterländiſchen Kräfte des Vaterlandes Kraft und Macht liege, daß jede Kraft für ſich nichts ſei, verrinne wie ein dürftig Bächlein in heißem Sande, daß daher auch nicht im Schützenvereine alles liege, weder die Einheit noch die Geſamtheit der Kräfte, daß er ohne die andern nur ein vereinzelt Weſen ſei; daß er ſchwach ſei nach allen Seiten, wenn nicht die andern um

ihn ſich ſcharen, ihn ergänzen; daß er nur ein zerſtückelter Körper ſei, wenn nicht alle Äſte des Stammes, alle Kinder der Mutter, alle Vereine mit ihm zur Einheit zuſammen wüchſen.

Täuſchen wir uns nicht. Die Schwäche der Eidgenoſſenſchaft, ihre Zerklüftung, die daherige gegenſeitige Mißkennung, wenn man nicht ſagen will Anfeindung, rühren nicht her von der Bundesverfaſſung, nicht von den Kantonalverfaſſungen; die Zerklüftung wird bleiben, wenn auch die Verfaſſungen fallen, wie die Zeit der Helvetik es gelehrt, und die Menſchen werden ſich um ihretwillen nicht näher kommen. Neben den bereits angeführten ſittlichen Gründen liegt die Urſache der Zerriſſenheit der Schweiz in der Zerklüftung der Stände und den dadurch entſtandenen Vorurteilen, den alſo möglich gewordenen Mißbräuchen der Macht, den fremdartigen Einflüſſen insbeſondere, in dem Übermute der Zeit im allgemeinen. Zur Zeit, in welcher eine Republik ſich erhob, waren wohl auch Arme und Reiche, Führer und Geführte, aber einer kannte den andern, wußte um deſſen Thun, einer ward Freund des andern, einer bedurfte des andern, einer ſuchte des andern Teilnahme; ſie war ſein Schutz; jede Kraft ward geſchätzt und hochgeachtet, weil jede nötig war zur Erhaltung des allgemeinen, des höchſten Gutes, der Freiheit. Die meiſten Republiken fielen nicht fremder Übermacht wegen, ſondern weil die Glieder auseinanderriſſen, alle Kräfte nicht mehr nötig ſchienen, daher man die übrigen zu beſeitigen ſuchte, während ſich die einen am höchſten zu ſtellen, alles auf ſich zu ſtellen ſuchten. Weil man auf den Schlachtfeldern ſich nicht mehr zuſammenfand, ſo blieb man auch im Frieden geſondert, und immer mehr kam es dahin, daß viele einen Einzelnen nötig zu haben ſchienen, der Einzelne aber die vielen nicht.

So entstunden entweder Königreiche, wenn ein Einzelner die verlassene, verstoßene Menge zu ködern wußte, oder die Republik wurde eine Beute der Feinde, weil man sich nicht mehr zusammenfinden konnte, ihr Dasein zu behaupten, und jeder das seine erst zu retten suchte, ehe er an das allgemeine dachte, weil die Republik aufgelöst war im Geiste, lange ehe ein Feind an ihren Grenzen stand. Und wenn man endlich auch dem Feinde sich entgegenwarf, so geschahen einzelne Heldenthaten, aber dem längst zerrissenen Staate brachten sie nicht Rettung; er fiel zusammen, fast einem Leichnam gleich, der im verschlossenen Grabe ganz sich erhielt, bei der ersten Berührung in freier Luft aber in Moder zerfiel.

Unter den Republiken Europas wurden wir einzig erhalten; aber täuschen wir uns nicht, nicht durch unsre Schuld, sondern durch Gottes Huld. Wenn irgend wer es war, so waren und sind wir noch zerklüftet im Geiste.

Es wehte über unsere Berge her ein fremder Geist und drängte uns auseinander, es entstanden Herren, größere und kleinere, und die größern verachteten die kleinern, die kleinern verachteten die, welche nicht Herren waren, und der städtische Handwerker verachtete den Bauern und der Bauer verachtete den Tauner und der Tauner verachtete den Hintersäß und haßte nebenbei alle die, welche nicht Tauner waren.

Es entstanden größere und kleinere Kantone, und die größern verachteten die kleinern, weil sie kleiner waren, und die kleinern verachteten die größern, weil sie jünger waren; beide verachteten die zugewandten Orte, weil diese nicht eigentliche Kantone — gleichsam Hintersäßen — waren, und die zugewandten Orte haßten groß und kleine Kantone, weil diese, je mehr sie von Freiheit redeten, um so weniger andern sie gönnten.

So war es in der Schweiz; so ist es nicht mehr, wird man sagen: — so ist es noch, wird hier behauptet, und zwar besteht nicht nur teilweise die angeführte Zerklüftung noch, sondern neue Winde über unsre Berge her versuchen, mit nur zu gutem Erfolge eine neue uns noch aufzudrängen.

Der unbärtige Junge verachtet das Alter; mit Schnauben und Gebahren will er das Vaterland erretten, wie Goliath die Israeliten bestehen wollte mit seinem Weberbaum; der Student will bevorrechtet sein, weil er Simsonskraft habe in seinen langen Haaren und Salomons Weisheit in seinen Heften; der Soldat fühlt seine Kraft, kennt aber keine andere neben sich; der Lehrer setzt auf seinen dreibeinigen Stuhl als wie auf einen Thron sich und winket mit der Rute, daß es jetzt für andere Zeit zum Schweigen wäre, weil ein anderer predige; der Staatsmann macht schauerliche Augen und giebt mit bedenklichen Achseln zu verstehen, daß er am machen einer Phrase sei, welche die Welt aus ihren Angeln heben werde; der Großrat strengt sich an zu einem wichtigen Gesichte, auf welchem männiglich lesen könne, daß er vieles wisse, was andre nicht, und vieles sagen könnte, wenn er es eben sagen wollte. Der Pfarrer sagt, wenn er nicht noch den Wagen hielte, so läge er längst, wo niemand ihn mehr aufstellte; der gemeine Mann runzelt die Stirne, ballt die Faust, brummt: Macht nur, aber wenn ich komme, so mache ich's! So gebärden sich alle, und keiner steht zum andern, hilft dem andern, es sei dann im Bunde gegen einen dritten. So stehen die einzelnen zu einander, und wie die Kantone zu einander stehen, kann man alle Tage frisch lesen im ersten besten Blatte.

Dieses unheilvolle Wesen weht auch mehr oder weniger zwischen den Vereinen, die doch von einem Geiste erzeuget, von einem Geiste beseelet sind; jeder schafft für sich, einer

kennt den andern nicht, ja leicht kann einer mißbraucht werden gegen den andern.

Oder, Schütze! kennſt du die Vereine, in welchen vaterländiſche Kräfte thätig ſind zu des Vaterlandes Heil, vom gleichen Geiſte entſproſſen, nach dem gleichen Ziele ſtrebend? Du kennſt ſie nicht, viele nicht einmal dem Namen nach. Ihr Kinder einer Mutter ſeid euch fremder, als die Stände, als die Kantone einander ſind, denn wie viele haben nichts von dir gehört, als der Stutzer Knallen, lauter Freude Ausbruch, reicher Gaben Verzeichnis! Wo man aber einander nicht kennt, da kömmt auch die Einſeitigkeit und der Hochmut, in welchem man nur ſich ſchätzt und ſein Treiben, andere und ihr Thun verächtlich über die Achſel anſieht.

So iſt wiederum hier eine ſeltſame Zerklüftung, welche keine Verfaſſung ausgleicht, und dichter Nebel füllt die Kluft und kein Auge dringet hindurch und ſieht rings um ſich der andern ſchweizeriſche Züge.

Wäre es nun nicht herrlich, wenn es endlich tagete, einem herrlichen jungen Morgen gleich, wenn Gottes Sonne über die Berge kömmt, wenn du, Schützenbund! als Sonne aufſteigen würdeſt aus der eidsgenöſſiſchen Nacht, deine Strahlen ſenden würdeſt übers ganze Gelände, die Nebel zu zerſtreuen, und in deinem Lichte um dich ſammeln würdeſt die Brüder alle von gleichem Stamme und gleichem Sinne?

Wie wäre es, wenn du, der mächtigſte unter allen, der Vereine natürlicher Vorort, den Hochmut der Zeit auf die Seite würfeſt und laut es verkündigteſt: Im Vaterlande dürfe fürder keine Kraft vereinzelt ſein, keine ihm verloren gehn, jede ſolle geehrt werden und alle zuſammengeſtellt?

Wie wäre es, wenn du der Zerklüftung der Geiſter ein

Ende machen würdeſt, damit jeder Schweizermann, wer es auch ſei, in welcher Richtung er ſich auch bewege, in dir den Mittelpunkt der Nation finde, ſich ihm anſchließe, mit ſeiner Kraft deſſen Kraft, mit ſeiner Ehre deſſen Ehre vermehre? Meinſt du nicht, dann würde unſre Nation wieder eine eine und unteilbare, und ihre Macht würde als eine gewaltige weithin leuchten über die Völker, ohne Worte und ſonſtiges Geklingel? Meinſt du nicht, wenn in deinem Schoße eine Einheit entſtünde, in welcher die Vorurteile der Stände und Kantone untergingen wie die Geſchiebe der in klaren Seen geläuterten Waldwaſſer, wenn die Hochgeſtellten ſich mit den Maſſen verbrüderten, die Maſſen von dem höhern Walten ihrer Erleuchtetſten ſich durchdrungen fühlten wie von einem Sauerteige, die Weisheit zur Kraft träte, die Jugend unter das Alter, der geiſtig Begabte zu dem in den Waffen Mächtigen, wie letzterer zum erſten — es müßten Klüfte ſich ebnen, Zacken verſchwinden, ein ſchweizeriſches Vertrauen entſtehen, ein ſchweizeriſches Bewußtſein ſich erheben, welches nicht mehr von jeglichem Winde, der über die Berge weht, hin und her gewieget würde?

Meinſt du nicht, wenn einmal dieſer Geiſt des Vertrauens und des ſchweizeriſchen Bewußtſeins unter uns wäre, es würde dieſer Geiſt eine ſchweizeriſche Einheit, die Bundesverfaſſung finden, über die man ſich ſchon ſo viele Jahre lang umſonſt die Köpfe zerbrochen, eben weil der Geiſt dazu nicht da war?

Wo der Geiſt des Betens fehlt, iſt alles Beten eitel, und wo der einige Geiſt fehlt, iſt alles Streben nach Einheit eitel.

Darum ſollte im Schützenbunde beraten und erforſcht werden, auf welche Weiſe alle Vereine, in welchen vaterländiſche Kräfte thätig ſind, in Verbindung gebracht, beraten

und erforscht werden, ob nicht das Schützenfest erweitert werden könnte zu einem Nationalfeste, an welchem jede Schweizerkraft und Kunst ihre Stelle einzunehmen hätte.

Solche Feste hatten die Griechen, und diese Feste waren es, welche die verschiedenen griechischen Völkerschaften zu einer Nation verbanden und die Nationalkräfte also steigerten, daß ihre Erzeugnisse die Bewunderung der Welt geblieben und bis auf den heutigen Tag nicht erreicht worden sind. Ohne diese Feste wäre Griechenland längst auseinander gefallen gewesen, als Xerxes seine Horden über den Hellespont trieb, ohne sie wären die Kräfte der Einzelnen nie so ausgebildet worden, wie es in keinem andern Volke geschah. Und in dieser Ausbildung der Einzelnen liegt wiederum der Grund, warum die ganze Nation so hell leuchtet in der Geschichte.

Im Schweizerland ist harter Boden, und das meiste, was Leben gewinnt, geht nur langsam auf, noch langsamer reift's zur Ernte.

Der Gedanke im Jahr 1761, einen Verein zu stiften, war viel kühner und größer, als im Jahr 1842 der Gedanke, die entstandenen Vereine zu verbinden. Was seit jenem Jahre langsam, aber stätig aus jenem Gedanken hervorwuchs, ist überraschender, wunderbarer, als die Verbindung der vereinzelten Aeste wäre. Die edlen Eidsgenossen bebten, wie vor jenem auf dem Grütli beschwornen Bunde, als sie den Gedanken auszuführen begannen; aber den Ahnen gleich überwanden sie das Beben, das auch in dem Helden weht, ehe er die Heldenthat vollbringt; sie wurden gewarnt; in ihren kühnsten Träumen ahnten sie nicht, was er geworden.

Darum verlache man auch den geäußerten Gedanken einer Verbindung nicht, erschrecke nicht ob der Schwierigkeit seiner Ausführung, man nehme ihn auf ins treue, besonnene Ge-

müte und berate ihn; er ist der Beratung wert; über wie viel Unbedeutenderes ist beratschlagt worden!

Der Vorschlag enthält freilich ein Neues, welches wider das Gewohnte streitet. Eben daß nicht alles Neue einem widerlich sei, ist etwas, welches wir lernen müssen. Denn veraltet nicht alles auf der Erde, und das Alte hindert neues Leben? und ist es nicht eben der Weisheit Aufgabe, zu vermitteln, wie aus dem Alten das Neue sich entwickeln und wie das letztere sonder Störung an des erstern Stelle treten soll? war es nicht eben das Gewohnte, welches den Stiftern des ersten Vereins so gefährlich war, und was die damaligen Herren so erbitterte gegen das Neue? sie bedachten nicht, daß, weil niemand vermittelte mit dem Alten das Neue, und weil sie den durch die göttliche Weltregierung eingeleiteten neuen Notwendigkeiten hartnäckig Trotz boten, das Alte ihnen zum eigenen Sarge werden müßte.

Ein solches Gewohntes überschatte aber den Schützenbund nicht, werde ihm nicht zum finstern Dache, welches nichts Neues mehr durchläßt. Noch ist so reges Leben in ihm; aber jedes Leben erstarret, wenn dem alten nicht neues Vollkommeneres zugeführt wird. Der Schützenbund schwinge sich zu höherm Leben auf; er schlinge die verschiedenen vereinzelt ins Weite starrenden Äste zusammen zu einer mächtigen Krone, zu einer Krone, wie kein anderes Land sie hat.

Es herrscht der Glaube, Künste und Wissenschaften gedeihen nur im Schatten einer Krone; nur eine königliche Hand vermöchte im dunkeln Schachte der Seele die Kräfte der Einzelnen zu wecken; nur sie sei der Zauberer, der mit goldenem Stabe an der Berge Seiten schlägt, bis sie sich öffnen zu weitem Thor und an den Tag tritt die verborgen gewesene Herrlichkeit.

Mehrenteils ist es einzelner Menschen und ganzer Völker Art und Weise, daß in tiefem Schlummer die besten Kräfte in ihrem Schoße verborgen und unbethätigt liegen bleiben, und daß sie geweckt werden müssen von außen her, daß sie rege gehalten werden müssen von andern ihresgleichen, wenn Großes ihnen gelingen soll! Nur wenig hochbegabten sprudelt ein lebendiger Quell in der Brust, welcher zu jeder Zeit und in jeder Umgebung zu Tage bricht. Die meisten harren ihres Moses, der den Fels zerschlägt, unter welchem eingeschlossen der Quell verborgen liegt — die meisten harren umsonst. Darum zaubern große Zeiten große Männer aus ihrem Schoße, darum zaubern große Könige um sich her große Kräfte aus ihres Volkes Schoße. Und eben in dieser Zauberkraft liegt ihre Größe; sie sind Moses, der sprudelnde Quellen aus Felsen schlägt, der Helden aus Sklaven schlägt und eine Jahrtausenden trotzende Volksseele aus dem rohen Kern eines verwahrlosten verwilderten Volkes.

Wir wollen keinen König. Im Schatten einer königlichen Krone würden schweizerische Kräfte verwelken und sterben, aber eines Moses bedürfen wir allerdings, der die Seele aus dem Volke schlägt, die Quelle aus des Schweizers Brust. Einer Krone bedürfen wir, aber vom Volke selbst muß sie geflochten sein, in deren Schatten die sprudelnden Quellen lebendig bleiben, nicht versiegen, nicht zerfließen, sich sammeln zum gewaltigen Strome, der Leben hat und wiederum Leben spendet, der des Landes Mark ist.

Der Vorort der Vereine, der Schützenbund, soll mit den andern Vereinen zusammengeflochten, zum schweizerischen Moses werden, soll die Krone der Aufmunterung hoch halten über das Schweizervolk; mit dieser Majestät soll er sich schmücken, soll strahlen in ihr über die Nation und diese

Majestät würde sein gegen jede andere irdische Majestät, was Altsilber gegen Neusilber ist, was echtes Gold ist gegen Lausegold.

Wenn also gestaltet der Schweizerische Scharfschützenverein an Königs Statt und Stelle Aufgaben würfe ins ganze Volk hinein, für den Landwirt, den Mechaniker, den Mathematiker, den Künstler, den Dichter, den Staatsökonomen; wenn die Eingaben aufgestellt, beurteilt würden am Schützenfeste; wenn das Schützenfest Ort und Stelle würde, wo der Schweizer seiner Nation zeigen könnte seines Fleißes, seines Geistes Frucht; wenn er Hoffnung hätte, daß die Nation Kenntnis nehmen würde von ihm irgendwie, daß er nicht verkümmern müßte, unbeachtet nicht nur, sondern auch ohne Brot; dann würde das Schützenfest zum eigentlichen königlichen Nationalfest, dann würde es der Magnet der Nation, der Moses, der über die schlummernden Quellen gebietet und Ströme hervorbrechen läßt in der Wüste.

Bei dem Sonderlingsgeiste (Partikularismus), welcher dem Schweizer eigen ist — noch mehr als dem Juden, denn derselbe durchzieht nicht nur Kantone, Stände, sondern selbst die Familien und um so söndernder, je kleiner Dörfer oder Städte sind, in denen er hauset — mag diese Zumutung an den Schützenverein allerdings auffallend und seltsam erscheinen. Das Schützenfest ist der Schützen Fest. Warum soll er es mit andern teilen; warum ordnen andere Vereine nicht auch solche Feste und lassen den Schützen mit dergleichen Zumutungen ruhig?

Das Große Moos zwischen Waadt, Freiburg und Bern lag zwischen diesen Ständen lang im Streite, jeder sprach seinen Fetzen an, und keiner konnte mit seinem Fetzen was machen ohne Teilnahme von Seite der andern und vor allem

bedurfte Bern der Übereinstimmung, wenn es daran denken wollte, aus seinem Teile das zu machen, was er seiner Größe und Bedeutung nach werden konnte. Das Schützenfest hat den weitesten Boden gewonnen; aber der andern allen bedarf es, wenn es werden soll, was es werden kann.

Dabei verliert auch der einzelne Schütze nichts, sein Vorteil wird nicht gefährdet, sein Genuß nicht getrübt. Bis dahin war er allerdings der scheinbar allein Thätige, aber der allein Gewinnende war er lange schon nicht mehr, denn schon lange waren noch andere Kräfte auf den Festen lebendig, und diese gewannen teilweise so viel als der Schütze; ja sie gewannen mehr, wenn man es auch nicht in Zahlen aussetzen konnte, — sie gewannen eidgenössische Begeisterung. Schon lange bestund also eine Macht neben des Schützen Macht, und große Erquickung hatte an derselben der Schütze und neidete sie nicht; sie war ihm gleichsam, was der Leuchter im Hochzeitsaal ist dem Hochzeitgast. Und wo hat wohl ein fröhlicher Hochzeitgast zu viele Leuchter? je heller es ist, während er tanzet, um so besser tanzet er. Je heller es um den Schützen ist, um so besser schießet er; ja er empfindet nicht Neid, sondern Ehrfurcht gegen den, welcher besser schießt als er; warum sollte er Neid empfinden gegen den, der wie eine Hochzeitfackel leuchtet in sein Fest hinein?

Die Redner zahlte der Schütze selbst nach Gefallen und Verdienen und meist reich mit dem Ausbruch seines Dankes, und selbst wo die Rede so leicht war, daß der Wind sie nahm, ertrug er sie mit Geduld. Sollten aber für Schüsse in andere Scheiben als die sind, in welche der Schütze schießt, Ehrengaben ausgesetzt werden, das würde der Schütze ebenfalls nicht beneiden; es würde sein Herz erweitern.

Zudem würden auch der Schützen Ehrengaben sich nicht

mindern ſondern ſteigern. Denn je weiter der Kreis des Feſtes gezogen wird, deſto größer wird auch der Boden, auf welchem als Feſtblumen die Gaben wachſen; jemehr Kräfte in Thätigkeit gerufen werden, deſto mehr Hände öffnen ſich; je königlicher das Feſt wird, um ſo königlicher werden auch die Opfer, welche die Nation auf des Feſtes Altar legt; denn es beginnen der Nation die Augen aufzugehen für die Nation, und das iſt das Gleiche, als wenn einem Menſchen die Augen aufgehen über ſich ſelbſten, und zwar während er noch bei Kraft iſt, ehe er im Sterben liegt.

Ja, wenn auch keine Preiſe geſtellt würden, als allfällig ein ſchön Röslein in eines lieben Mädchens Hand, oder ein Denkzeichen aus würdiger Frauen Hand, wenn nur einmal der Mittelpunkt geſtellt würde der Anerkennung ſchweizeriſchen Fleißes und Geiſtes, wenn nur einmal die Ehre wirken würde, vor die Nation treten zu dürfen mit dem, was im Geiſte bedeutend ſich regt, aber des Lockens von außen bedarf — (und dieſes bedarf der Schweizer vor allen, denn ebenſo wie Kugel und Säbel kräftig ſein müſſen, wenn ſie dringen wollen in der Schweizer Bruſt oder Kopf, eben ſo hart hält's, wenn das, was drinnen iſt, hinaus ſoll ans Licht) es würde manch Herrliches zu Tage brechen, das ſchlummert und ſchlummernd bleibt, wenn nicht Moſes mit ſeinem verklärten Stabe, oder ſchöner Frauen Hand, von denen namentlich die Turner viel zu rühmen wiſſen, an den harten Felſen ſchlägt.

Rechne, Schütze — denn der Schweizer rechnet nicht ungerne — wie viel Freude du ſchon an den Rednern gehabt, wie viel Freude an jedem tüchtigen eidsgenöſſiſchen Mann, den du da ſehen konnteſt, auch wenn er nicht redete, und wie viele Freuden dir noch würden zu dieſen werden, wenn du ziehen könnteſt in deine Mitte den Vater Peſtalozzi, wenn er noch

lebte, oder Gott uns wieder einen ſchenken würde, den Künſtler, welcher den Winkelried in Stein gehauen, auf Leinwand gehaucht, den Dichter, der mit einem Schlachtgeſang dich begeiſtert, mit einem hellen Schweizerlied dich gehoben hat, daß du meinteſt, dein Kopf ſei im Himmel, den luſtigen Turner, den mächtigen Schwinger?

Siehe, Schütze, ſolche Männer wären dir in dieſen Tagen, was den Tauchern Perlen ſind auf des Meeres Grund und dein Lebtag hätteſt du deine Freude daran, wenn deine Augen die eidsgenöſſiſchen Männer alle geſehen, deren Namen guten Klang im Lande haben. Die Würde, welche du an ihnen geſehen, würde mehr oder weniger auf dich überfließen, ihre Ehre würde deine Ehre ſein, würde dich heben über manchen Stein, an den ſonſt dein Fuß ſich geſtoßen, ein Fall dir gedroht. Dies eben iſt das Nationalgefühl, wie es würdig ſich geſtaltet, nicht unter einem windbeutligen, ſondern unter einem würdigen Volke. Das Andenken an die Wägſten und die Beſten unterm Volke, die dein Auge geſehen, würde dein Stern dir ſein in der Nacht der Zeit.

Wenn aber auch an ſolchen Tagen die Wägſten und die Beſten, wenn dieſe, wenn gleichſam die ganze Nation ſich durchs treue Auge bis auf den Herzensgrund voll wahrhaften eidgenöſſiſchen Schweizerſinnes ſchauen würde, es müßten Groll und Vorurteile wüſten Nebelbildern gleich ſchwinden; ganz anders, als man aus der Ferne ſich erſchienen, würde man in der Nähe ſich finden; Schranken würden fallen zwiſchen Herzen zuerſt, dann zwiſchen Ständen und Kantonen; und wenn auch jeder ſich ſelbſt bliebe, ſo würde er doch der Bruder des andern ſein und wiſſen, daß er ohne den andern nichts wäre, und die Einheit wäre da, wie eine Republik ſie bedarf, und dieſe hätte ſich gebildet im Frieden, während ſonſt die

Republiken im Frieden die Kriege verloren, im Frieden des Krieges Kräfte verzehrten, weil im Frieden ſie die Einheit einbüßten.

Wenn die Kriegesſonne blutrot über unſerm Ländchen aufgehen ſollte, dann, ihr Schützen, werdet ihr auch kriegeriſcher Vorort ſein, werdet ſchützen das Land, werdet Feuer ſpeien laſſen, von den Bergen nicht nur, ſondern aus Thalgründen auch und Wäldern, werdet den Tod ſenden mit ſichrer Hand ins weite Feld, werdet die Bruſt dem Tode bieten unverzagt, werdet kaltblütig bieten das eigene Blut, als Löſegeld für das Vaterland.

Aber, Schützen, allein vermögt ihr doch nichts. Wenn eure Buben den Stutzer euch nicht laden, die Weiber die Hütten nicht wahren, nicht Speiſe bringen ins heiße Feld, die Greiſe nicht die Wehren hüten, der Reiche nicht ſeine Schätze öffnet, der Vornehme nicht zum Niedern ſteht, die geiſtige Kraft der körperlichen ſich nicht beigeſellt, der Schwinger nicht für den Schützen ringt, ſo vermögt ihr Schützen nichts, des Sieges Palme erringt ihr nicht, das Vaterland rettet ihr nicht. Verloren geht es trotz ſeiner Berge, Klüfte und Gründe, eben weil Berge, Spalten und Schründe zwiſchen den Herzen waren; dir würde es gehen, Schütze, wie dem Ulrich Rotach aus dem Dorfe Appenzell; mit ſeiner Hallbarde, im Rücken an eine Viehhürde geſtützt, ſtritt er allein wider zwölf Mann, deren erſchlug er fünfe; andere aber drangen in die Hütte und ſteckten ſie in Brand: wider Flammen hilft kein Mut, und wo einer ſtreitet allein, kann er wider Flammen und Waffen zugleich ſich nicht wehren; ſo ſtarb er dann, weil er den Tod dem Übergeben vorzog.

Wann blutrot aufſteigen wird des Krieges Sonne, weiß der, der alles weiß; auf ſie wartet nicht, Schützen, um zu

zeigen, wie man ſterben könne; zeiget, wie man ſiegen könne, zur rechten Zeit. Gehet im Frieden voran, ebnet die Klüfte, bindet die Kräfte, wecket Kräfte; dann bereitet ihr im Frieden den Krieg. Wenn dann der Herr Feinde ſenden ſollte, ſo werden der kommenden Zeit ihre erſchlagenen Leiber Zeugnis reden, daß bei den Schweizern die alte Eintracht wieder war, und bei der Eintracht die alte Kraft; daß der Herr des Schweizers Land nicht umſonſt gegürtet, daß ſeine Hand noch ſchützend und ſegnend über ihm iſt, die Schweiz noch ſeine Feſte iſt, ſolange deren Söhne Treue halten im Großen und Kleinen, Gott fürchten und eins ſind unter einander.

Über zwei Jahre ſoll auf St. Jakobs Feldern der Schützenbund ſein Feſt feiern, wo 1600 Eidsgenoſſen im Frieden ruhen. Sie fielen dort, als ſie 40,000 beſtehen wollten, allein, ohne ihre Brüder. Sie zagten nicht; nach der Zahl der Feinde fragten ſie nicht; des Löwen Stolz, der höchſte Schlachtenmut loderte in ihnen, jeder glaubte ſich hunderten gewachſen; die Pfeile aus ihren Wunden ſandten ſie todbringend den Feinden wieder zu, ja aus dem Tode weckte ſie die Schlachtenwut, wenn ſie des Feindes Stimme hörten, und eher als ſie dem Feinde den Tod wieder geſandt, ſtarben ſie nicht. Aber ſie ſiegten nicht, ſie ſtarben, weil ſie trotzig nur ihrer Kraft getraut, der Brüder Kraft nicht nötig geglaubt; ſie gewannen nicht den Sieg, wohl aber den Tod!

Wäre es nun nicht herrlich, ein Feſt, des Altertums würdig, wenn nach 400 Jahren auf den Feldern von St. Jakob vereint die ſchweizeriſchen Kräfte, vereint die Herzen ſtünden, den Geiſtern der Väter, den Geiſtern der hier ruhenden Eidsgenoſſen Zeugnis zu bringen: daß der Väter Tod den Enkeln Weisheit gebracht; den Feinden an den Marchen Zeugnis zu bringen, daß bei der ererbten Kraft gewonnene Weis-

heit wohne, daß keiner ſtark ſich glaube ohne den andern, keiner in ſeine Kraft alles ſetze, daß fürder ſo lange der Herr ſein Land erhalten, ſeine Feſte ſchirmen wolle! Einer zu dem andern, einer für den andern, alle für einen ſtehen wollen und jeder für alle im Frieden, im Kriege, im Leben, im Tode.

Warum kamen die Feinde, warum bluteten an den Waſſern der Birs die Eidsgenoſſen? Ein Zankapfel war unter die Brüder gefallen, die unglückſelige Erbſchaft Friedrichs von Toggenburg. Zwei Stände wollten Miterben ſein, jeder glaubte das beſſere Recht auf ſeiner Seite. Zürich und Schwyz waren die Erben; ſie haderten miteinander, die übrigen Stände waren auf Seite von Schwyz. Zürich war die Minorität; ein blutiger, ein ruchloſer Streit entbrannte. War die Erbſchaft des Streites wert? Nein! Aber an der Spitze beider Parteien ſtanden Männer, welche Perſönliches rächen wollten, deren Hochmut jeder Schemel recht war zur eigenen Erhebung, deren Eigenſinn jegliches Nachgeben ein Frevel ſchien an der eigenen Perſon. Dieſe Männer beſaßen unſeligerweiſe die Gabe, das Eigne darzuſtellen als das Allgemeine, des Volkes einfach Gemüt zu blenden, daß es ſeine Ehre verletzt glaubte in der Ehre ſeiner Führer und ergrimmt im Blute der Brüder ſie rein zu waſchen ſtrebte.

Zürich war die Minorität; hart ward es bedrängt von der Majorität; es vermochte ſich nicht zu rächen, kaum der Brüder Rache ſich zu erwehren, glühend fühlte es ſeine Ohnmacht, glühender war der Rache Durſt — da ſuchte es fremde Hülfe. Freudig ward ſie ihm gewährt; Hülfsgeſuche an mächtige Nachbaren, fremde Einmiſchung, war von je die Falle, in welcher man freie Völker fing. Die Hülfe kam, mächtig, und vor dem Siege ſiegsgeſchwollen; 1600 Eidsgenoſſen warfen ſich dreißig Tauſenden entgegen, fielen als blutiges Opfer

gegenseitigen Mißkennens, als Sühne des Volkes, daß es dem Parteisinn der Häupter unterthan ward, statt dem brüderlichen Geiste im eigenen Herzen zu gehorchen. St. Jakob war der Altar, auf welchem das Sühnopfer blutete. St. Jakob ist das blutige Denkmal dessen, was geschehen muß, wenn der Brudersinn weicht unter den Eidsgenossen und rücksichtslos die Majorität herfährt über die Minorität, sie zerdrücken will, wie der wilde Knabe die Biene zwischen seinen frechen Fingern.

Eidsgenossen! auch wir haben eine Erbschaft empfangen, aber nicht erst vor 400 Jahren und nicht eine von einem tückischen Toggenburger Grafen. Die, die ich meine, ward der Menschheit vor 1844 Jahren, und der, von dem wir sie haben, ist zwar kein Graf, aber er ist des Allerhöchsten Sohn. Die Erbschaft läßt sich nicht vermessen mit Schuhen und Schritten, nicht berechnen an Zehnten und Gülten; die Erbschaft ist so groß als der Himmel ist, sie ist so reich als Gott selbsten ist.

Um diese Erbschaft, die volles Genügen für jeden hätte und Platz genug für jeden, der frommen Herzens ist, um diese Erbschaft erhebt sich unser Streit, um diese Erbschaft drängen sich die Majoritäten und Minoritäten, um sie beginnt der Streit. Es ist ein seltsamer Streit; was einer hat, scheint er dem andern in die Hände stoßen zu wollen, um ihm unvermerkt zu entreißen, was er bereits besitzt; er gleicht fast dem Treiben des Heuchlers, der einem Bethörten sein Betbuch aufdringt, ihn zu emsigem Beten zwingt, um unbemerkt ihm aus der Küche die Würste zu stehlen zu eigenem Gebrauch. Es ist ein heuchlerischer Streit; Freiheit und Religion heißen die Losungsworte, aber die Selbstsucht ist des Streites Wurzel, Knechtung aller Andersdenkenden das Ziel. Aber

wie ehedem, ſo auch jetzt, nicht aus dem Volksherz heraus lodern des Streites Flammen; es ſind die Führer die Fackeln, welche ihn zu entbrennen ſuchen im Volke, in Rauch und Flamme zu erſticken ſuchen des Volkes beſſern Sinn, Rauch und Flamme zu verbreiten ſuchen durch lügneriſche Schriften und lügneriſche Menſchen von allen Farben und Sorten. Auf dem Punkte ſteht der Streit, daß die Minorität nach fremder Hülfe ſich umſieht, um gegen die Brutalität der Majorität ſich zu ſichern.

Eidsgenoſſen! wo Friede werden ſoll zwiſchen Brüdern, da läßt er ſich nie auf dem Gebiete des Rechts vermitteln; Recht und Unrecht wiegt keine menſchliche Hand ſicher ab, daß der Stachel aus allen Herzen genommen wird; im Bruderſinne alleine iſt der Friede zu finden in dem Sinne, der den Balken ſieht im eigenen Auge und ſiebenzig mal ſieben mal des Tages dem Bruder vergiebt. Wägen das Recht wollen wir alſo nicht, ſondern mahnen an St. Jakob, den Altar, auf welchem eidsgenöſſiſch Blut rauchte als Sühnopfer eidsgenöſſiſchen Bruderzwiſtes, das Blut eidgenöſſiſcher Majorität, als Denkmal, daß unter Brüdern das Ende des Haders nicht in der Übermacht liegt.

Nach einer Hülfe ſieht die Minorität ſich um, welche unendlich fürchterlicher iſt, als der Dauphin es war mit ſeinen 30,000 Armagnaken; denn dieſe Hülfe ließe ſich nicht faſſen in eines Feldes engen Schranken; in jedem dunkeln Winkel tauchte ſie auf, ließe ſich nicht beſtehen in offener Schlacht mit ehrlichen Waffen; ihre Zeit iſt die Nacht, hinter jegliches Verſteck birgt ſie ſich; aus denſelben ſtreitet ſie mit jeglichen Waffen in ſeltſamſten Gewändern; nicht mit dem Blute von 1600 Eidgenoſſen wäre die Frevelthat am Vaterlande, der Bruderzwiſt geſühnt, aber Seelen in die Tauſende würden

als unglückliche Opfer gen Himmel ſchreien, weil vergiftet worden von den Pfeilen, welche nicht aus dem Köcher der Indianer kamen, ſondern von dem Bogen der Jeſuiten.

Eidsgenoſſen! lernt aus der Geſchichte der Väter, wie es Sünde ſei, zum Zorn den Bruder zu reizen, welche Buße der Herr verhänge, wie das beſte Blut vergoſſen werden müſſe zu ſolcher Sühne. Meidet der Väter Sünde, ihr Söhne des Landes, laßt zum Zorne euch nicht reizen, und ihr, Väter des Landes, reizet zum Zorne nicht deſſen Söhne. Wie in des Sees Tiefen Ruhe iſt, ſo iſt Friede auf dem Grunde der Herzen des Volkes, und Katholiken und Reformierte ſind Brüder noch heute in der Tiefe ihres Sinnes. Nur auf der Oberfläche toben Wellen, aber faſt ſcheint's nur ein mutwillig Ruderſpiel zu ſein, die Schiffer Waſſer ſich ins Geſicht ſpritzen, einer den andern ins Waſſer tauchen zu wollen.

Eidsgenoſſen! trachtet nach dem Frieden, zum thorrechten Spiele laßt euch nicht verleiten, den Sinn der Väter laßt aufblühen in euren Seelen, laßt das Tagesgeſchwätz bei Seite, glaube ein Schweizer an die Treue des andern Schweizers, und wer zum Streite mahnt, wer aufweiſet, ſtelle man als böſen Feind vor die Thüre; dann iſt fremde Hülfe nicht nötig, dann mißbraucht der Starke ſeine Kraft nicht, dann fällt der Starke nicht unter den Streichen fremder Hülfe, denn ſtatt Hülfe gegen ihn zu ſuchen, hat der Schwächere dem Starken in Liebe ſich angeſchloſſen; dann werden unſere Enkel nicht auf einem Schlachtfeld, nicht auf den Trümmern des Vaterlandes weinen, weil ihre Väter das Vaterland geſchlachtet ihren Götzen, der Selbſtſucht und der Parteiwut.

Wenn wir ſolche Gelübde brächten, wie die Söhne der hier verbluteten Väter, wäre dann ein ſolches Feſt nicht

herrlich, würde es nicht leuchten im Festglanze, wie der blutige Tod der Sechszehnhundert leuchtet durch Jahrhunderte?

Würde nicht jeder heimkehren mit vollem Herzen und voller Seele, freudig begeistert schaffen jeder sein Werk? Hat er doch der Eidsgenossen einigen Sinn gesehen, weiß er doch, daß er eines Landes Sohn ist, das Gott mit den reichsten Kräften gesegnet; darf er doch glauben, daß er sein Werk nicht für Fremdlinge schafft, daß Kinder und Kindeskinder noch lange leben werden im Lande, das Gott ihnen gegeben, weil Feinde weichen von einem solchen Lande, an dessen Marchen sie einen solchen Sinn gesehen, in dem sie nur den Tod finden und nichts gewinnen könnten! Edle Eidsgenossen! schaffet ein solches Fest, eine solche Weihe schweizerischer Herzen! Großes thut ihr! Der gleiche Dank wird euch lohnen, der gleiche Segen, wie auf den Stiftern des ersten Vereins, wird auf euren Namen ruhen, so lange der Baum stehet, den jene gepflanzet, dessen Kräfte ihr zur schweizerischen Krone zusammengebunden.

Wenn dann aber eines solchen Festes Sonne sinket, des Landes Söhne heimkehren, des Festes Segen tragend in voller Brust, dann sollen sie noch eines thun. Dem Orte, welcher ihnen diesen Segen bereitet hat, sollen sie ein Andenken weihen, das nicht vergeht, nicht tot ist, sondern wachsen soll und groß werden, dem Segen gleich, den sie nach Hause tragen.

Ein Andenken soll es sein, daß in Liebe und Eintracht Eidsgenossen hier geweilet; ein örtliches und doch ein eidgenössisches soll es sein, ein Wahrzeichen des Sinnes, der an einem Orte wohnet wie in allen, ein Sinnbild der Teilnahme aller am Wohle der einzelnen, ein Pfand, daß die Liebe zum Orte die gleiche bleiben solle, sowie in Liebe und eidsgenössi-

ſchem Sinn gepflegt wird, was eidsgenöſſiſche Liebe geſtiftet. Eine Stiftung ſollte es ſein, wie der Ort ſie wünſcht und bedarf, und eine ſolche aus ſchweizeriſcher Hand zu nehmen, ſoll niemand ſich ſchämen, der Reiche nicht, der Arme nicht, ſoll niemand ſich weigern, auch der nicht, dem Eidsgenoſſen wehe gethan. Es ſoll ihm und ihnen ein Denkmal ſein, dauernder als Erz, daß das Vergangene vergeſſen, die alte Liebe neu geworden.

Wenn des Feſtes Rauſch verflogen, der Feſtplatz leer geworden iſt, ſo werden ſo gerne öde und leer die Herzen der Zurückbleibenden; ſo ſoll es nicht ſein. Der geſchiedenen Brüder Stelle ſoll der Pflegling füllen, den ſie an des Bruders Herz gelegt; in die Sorge für ihn ſoll des Feſtes Freude übergehen. Und wie das Feſt wandert von Ort zu Ort, ſoll ein ſolches Andenken bleiben an jedem Ort. Ein jeder ſoll eine eidsgenöſſiſche Feſte ſein, gewahret und gehütet von eidsgenöſſiſchem Sinne.

So würden in 46 Jahren 23 eidsgenöſſiſche Bundesfeſtungen entſtehen, ſtärker als aus Stein gebaute; die Liebe, die ſie gebaut, die Liebe, die ſie erbaut, die Liebe, die ſie bewahret, ſie würde der Hort ſein des Schweizerlandes. Wenn dann die Reihe, die Feſte zu halten, an unſere Kinder kömmt, und dieſe wandern von Ort zu Ort, tragen die alte Liebe an jeden Ort und finden an jedem Orte, als heilig gehaltenes Pfand, das lebendige Denkmal, welches ihre Väter aufgerichtet, den alten durch ſie neu gewordenen Sinn: dann wird es ihnen warm werden ums Herz, und heiß wird es ihnen in die Augen kommen, und mit bebenden Lippen werden ſie ſagen: Unſere Väter haben Großes gethan; unſrer Väter laßt uns würdig ſein!

Brüder bedenkt's!

Inhalt.

Die Armennot.

Seite

Erstes Kapitel. Die Not 5
Zweites Kapitel. Wo kömmt sie her? 17
Drittes Kapitel. Suchen die Leute Hülfe in der Not, und wo? 54
Viertes Kapitel. Bei wem ist die Hülfe in der Not zu suchen? 75
Fünftes Kapitel. Die Hülfe in ihrer ideellen Gestalt 88
Sechstes Kapitel. Der Hülfe Ausführbarkeit 104
Siebentes Kapitel. Die Ausführung 139
Achtes Kapitel. Der Bund 188
Neuntes Kapitel. Letztes Wort 197

Ein Sylvestertraum 223

Eines Schweizers Wort an den Schweizerischen Schützenverein 283

Digitized by Google

89006250666

b89006250666a

Digitized by Google

8900625066 6

b89006250666a

GÜNTHER & BAUMANN, ZÜRICH
Nachfolger
der Buchbinderei v. Gebr. Hug & Co.

Digitized by Google